Unterhaltung

Wissens


AUS
DER BIBLIOTHEK

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Novelle „Der Majoratserbe“ von Fedor v. Zobeltitz. (S. 104)
Originalzeichnung von R. E. Kepler.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.
Fünfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Sünden der Väter.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ihr Projekt ist so human, daß ich Ihre armen Aktionäre nur von Herzen bedauern könnte, Herr Rechtsanwalt," meinte Eibenschütz ironisch.

„Ich sagte Ihnen ja schon," gab Dobriner sehr gelassen zur Antwort, „daß ich gar nicht die Absicht habe, den Aktionären hohe Dividenden zu versprechen. Aber ganz so aussichtslos, als Sie glauben, ist auch für sie die Sache nicht. In jedem Miethsvertrage muß sich neben allen möglichen vortheilhaften Zusicherungen eine kleine unscheinbare Klausel befinden, welche besagt, daß alle bisher auf den Kaufpreis des Hauses gezahlten Beträge ohne Weiteres verfallen und verloren sind, wenn der Miether die Kolonie zu verlassen wünscht oder wenn er auch nur ein einziges Mal mit der Entrichtung des Miethszinses im Rückstande bleibt. Einer dieser beiden Fälle wird im Laufe der Jahre sicherlich fast in jedem Hause eintreten, und wenn man auch in der ersten Zeit von jener Bestimmung selbstverständlich nicht allzu streng Gebrauch machen wird, ließe sich doch später, wenn die gezahlten

Amortisationsbeträge schon eine hübsche Höhe erreicht haben, leicht ein recht netter Gewinn daraus erzielen."

„Das ist, ehrlich gesprochen, das einzige halbwegs Vernünftige, was ich bis jetzt in Ihrem Projekt habe entdecken können. Eine Andeutung, wo der Gründergewinn herauskommen soll, sind Sie mir aber noch immer schuldig geblieben."

„Ich war eben im Begriff, dahin zu gelangen, Verehrtester! Bis hierher stehen alle meine Entwürfe fix und fertig da — hier aber ist der Punkt, in Bezug auf den mir Ihr freundlicher Rath vielleicht wird von Nutzen sein können. Es ist selbstverständlich, daß uns das Terrain für unsere Kolonie nicht vom Himmel fallen kann, sondern daß wir es kaufen müssen, und ich sehe nicht, was den Verkäufer hindern sollte, seine hunderttausend Mark oder mehr bei dem Geschäft zu verdienen."

In August Eibenschütz' müden Augen blitzte es auf, und seine Gesichtszüge belebten sich; aber in der nächsten Sekunde schüttelte er doch wieder entmuthigt das ehrwürdige graue Haupt.

„Ich fange an, Sie zu verstehen, aber ich sehe auch, daß Sie die Schwierigkeiten eines so delikaten Geschäfts bei Weitem unterschätzen. Ein Terrain, bei dessen Kauf und Verkauf solche Summen zu verdienen wären, wird hier in der Umgebung Berlins schwerlich noch zu finden sein."

Dobriner lächelte zuversichtlich. „Es ist schon gefunden, Verehrtester, und mir fehlt nur noch der Kapitalist, der sich durch rasches Zugreifen das Geschäft sichert und mit dem sich über meine Betheiligung an dem Gewinn ein vernünftiges Wörtchen reden läßt."

Herr August Eibenschütz war in geschäftlichen Dingen gewiß nicht allzu vertrauensselig, und für das Projekt seines Besuchers hatte er sich bisher vollends nicht im

Mindesten erwärmen können; aber die gelassene und siegesgewisse Art Dobriner's blieb auf ihn doch nicht ganz ohne Wirkung.

„Alle Wetter!" meinte er, „Sie müssen Ihre Zeit gut angewendet haben, wenn Sie in den paar Tagen ein Spekulationsobjekt entdeckt haben, das den Augen so vieler findiger Leute bisher entgehen konnte. Wo liegen denn Ihre Terrains, wenn es erlaubt ist, darnach zu fragen?"

„Gestatten Sie mir, Ihnen darüber später nähere Aufschlüsse zu geben. Für jetzt nur soviel: Die Ländereien, die ich im Auge habe, dienen augenblicklich noch zu Viehweiden und Kartoffeläckern, sofern nicht ihre jämmerliche Bodenbeschaffenheit jede Art von landwirthschaftlicher Ausnutzung verbietet. Die Grundstücksspekulation hat ihnen ihr Augenmerk noch nicht zugewendet, weil es bis jetzt an einer Eisenbahnverbindung mit Berlin fehlt, und das sehr ausgedehnte Terrain würde darum, wie ich mich unter der Hand bereits vergewissert habe, für einen geradezu lächerlich geringen Preis zu haben sein. Hat man es erst einmal in den Händen, so kommt es nur darauf an, es dem Publikum als ein wahres Paradies und als für unsere Kolonie wie geschaffen erscheinen zu lassen. Da schon größere Wunder zu Stande gebracht worden sind, als dies, so zweifle ich nicht an der Ausführbarkeit des kleinen Manövers, um so weniger, als bei der schlechten Verbindung wohl nicht allzu Viele auf den Gedanken kommen werden, die Wüstenei selbst in Augenschein zu nehmen und als überdies jetzt im Winter eine hübsche und anmuthige Landschaft nicht viel anders aussieht als eine reizlose und öde. Man wird also nach Verlauf von zwei Monaten allgemein überzeugt sein, daß die Kolonie nirgends sonst angelegt werden darf, als gerade dort, und die Regierung, die einem so gemeinnützigen Projekt naturgemäß von vornherein das größte Wohlwollen entgegenbringen muß, wird sich dazu

bequemen, ein Anschlußgeleise bis zur nächsten Station zu bauen, um für die Arbeiter eine direkte Eisenbahnverbindung mit Berlin herzustellen. Ist es aber einmal so weit, so haben wir — das heißt mein Kapitalist und ich — das Spiel gewonnen. Denn zugleich mit dieser Verbindung sind auch alle Vorbedingungen für das Entstehen eines neuen Vororts geschaffen, der sich bei dem rapiden Anwachsen der Millionenstadt rasch genug auch mit anderen Bewohnern als nur mit Arbeitern bevölkern wird. Der unternehmende Mann, nach welchem ich bis jetzt noch suche, hat dann natürlich nur einen Theil des ausgedehnten Gebiets an eine Aktiengesellschaft verkauft, denjenigen vielleicht, der ein bischen feucht und sumpfig ist und beim Privatpublikum am schwersten Liebhaber finden würde. Das beste Bauland hat er in der Hand behalten, und wenn sich dann — wie mit Bestimmtheit zu erwarten steht — die Spekulation mit fieberhaftem Konkurrenzeifer des neuen, hochwillkommenen Objektes zu bemächtigen strebt, ist es ganz in sein Belieben gestellt, die Preise für den Grund und Boden zu bestimmen. — Erscheint Ihnen das einigermaßen verständlich, Herr Eibenschütz?"

Der Rentier wandte den Ausführungen Dobriner's längst wieder seine volle Aufmerksamkeit zu, und es war lediglich kaufmännische Diplomatie, wenn er sich auch jetzt noch den Anschein gab, als entbehre die Sache für ihn alles persönlichen Interesses.

„Der Plan ist gar nicht übel," sagte er wohlwollend, „und ich sehe jetzt erst, worauf Sie mit Ihrem ganzen Projekt eigentlich hinaus wollen. Die Arbeiterkolonie soll also nur dazu dienen, ein werthloses Terrain ohne alle Unkosten in ein werthvolles zu verwandeln?"

„So ist es. — Irgend einem Spekulanten zu Liebe würde die Regierung schwerlich auch nur eine einzige Schiene legen, und ohne meine Aktiengesellschaft, welche alle diese

Dinge im Interesse der Arbeiter aus ihrem großen Geldbeutel bestreitet, würde der Besitzer der Ländereien Unsummen für die Regulirung der Wege und für hundert andere unerläßliche Vorarbeiten verausgaben müssen, ehe er auch nur an den Verkauf einer einzigen Parzelle denken könnte."

„Und wenn nun die Aktiengesellschaft nicht zu Stande kommt? Oder wenn Sie aus irgend welchen Gründen den entscheidenden Einfluß auf die Führung der Angelegenheit verlieren?"

„Weder das Eine noch das Andere steht zu befürchten. Ich glaube zu wissen, was ich mir an Energie wie an agitatorischem Geschick zutrauen darf, und den möchte ich sehen, der mich aus einer einmal eroberten Position zu verdrängen vermöchte."

„Wenn Sie aber Ihrer Sache so sicher sind, mein lieber Herr Rechtsanwalt, warum machen Sie das Geschäft mit dem Terrainkauf dann nicht auf Ihre eigene Rechnung?"

„Aus zwei sehr triftigen Gründen. Erstens weil die ganze Sache sofort in's Wasser fallen würde, wenn man erriethe, welcher Art mein persönliches Interesse an ihrem Zustandekommen ist, und zweitens, weil ich nicht Kapital genug besitze, um den Ankauf der Ländereien etwa durch eine vorgeschobene Person zu bewirken."

Herr August Eibenschütz wurde nachdenklich. „Eine vorgeschobene Person — hm, das ist ein ganz guter Einfall. Nehmen wir einmal an, ich selbst würde das Geschäft mit Ihnen machen — das heißt, wohlgemerkt, ich sage nicht, daß ich die Absicht habe, es zu thun, aber man könnte sich doch die Möglichkeit denken, daß ich es thäte. Dann würde ich also die Ländereien auf den Namen einer Mittelsperson kaufen, und kein Mensch brauchte zu erfahren, daß ich der eigentliche Besitzer bin."

„So ist es, Herr Eibenschütz! Die Aktiengesellschaft

würde mit Ihnen gar nichts zu thun haben, sondern nur etwa mit Herrn Wilhelm Kunicke —"

Der Rentier fuhr beinahe heftig auf. „Wilhelm Kunicke? Was soll das heißen? Wie kommen Sie gerade auf diesen Namen?"

„O, Verzeihung, ich wählte ihn nur, um irgend ein Beispiel anzuführen und weil er mir zufällig noch aus Ihrem von uns geführten Prozeß im Gedächtniß ist."

„Ach so — aus jenem Prozeß!" meinte Eibenschütz etwas verdrießlich. „Na ja, ich stehe mit dem Manne wohl hier und da einmal in Verbindung, aber das geschieht natürlich ganz im Geheimen und außer uns Dreien hat hier in Berlin Niemand davon eine Ahnung."

„Und das Geheimniß wird, soviel an mir liegt, auch weiter zwischen uns Dreien bleiben. Wenn Ihnen aber die Erwähnung des Namens unangenehm ist, so können wir statt Kunicke ja auch Müller oder Schulze sagen. Also Herr Müller kauft baldmöglichst und ohne alles Aufsehen das fragliche Terrain. Er ist Ihnen sowohl als mir eine wildfremde Persönlichkeit und da Sie natürlich ebenfalls Aktionär der „Gemeinnützigen Baugesellschaft" sind, steht es Ihnen vollkommen frei, über die Unverschämtheit des Kaufpreises, welchen dieser Müller von uns verlangt, öffentlich bittere Klage zu führen. Ja, es würde sich gar nicht übel ausnehmen, wenn Sie bei dieser Gelegenheit einen recht eklatanten Beweis Ihres großartigen Wohlthätigkeitssinnes lieferten und sich durch irgend eine hochherzige Schenkung besondere Verdienste um das menschenfreundliche Werk erwürben. Sie könnten sich ja beispielsweise erbieten, nach dem Zustandekommen des Projekts aus Ihren eigenen Mitteln ein Schulhaus für die Arbeiterkinder zu bauen oder die Kolonie durch die Anlage eines Parkes zu verschönern oder was sich sonst je nach Lage der Dinge als zweckmäßig erwiese. Das würde Ihnen

viel Ehre und Anerkennung, Herrn Müller aber, der ja wiederum den Grund und Boden käuflich hergeben müßte, ein hübsches Stück Geld eintragen und jeder Möglichkeit eines unliebsamen Verdachts wäre auf die einfachste und wirksamste Art vorgebeugt. — Das heißt, wohl gemerkt, ich sage das Alles nur, um in anschaulichen Beispielen zu reden, denn in Wahrheit muthe ich Ihnen gar nicht zu, sich mit der Angelegenheit zu befassen. Sie sind ja glücklicherweise reich genug, um gelassen zuzuschauen, wie auch Andere etwas gewinnen, und wenn ich Ihnen einen Einblick in meine Pläne eröffnet habe, so geschah es nur, weil Sie mir bei Ihrer ausgebreiteten Personenkenntniß gewiß leicht einen Mann bezeichnen können, der Geld, Muth und Unternehmungsgeist genug besitzt, um auf meine Ideen einzugehen."

„Gewiß, junger Freund, gewiß! Ein solcher Mann wird sich schon finden, und unter gewissen Umständen — das heißt, wenn die Entwickelung der Dinge einige Sicherheit für das Gelingen des Ganzen bietet — wäre ich selber vielleicht gar nicht so abgeneigt, der Sache näher zu treten. Es ist eine gesunde Idee, das unterliegt keinem Zweifel, aber es müßte doch wohl erst eine Art von Grundlage geschaffen werden, auf der man weiterbauen könnte, und schließlich muß man doch auch die Größe der Summen kennen, um welche es sich handelt. Ueber ein so weit ausschauendes Geschäft entscheidet man sich nicht innerhalb fünf Minuten mit einem einfachen Ja oder Nein."

„Sicherlich nicht! Ich selber wäre der Letzte, einem praktisch denkenden Manne solches Ansinnen zu stellen. Aber wenn Sie sich wirklich für die Angelegenheit interessiren, werde ich Ihnen morgen eine ausführliche schriftliche Ausarbeitung meines Planes überreichen, zugleich mit einer ungefähren Veranschlagung der erforderlichen Kapitalien, und Ihnen mit Vergnügen zwei bis drei Tage Zeit

lassen, Ihre Entschließungen zu fassen. Sagen Sie ja, so werde ich mich mit einem so klugen und billig denkenden Manne über die zweckmäßigste Art des Vorgehens sicherlich ebenso leicht verständigen als über den Antheil am Gewinn, welcher mir zufallen müßte."

Sie schüttelten sich die Hände, und Dobriner schickte sich zum Aufbruch an. Während Eibenschütz ihn zur Thür geleitete, machte er seinem Besucher freundliche Vorwürfe, daß er sich nach jenem ersten Mittagessen nur ein einziges Mal wieder in seinem Hause gezeigt habe, und mit einem kleinen Lächeln fügte er hinzu: „Nicht nur mein Sohn hat Sie vermißt, sondern auch Lona hat schon zweimal gefragt, warum Sie sich denn gar nicht wieder sehen lassen. Das ist eine Auszeichnung, auf die Sie schon ein wenig stolz sein dürfen, denn meine Tochter ist sehr sparsam mit Aeußerungen des Interesses für die jungen Herren ihrer Bekanntschaft."

„Ich weiß die Ehre, welche mir das gnädige Fräulein damit erweist, vollauf zu würdigen. Aber die Vorbereitungen für das große Werk nahmen bisher fast meine ganze Zeit in Anspruch, und dann möchte ich auch, offen gestanden, nicht gern durch eine öftere Wiederholung meiner Besuche irgend Jemandes Mißfallen erregen."

Der Rentier machte ein sehr verwundertes Gesicht. „Ich verstehe Sie nicht," sagte er. „Wem sollten Ihre Besuche mißfallen. Ich will doch nicht hoffen, daß etwa meine Frau —"

„O, welch' ein Gedanke!" protestirte Dobriner eifrig. „Ich bin voll des Entzückens über die Liebenswürdigkeit Ihrer Frau Gemahlin. Aber Sie haben ältere Freunde, die sich vielleicht durch mein allzu häufiges Erscheinen in ihren Rechten beeinträchtigt glauben und denen dadurch eine Empfindung — wenn nicht der Eifersucht, so doch des Mißvergnügens erzeugt werden könnte."

Nun lächelte August Eibenschütz verständnißvoll und klopfte Dobriner auf die Schulter. „Ich weiß, auf wen Sie damit zielen; aber ich kann Ihnen zu Ihrer Beruhigung sagen, daß Sie sich ganz unnöthige Sorge machen. Der Lieutenant v. Hohenbruck, den Sie mit der Anspielung auf die älteren Freunde ja allein meinen können, ist ein viel zu vornehmer und feingebildeter Mann, um einer so thörichten Eifersüchtelei Herrschaft über sich einzuräumen. Und dann — Sie werden mir diese offene Bemerkung ja nicht übel nehmen, lieber Freund — hat er auch nicht den geringsten Grund, sich vor Ihrer Nebenbuhlerschaft zu fürchten."

„Ah, man darf also vielleicht gar schon gratuliren? Die Herrschaften sind bereits im vollen Einverständniß?"

„Nun, ich brauche ja vor Ihnen kein Geheimniß daraus zu machen. Ich erwarte allerdings schon in nächster Zeit einen Heirathsantrag von Seiten des Freiherrn, und ich müßte ein sehr schlechter Menschenkenner sein, wenn nicht meine Lona diese Erwartung theilte. Der Premierlieutenant ist, wie es scheint, in diesem Punkte ein bischen schüchtern, aber wenn ich ihm bei passender Gelegenheit um ein gutes Stück Weges entgegenkomme, wird er seine Schüchternheit schon überwinden."

„Sollte er nicht doch vielleicht andere Beweggründe haben, mit seiner Bewerbung zu zögern? An die ‚Schüchternheit' eines Gardeoffiziers zu glauben, fällt Einem doch nicht so ganz leicht. Möglicherweise ist er stark verschuldet."

Nie hatte das ehrwürdige Antlitz des Rentiers strahlender und gutmüthiger ausgesehen, als in diesem Augenblick. „Glauben Sie etwa, daß ich einem jungen Manne die Annäherung an meine Tochter gestatten würde, ohne über seine Vermögensverhältnisse auf das Allergenaueste unterrichtet zu sein? Und gerade in diesem Falle hat es für mich aus ganz besonderen Gründen sehr wenig Schwierig-

keiten gehabt, zuverlässigen Aufschluß darüber zu erhalten."

„Herr v. Hohenbruck ist also wahrscheinlich ein sehr begüterter Mann?"

„Nichts weniger als das. Es wird ihm allerdings später einmal durch Erbschaft ein kleiner Grundbesitz zufallen, aber ein fürstliches Leben wird er von den Renten, welche derselbe trägt, nicht führen können. Und überdies ist der gegenwärtige Besitzer ein rüstiger Sechziger, der es ganz gut noch fünfzehn oder zwanzig Jahre in dieser schnöden Welt aushalten kann. Ich zweifle, daß Herr v. Hohenbruck im Stande sein wird, auf den Tod dieses zähen Onkels zu warten, wenn er nicht inzwischen seinen Finanzen durch eine vortheilhafte Heirath oder dergleichen aufzuhelfen vermag."

„Meine erste Vermuthung war darnach die richtige: der Herr Premierlieutenant hat Schulden?"

Der Rentier lächelte bedeutsam. „Nicht gerade soviel, daß es seinen künftigen Schwiegervater ruiniren müßte, aber immerhin genug, um die Empfindlichkeit des Freiherrn für gewisse Standesunterschiede ein wenig abzustumpfen. Uebrigens dürfen Sie mich nach dieser vertraulichen Mittheilung nicht für einen leichtfertigen Verschwender oder gar für einen jener Hansnarren halten, die ein sauer erworbenes Vermögen opfern, nur um einen adeligen Schwiegersohn damit zu erkaufen, der vielleicht ein Wüstling oder ein Spieler ist. So liegen die Sachen in meinem Falle ganz und gar nicht. Hohenbruck ist das Muster eines soliden und ehrenhaften Menschen; er büßt lediglich für die Sünden eines Bruders, der mit seinen lockeren Streichen den geachteten Namen der Familie zu gefährden drohte, und auf der ganzen Welt weiß vielleicht Niemand besser als ich, wie unschuldig der Premierlieutenant dazu kam, in drückende Verschuldung zu gerathen."

„Ah! Sie selbst also sind es, der —"

Herr August Eibenschütz legte die Finger an die Lippen. „Still! Davon spricht man nicht! Ich kümmere mich nicht weiter um die Geschäfte, die Herr Wilhelm Kunicke zuweilen mit Offizieren macht, aber Sie werden mir schließlich zugeben, daß es eine lächerliche Vorsicht wäre, das Risiko von ein paar tausend Thalern zu scheuen, wenn man dadurch eine Verbindung mit den besten Familien des Landes gewinnen und ein geliebtes Kind glücklich machen kann. Wäre nichts aus der Sache geworden, so hätte ich als Trost für den kleinen Verlust doch das Bewußtsein behalten, meine Vaterpflichten treu und rechtschaffen erfüllt zu haben."

„Ich erlaubte mir schon einmal zu bemerken, Herr Eibenschütz, daß Sie in der rührenden Sorge für Ihre Familie geradezu bewunderungswürdig sind. Kennt denn übrigens Herr v. Hohenbruck die Lage, in welcher er sich Ihnen gegenüber befindet?"

„Gott bewahre, er hat keine Ahnung davon, und er darf es selbstverständlich auch niemals erfahren. Diese Leute haben ja in manchen Dingen ein so merkwürdiges Ehrgefühl, daß man gar nicht behutsam genug mit ihnen umgehen kann. Sie sind, wie gesagt, hier in Berlin der einzige Mensch, der von meiner Verbindung mit Wilhelm Kunicke Kenntniß hat."

„Und ich begreife es vollkommen, daß Sie darauf bedacht sein müssen, diese Verbindung namentlich vor Ihrem künftigen Schwiegersohn geheim zu halten. Nun, ich hoffe, daß Sie mich nicht vergessen werden, wenn Sie die Liste der Einladungen für Fräulein Lona's Hochzeitsfeier aufstellen."

„Sicherlich nicht," lachte der Rentier, „und ich wünschte aufrichtig, daß wir erst so weit wären. Einen Verlobungsschmaus wollte ich geben, wie man ihn glänzender in Berlin noch nicht gesehen hat. Und wenn ich es dann noch

erlebe, daß mein Heinz den Professortitel erhält, werde ich die Aufgabe meines Lebens als erfüllt betrachten. Meine Kinder glücklich zu machen, war ja das einzige Ziel, welches mir vorschwebte, wenn ich unablässig auf die Vergrößerung meines Vermögens bedacht war, und wenn der Himmel bis heute mein Tagewerk mit seinem Segen begleitet hat, wird er mich, wie ich hoffe, auch dieses letzte Ziel noch erreichen lassen."

So gütig war das Antlitz des ehrwürdigen Rentiers und ein Spiegel so reinen Seelenfriedens, daß man bei seinem Anblick unmöglich eine andere Empfindung als die der Verehrung und der Bewunderung für ihn haben konnte. Paul Dobriner drückte denn auch mit achtungsvoller Wärme die trotz aller Pflege etwas plebejisch gebliebene Hand, welche ihm wohlwollend zum Abschied dargeboten wurde.

Aber als er zwei Minuten später draußen die Treppe hinabging, murmelte er etwas vor sich hin, das gar nicht sehr freundschaftlich und am allerwenigsten wie ein Ausdruck der Hochachtung vor Herrn August Eibenschütz klang.

Sechstes Kapitel.

Im Stall des Herrn August Eibenschütz standen außer den beiden prächtigen Trakehner Kutschpferden nicht weniger als drei Reitpferde. Er selber hatte zwar niemals in seinem ganzen Leben den Fuß in einen Steigbügel gesetzt, wie er überhaupt Allem, was auch nur die kleinste Gefahr für sein Leben oder seine Gesundheit in sich schließen konnte, stets mit weiser Behutsamkeit aus dem Wege gegangen war; aber er hatte gesehen, daß die Söhne und Töchter vornehmer Leute ihre Reitpferde hatten, und er wollte nicht, daß seine Kinder sich in irgend etwas von den Kindern der vornehmen Leute unterschieden. Zögernd nur hatte der Premierlieutenant v. Hohenbruck im Anfange ihrer Be-

kanntschaft das freundliche Anerbieten des Hausherrn, auf dem überzähligen Pferde die Geschwister bei ihren Morgenspazierritten zu begleiten, angenommen. Aber schon beim zweiten Male hatte es keines sehr eindringlichen Zuredens mehr bedurft, und allmälig hatten sich diese gemeinsamen Ausflüge zu Dreien zu einer feststehenden Gepflogenheit herausgebildet. Da Heinz kein allzugeschickter Reiter war und sich deshalb ein Roß von ziemlich schwerfälligem Temperament gewählt hatte, geschah es gar nicht selten, daß er, wenn Lona in einer Anwandlung von Uebermuth dem ihrigen die Gerte gegeben hatte, um ein gutes Stück hinter den beiden Anderen zurückblieb und sie erst nach einer geraumen Weile einzuholen vermochte. Aber er war weit davon entfernt, seinem hübschen Schwesterchen solche Beweise ihrer Ueberlegenheit übel zu nehmen, und jedesmal, wenn die beiden lustig Vorausgesprengten recht lange auf den Nachzügler hatten warten müssen, gab es viel harmlose Heiterkeit zwischen ihnen, und eine Fülle munterer Scherzworte flog hinüber und herüber.

Hohenbruck war überhaupt während dieser Ausflüge, die sich zuweilen über den entlaubten Thiergarten hinaus bis weit in den Grunewald hinein ausdehnten, ein ganz Anderer als bei seinen Abendbesuchen im Eibenschütz'schen Hause. Er war ein ausgezeichneter Reiter, der mit seiner stattlichen Gestalt im Sattel eine prächtige Erscheinung abgab und der mit spielender Leichtigkeit die Unarten auch des ungeberdigsten Thieres überwand. Wie wenn die Ausübung des ritterlichen Sports ihn erst in sein eigentliches Lebenselement versetzt hätte, wurde er aufgeräumt und gesprächig, sobald sie nur die Häusermassen Berlins hinter sich hatten und ihre Pferde aus dem durch das Straßenpflaster gebotenen langsamen Schritt draußen auf den Reitwegen des weiten Parkes in eine schnellere Gangart fallen lassen konnten. Es hatte mitunter fast den An-

schein, als ob eine schwere, drückende Bürde, welche so lange unsichtbar auf ihm gelastet, dann allgemach von seiner Stirn und von seiner Brust genommen würde, als ob sein Haupt sich stolzer emporhöbe, und sein Blick freier über seine Umgebung dahinflöge. Der Ausdruck tiefen Ernstes wich aus seinen Zügen, und er war so frisch und fröhlich, wie nur irgend einer seiner lebenslustigsten Kameraden.

Auch an dem heutigen sonnig klaren Wintermorgen war der Premierlieutenant um die verabredete Stunde erschienen. Auf der Treppe schon waren ihm Heinz und Lona entgegengekommen, aber nur die Letztere hatte ihren Reitanzug angelegt, während der Doktor im Ton des Bedauerns erklärte, sich heute einer dringenden Abhaltung wegen von dem Spazierritt ausschließen zu müssen.

„Ich hoffe, Du wirst Dich nicht vor der schweren Verantwortung fürchten, welche die Pflicht, meine Schwester unter Deinen ritterlichen Schutz zu nehmen, auf Deine Schultern legt, mein lieber Hohenbruck!" sagte er scherzend. „Ich gebe Dir damit den höchsten Beweis meines Vertrauens, aber es ist selbstverständlich, daß Du mit Deinem eigenen Leben für das ihrige einstehst."

Es schien fast, als ob die Aussicht, mit Lona allein zu bleiben, den jungen Offizier im ersten Augenblick mehr betroffen als glücklich gemacht hätte, denn er stimmte nicht in den munteren Ton seines Freundes ein, sondern warf nur einen Blick auf Lona, der etwas wie eine stumme Frage oder wie eine zaghafte Bitte zu enthalten schien. Und es war seltsam, daß die junge Dame, die sonst Jedem mit unschuldiger Unbefangenheit frei und offen in's Gesicht zu sehen pflegte, diesmal vor dem fragenden Blick Hohenbruck's wie in scheuer Befangenheit die Augen niederschlug, und daß auch sie in Anknüpfung an ihres Bruders scherzhafte Bemerkung keines jener übermüthigen Worte in Bereitschaft hatte, mit denen sie sonst, wenn

sie zu Dreien waren, die Unterhaltung so fröhlich zu beleben wußte.

Aber Doktor Heinz bemerkte nichts von diesen befremdlichen Anzeichen. Er ging plaudernd und lachend mit den beiden Anderen hinunter in den Hof, wo die Pferde schon bereit standen, ließ das seinige in den Stall zurückführen und war seiner Schwester behilflich, in den Sattel zu steigen. Mit einem Händedruck verabschiedete er sich von Hohenbruck und schaute den beiden schönen Gestalten dann lächelnd nach, so lange er sie mit den Blicken zu verfolgen vermochte.

Einige Minuten später trat er in das Arbeitszimmer seines Vaters.

„Ich habe Deinem Wunsche Folge geleistet und heute auf meinen Spazierritt verzichtet, lieber Vater. Nun sage mir auch, wozu Du meiner so dringend bedarfst, daß Du Dich nicht einmal mehr zwei Stunden zu gedulden vermochtest."

August Eibenschütz bot ihm ein Kistchen mit den kostbarsten seiner Cigarren an und beeilte sich mit fast unterwürfigem Eifer, ihm auch ein Streichhölzchen anzuzünden.

„Ich hoffe, das Opfer wird Dir nicht allzuschwer geworden sein," sagte er mit dem freundlichsten Ausdruck seiner sanften Stimme. „Man geht mit der Absicht um, mich in ein städtisches Ehrenamt zu wählen und hat unter der Hand die vertrauliche Anfrage an mich gelangen lassen, ob ich bereit sein würde, es anzunehmen. Aber ich wollte mich nicht darüber entscheiden, ohne Deine Meinung gehört zu haben, mein Sohn; denn ich würde damit doch immerhin gewissermaßen in die Oeffentlichkeit hinaustreten, und es ist selbstverständlich, daß ich die mir zugedachte Ehre ohne Weiteres ablehnen werde, wenn Du daran irgend welchen Anstoß nimmst."

„Wie oft habe ich Dir gesagt, Vater, daß ich mir nie-

mals anmaßen werde, einen Einfluß auf Deine Handlungen und Entschlüsse zu üben. Wenn Du Dich fähig fühlst, die Pflichten zu erfüllen, welche jenes Ehrenamt Dir auferlegt, und wenn die dazu erforderliche Thätigkeit Deinen Neigungen entspricht, so solltest Du keinen Augenblick zögern. Aber war die Erörterung dieses Gegenstandes denn so eilig, daß ich darum meinen Spazierritt aufgeben mußte?"

Eibenschütz schlug ihm mit der Hand auf das Knie und machte eine pfiffige Grimasse. „Ahnst Du denn gar nichts, mein Junge? Hast Du denn nicht begriffen, daß meine dringende Angelegenheit nur ein diplomatisches Manöver war, um in Lona's Augen für Dein Zurückbleiben eine Motivirung zu finden?"

„Ah, das ist stark!" rief der Doktor, dem nun allerdings das Verständniß aufzugehen schien, halb belustigt und halb ärgerlich aus. „Nur darum war Dir's also zu thun, die Beiden allein reiten zu lassen?"

„Natürlich. Vor lauter Rücksicht auf die Schicklichkeit kommen sonst so ein paar prächtige, dumme Menschenkinder am Ende gar nicht dazu, sich das große Geheimniß zu offenbaren, das sie doch der ganzen übrigen Welt schon längst verrathen haben."

„Nun, was mich anbetrifft, so wirst Du im gegebenen Fall solche Kriegslisten nicht nöthig haben," meinte der Doktor heiter. „Wenn ich einmal gefunden habe, was mein Herz in Flammen setzt, so werde ich ohne langes Besinnen mit beiden Händen zugreifen. Vorläufig aber bist Du vor allen derartigen Ueberraschungen von meiner Seite noch sicher, denn ich habe eine Menge wichtigerer Dinge zu thun, als mich zu verlieben."

„Sorge nur, daß Du Dich nicht überarbeitest, mein lieber Junge," sagte Eibenschütz zärtlich. „Das Leben ist ja so lang, und Du wirst darin noch so viel Zeit finden, Dich mit Deinen Büchern zu beschäftigen, daß Du die

Freuden Deiner Jugend deshalb wahrhaftig nicht zu opfern brauchst."

„Schade nur, daß die Meinungen über diesen Punkt so verschieden sind. ‚Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang!' sagt Goethe. Doch es ist ein Unsinn, so viel von mir zu reden. Du glaubst also wirklich, daß Hohenbruck Lona liebt und daß er nur auf eine Gelegenheit wartet, um sich ihr zu erklären?"

„Das ist meine feste Ueberzeugung. Wenn ich auch nicht ganz im Stillen hundert kleine Beobachtungen gemacht hätte, die mir gezeigt haben, wie es um die Herzen der Beiden bestellt ist, so würden doch Hohenbruck's regelmäßige Besuche deutlich genug für seine Absichten sprechen. Er lebt lange genug in der Welt, um zu wissen, welche Bedeutung die Gesellschaft einem solchen Verkehr beimißt, und er ist viel zu sehr Edelmann, um eine junge Dame zu kompromittiren."

Heinz Eibenschütz war ernster geworden und blies mit nachdenklicher Miene den duftigen Rauch seiner Cigarre von sich.

„Sind die Anschauungen der Welt in diesem Punkte wirklich so streng?" fragte er. „Angenommen nun, Deine Beobachtungen hätten Dich trotzdem getäuscht, und Hohenbruck empfände für Lona nicht mehr als eine herzliche Freundschaft — hätte er sich dann durch seine häufigen Besuche wirklich eines Unrechts gegen sie schuldig gemacht? Und würde sie in der Achtung der Leute verlieren, wenn diese Besuche nun aus irgend einer Veranlassung aufhörten, ohne daß ihnen ein Verlöbniß gefolgt wäre?"

„Ohne Zweifel, mein Sohn! Es läge darin sogar eine schwere Beleidigung, die wir kaum ungestraft hingehen lassen dürften. Aber es ist wohl müßig, daß wir uns über solche Unmöglichkeiten die Köpfe zerbrechen. Hohenbruck ist ein Ehrenmann und verliebt — das sind zwei That-

sachen, die mir Bürgschaft genug dafür gewähren, daß der gute Name Deiner Schwester unangetastet bleiben werde."

— — — — — — — — — — — —

Während im Arbeitszimmer des Herrn August Eibenschütz von der bedeutsamen Wendung in ihrer Beider Lebensschicksal wie von etwas Feststehendem und Unabänderlichem gesprochen wurde, ritten Hohenbruck und Lona mit so ernsten Gesichtern nebeneinander her, als wenn sie sich viel mehr feindlich denn liebevoll gesonnen seien. Sie hatten heute eine merkwürdig lange Zeit gebraucht, um bis zum Brandenburger Thor und in den Thiergarten zu gelangen; es war fast gewesen, als ob ihnen die Unmöglichkeit, im Geräusch der Straßen eine lebhafte Unterhaltung zu führen, willkommen wäre, und als ob sie sich Beide gleichmäßig vor dem Alleinsein draußen auf den einsamen Reitwegen fürchteten.

Niemals in der ganzen Zeit ihrer gemeinsamen Spazierritte hatte sich ihnen das winterliche Landschaftsbild des Thiergartens in so bezaubernder Pracht dargeboten, als an diesem Morgen. Ein dicker, milchweißer Nebel hatte während der ersten Stunden des Tages über Berlin und seiner Umgebung gelastet; aber die Sonne hatte ihn siegreich zerstreut. In reinstem, wolkenlosem Blau war der Himmel zwischen den Fetzen des zerflatternden Dunstschleiers sichtbar geworden und auf den kahlen Aesten und Zweigen der Bäume schimmerte und glitzerte nun in Millionen zarter Eisnadeln und wunderfeiner Krystallgebilde der Rauhreif, den der nebelkalte Morgen zurückgelassen hatte. Wie die Scenerie eines phantastischen Märchens aus „Tausend und eine Nacht" nahm sich der ganze in schneeiger Weiße leuchtende Waldpark aus, und je weiter sich die beiden Reiter von der breiten Hauptstraße entfernten, auf der das Klingeln der Pferdebahnwagen und das schwerfällige Rasseln der Lastfuhrwerke den poetischen Zauber des wundersamen Bildes

rücksichtslos zerstörten, je tiefer die Stille war, welche sie umfing, desto überraschender und bestrickender offenbarten sich ihnen die fremdartigen Reize des über Nacht so wundersam verwandelten Gemäldes.

Aber noch immer hatte ihre Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen wollen, und noch immer war in ihrem einsilbigen Gespräch kein Funke jener ausgelassenen Fröhlichkeit aufgesprüht, die sonst, wenn sie zu Dreien gewesen waren, den eigentlichen Reiz ihrer Spazierritte ausgemacht hatte.

„Wie schade, daß alle diese schimmernde Herrlichkeit schon nach wenig Stunden in nichts vergangen sein wird," sagte Hohenbruck fast schwermüthig, „und daß gerade dieselbe Sonne, welche uns die ganze Pracht offenbar werden läßt, es sein muß, welche sie zerstört. Am Ende freilich wiederholt sich da in der Natur nur das, was wir im Leben oft genug beobachten können."

Eine kleine Weile verging, ehe Lona fragte: „Ich weiß nicht recht, wie Sie das verstehen, Herr v. Hohenbruck. Wenn wir das Bild der leuchtenden Sonnenstrahlen auf die Verhältnisse des Lebens übertragen, geschieht es doch wohl nur, weil wir damit etwas Beglückendes, Freude und Segen Spendendes bezeichnen wollen. Und wie könnte in dem, was uns erfreut und beglückt, eine feindliche Macht der Zerstörung sein?"

„Ich glaube wohl, daß Sie selbst noch niemals etwas derartiges erfahren haben, Fräulein Lona, und ich wünsche von Herzen, daß Ihnen die Erfahrung auch künftig erspart bleiben möge. Aber ich würde kaum in Verlegenheit gerathen, wenn ich Ihnen eine Fülle von Beispielen dafür aufzählen sollte, daß die Quelle des höchsten Glückes und der höchsten Seligkeit nur zu oft gleichzeitig auch die Quelle des tiefsten Wehs — ja der Vernichtung und des Verderbens ist."

„Und ein solches Beispiel — wollen Sie es mir nicht nennen?"

Ihre Pferde, die sie in langsamster Gangart gehalten hatten, schritten jetzt so dicht nebeneinander her, daß Hohenbruck nur den Arm hätte auszustrecken brauchen, um Lona's Schultern zu umfangen. Und vielleicht geschah es wirklich nur, weil er einer ähnlichen Versuchung widerstehen wollte, daß er ihr sein Gesicht nicht zuwandte, sondern gerade vor sich hinaus in die schimmernde Pracht des wie mit Brillanten überfäeten Waldes schaute.

„Wenn nicht seit dem Anbeginn der Welt alle Dichter gelogen haben," sagte er, „so ist die höchste irdische Seligkeit die Liebe, und von Millionen berufener und unberufener Sänger ist sie in begeisterten Worten die Sonne des Daseins genannt worden. Aber ungezählte Menschenleben sind zu allen Zeiten von der Gluth dieser Sonne verzehrt worden, und selbst unter den Glücklicheren ist vielleicht kaum Einer, dem ihre Strahlen nur Freude und nicht auch Schmerzen bereitet hätten. Wenn es kein höheres, irdisches Glück für den Menschen gibt als das, den Gegenstand seiner Liebe zu erringen und zu besitzen, so gibt es ganz gewiß auch kein tieferes, grausameres Leid als das, ihn zu verlieren oder ihm entsagen zu müssen, ehe die heiße Sehnsucht des Herzens nur durch einen einzigen Augenblick der Wonne gestillt worden ist."

Der tiefernste, fast schmerzliche Klang seiner Stimme gab seinen Worten viel schwerere Bedeutung, als die allgemein gehaltene Betrachtung sie sonst vielleicht für Lona's Ohr gehabt haben würde. Um ihre Mundwinkel zuckte es und sie bewegte die Lippen, als ob eine rasche Erwiederung sich auf dieselben drängen wollte. Aber sie sprach kein Wort; nur ein heftiger Ruck an den Zügeln ließ ihr empfindliches Pferd hoch aufsteigen, um es dann, nachdem sie die Reitgerte sausend hatte auf seine Flanke

niederfallen lassen, zu einem wilden Galop zu bestimmen.

Hohenbruck hatte unwillkürlich die Hand nach der Trense ihres Pferdes ausgestreckt, um es wieder auf die Vorderhufe herabzubringen, aber Lona war eine sichere Reiterin, die seines Beistandes nicht bedurfte, um das Thier zu meistern. Mit großer Ruhe hielt sie sich im Sattel, während das erregte Pferd schnaubend und mit weitgeöffneten Nüstern dahinraste.

Die Schnelligkeit des ungestümen Rittes schloß wohl zehn Minuten lang jede Fortsetzung der so jäh abgebrochenen Unterhaltung vollständig aus; dann aber parirte Lona ebenso unerwartet, als sie es vorhin angetrieben hatte, ihr Pferd und sagte nach einem tiefen Aufathmen, indem sie ihrem Begleiter fest in's Gesicht sah: „Sie würden niemals eine Gattin unter Ihrem Stande wählen — nicht wahr, Herr v. Hohenbruck?"

Die Frage mochte ihn überrascht haben, weil sie anscheinend so ganz außer jedem Zusammenhang war mit dem, was sie eben gesprochen, aber er antwortete nichtsdestoweniger ohne alles Besinnen und mit ruhiger Bestimmtheit: „Unter meinem Stande — allerdings nein! Aber ich würde den Standesbegriff dabei wohl etwas anders auffassen, als es gemeinhin zu geschehen pflegt. Wie ich jeden Menschen von tadelloser Ehrenhaftigkeit, dessen allgemeine und gesellschaftliche Bildung mir den Verkehr mit ihm ermöglicht, vorbehaltlos als meinesgleichen betrachte, so würde ich auch bei der Wahl meiner Gattin nach ihrer Herkunft und nach ihrer Familie nur in einem ganz anderen Sinne fragen, als in dem Sinne einer Unterscheidung zwischen adelig und bürgerlich."

Es entging ihm nicht, daß Lona's Wangen sich höher geröthet hatten, und daß ihre Brust sich in rascheren Athemzügen hob und senkte. Aber dies konnten ebensowohl die

Folgen des anstrengenden und stürmischen Rittes sein, als die Anzeichen einer tieferen seelischen Erregung. Wieder drohte ihre sprunghafte Unterhaltung in's Stocken zu gerathen; aber der Premierlieutenant, der eine kleine Weile mit fest zusammengepreßten Lippen im Sattel gesessen hatte, schien während dieser kurzen Zeit einen bedeutsamen Entschluß gefaßt zu haben, da er seine letzten Worte plötzlich durch eine Hinzufügung ergänzte, für welche Lona's Frage ihm anscheinend nicht den geringsten Anlaß geboten hatte.

„Wenn ich überhaupt jemals dem Gedanken an eine Verheirathung Raum geben darf, werde ich durch die Verhältnisse genöthigt sein, von dem weiblichen Wesen, welches sein Schicksal mit dem meinigen verbindet, so viel und so Großes zu fordern, daß daneben eine Frage nach dem Stammbaum mir selber wahrlich sehr unangebracht und thöricht erscheinen müßte. Wie ich verlangen würde, daß sie mir allein um meiner selbst willen die Hand reicht, so dürfte auch ich sicherlich sehr wenig um die Zahl ihrer nachweisbaren Ahnen bekümmert sein; denn es ist weder Vermögen noch glänzende gesellschaftliche Stellung, ja, es ist nicht einmal meine Offiziersuniform und die Aussicht auf ein ruhmvolles Emporsteigen in der militärischen Laufbahn, was ich meiner Gattin als verlockende Beigabe meiner Liebe zu bieten vermöchte. Ich würde ein sehr anspruchsvoller Bewerber sein, denn ich würde nicht viel weniger begehren müssen als einen Verzicht auf alle diejenigen Freuden und Genüsse des Daseins, welche nach meinen Beobachtungen den meisten unserer jungen Damen das Leben überhaupt erst begehrenswerth erscheinen lassen. Ich bin ein armer Mann, Fräulein Lona, und aller menschlichen Voraussicht nach werde ich es auch bis an mein Lebensende bleiben."

Alle Befangenheit war jetzt aus seinem Wesen verschwunden, und wie seine Worte als der Ausdruck einer

schönen, mannhaften Offenheit erschienen, so war auch sein Blick, der auf ihrem lieblichen Antlitz ruhte, frei und offen. Weder Hoffnung noch Furcht verrieth sich in seinen Zügen, als er den raschen Wechsel der Farbe auf ihren Wangen sah, und ohne ein Zeichen der Ungeduld wartete er auf die Antwort, die endlich zögernd und beklommen über ihre Lippen kam.

„Dies Alles trifft doch wohl nur dann zu, wenn auch das Mädchen arm ist, um welches Sie sich bewerben. Oder betrachten Sie dies etwa als eine unerläßliche Vorbedingung für Ihre Wahl?“

„Wie könnte ein Empfinden, das an derartige äußerliche Voraussetzungen gebunden wäre, den Namen der Liebe beanspruchen?“ erwiederte er ruhig. „Aber ich würde vielleicht allerdings den Muth einer Werbung viel eher dem armen als dem reichen Mädchen gegenüber gefunden haben, denn niemals würde ich meiner Gattin gestatten können, mein Haus auf der Grundlage ihres Reichthums aufzubauen. Nur was ich selbst ihr an Freuden des Daseins zu schaffen vermöchte, würde sie an meiner Seite genießen dürfen.“

„Das heißt mit anderen Worten, Sie würden die Annahme einer Mitgift verschmähen?“

„Ja. Ich kann nicht, wie so viele meiner Kameraden, vom Gelde meiner Frau leben. — Meine Eltern sind seit vielen Jahren todt, und das kleine Vermögen, welches sie meinem jüngeren Bruder und mir hinterließen, ist bis auf den letzten Pfennig dahin. Der monatliche Zuschuß zu meiner Lieutenantsgage, dessen ich nach den bestehenden Vorschriften benöthige, wird mir, um mein Verbleiben im Dienste vorläufig zu ermöglichen, von einem Bruder meiner verstorbenen Mutter gezahlt, und dieser seit Langem verwittwete kinderlose Oheim hat auch durch letztwillige Verfügung dafür Sorge getragen, daß sein Gut dereinst nach seinem Ableben auf mich übergehen wird. Ja, er

ist großmüthig genug gewesen, mir zu erklären, daß er mir im Falle meiner Verheirathung, die dann allerdings unausweichlich meinen Austritt aus dem aktiven Dienst im Gefolge haben würde, die Bewirthschaftung seines Gutes sofort übertragen und sich neben dem Eigenthumsrecht nur eine bestimmte Leibrente vorbehalten würde. Ein eigener Herd wie ein sicheres Dach über unseren Häuptern würden es somit immerhin sein, was ich meiner Gattin zu bieten vermöchte, aber es wäre nur das Dach eines alten schmucklosen Herrenhauses, unter welchem es weder prächtige Salons, noch üppige Boudoirs, noch Musiksäle und Wintergärten gibt, und sie würde sich allezeit mit der bescheidenen Rolle begnügen müssen, welche die Frau eines kleinen Landedelmannes in der vornehmen Gesellschaft spielt. Wie ich selber als Landwirth die Hände nicht in den Schoß legen werde, so wird auch die Gefährtin meines Lebens der gute Geist der kleinen Wirthschaft, die schaltende und ordnende Bewahrerin meiner geringen Habe sein müssen. — Halten Sie es nach dieser Darstellung noch für möglich, Fräulein Lona, daß die Liebe eines reichen und verwöhnten Mädchens stark genug sein könnte, mein Loos mit mir zu theilen?"

Lona hatte bis dahin vermieden, seinem Blick zu begegnen, und natürlich auch keinen Versuch gemacht, ihn zu unterbrechen. Auf diese letzte Frage aber, die eine bestimmte Antwort heischte, wandte sie sich ihm zu und sagte mit einem reizenden Lächeln: „Ja, ich halte es für möglich, Herr v. Hohenbruck, denn ich vermag in dem Zukunftsbilde, welches Sie da entwerfen, ganz und gar nichts Abschreckendes zu sehen."

Hohenbruck mußte aus dieser Erwiederung wohl mehr herausgehört haben, als sie ihrem einfachen Wortlaute nach enthielt, denn es leuchtete mit einem Male hell in seinem Antlitz auf, und mit einem Schenkel-

druck brachte er sein Pferd so nahe als möglich an das ihrige heran.

„Fräulein Lona," sagte er, „liebes Fräulein Lona, wenn es nicht ein eitler Selbstbetrug ist, dem ich mich da gefangen gebe, wenn ich Ihre Worte deuten darf, wie mein Herz es mir vorschreiben möchte —"

„Guten Morgen, meine Herrschaften. Ganz kapitaler Morgen — einfach feenhaft — wie?"

Eine schneidige Stimme war es, die mit diesem laut herausgeschmetterten Gruß just im Augenblick der Entscheidung in das Gespräch der Beiden hineinfuhr. Sie waren viel zu sehr mit sich selber beschäftigt gewesen, als daß sie den Hufschlag des hinter ihrem Rücken herantrabenden Pferdes hätten vernehmen sollen, und nun wandten sie dem Husarenoffizier, der plötzlich wie vom Himmel gefallen an ihrer Seite war, fast bestürzt ihre Blicke zu.

Jeder Andere an seiner Stelle würde vielleicht zurückgeschreckt worden sein durch die einsilbige Art, in welcher sein fröhlicher Gruß erwiedert wurde, aber der Husar, welcher erst kürzlich auf einem Balle Lona's Bekanntschaft gemacht hatte, war so erfreut über die Begegnung, daß ihm das Auffällige seines kühlen Empfanges ganz und gar entging.

„Solchen Ritt zu Zweien lasse ich mir schon gefallen," scherzte er. „Verteufelt langweilig, hier so einsam herumzustrolchen. Habe meinen armen Gaul schon halb zu Schanden geritten aus bloßer Langeweile. Ist im Sommer doch ganz andere Sache, wenn man alle fünfzig Schritt einer schönen Amazone seiner Bekanntschaft begegnet. Fürchten wahrscheinlich jetzt Alle, kalte Fingerchen zu bekommen, oder können nach durchtanzter Nacht nicht recht aus den Federn finden, unsere reizenden jungen Damen! — Mache Ihnen mein Kompliment, gnädigstes Fräulein, daß Sie eine so rühmliche Ausnahme bilden. Blühen dafür

aber auch wie ein holdseliges Maienröslein — auf Ehre!"

Das Geschwätz des jungen Mannes, der sonst wegen seines frischen Wesens Jedem von ihnen recht sympathisch gewesen war, erschien den Beiden heute fast unerträglich, und es wurde ihnen herzlich schwer, ihre Lippen, auf denen ganz andere Worte brannten, zu gleichgiltigen Erwiederungen auf seine Phrasen zu öffnen. Aber sie hatten kein Recht, unhöflich gegen ihn zu sein, und als er um die Erlaubniß bat, sich den Herrschaften anschließen zu dürfen, da gab es trotz all' ihres inneren Widerstrebens für Hohenbruck und Lona keine Möglichkeit mehr, seine lästige Gesellschaft abzuschütteln.

Die Gelegenheit, seinen vorhin unterbrochenen bedeutsamen Satz zu vollenden, war für Hohenbruck an diesem Morgen nun unwiederbringlich dahin, und er war froh, als der Ritt vor dem Eibenschütz'schen Hause ein Ende nahm. Er schwang sich rasch aus dem Sattel und hob Lona vom Pferde. Es war keine Täuschung, als er dabei einen warmen Druck ihrer kleinen, weichen Hand zu fühlen meinte, und in der winzigen Spanne Zeit, die eine flüchtige Sekunde ihnen gewährte, sagten sie sich mit der stummen Sprache ihrer Augen mehr, als ihre Lippen es vermocht hätten.

„Werden Sie uns das Vergnügen machen, zum Frühstück bei uns zu bleiben?" fragte Lona.

Aber Hohenbruck mußte nach einem Blick auf seine Uhr erwiedern: „Die unerbittliche Pflicht des Dienstes hindert mich daran, Fräulein Lona, aber wenn Sie es mir gestatten, werde ich mich heute Abend erkundigen, wie Ihnen unser Spazierritt bekommen ist."

„Ich rechne darauf, Herr v. Hohenbruck," sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln, „und ich hoffe Sie alsdann überzeugen zu können, daß die Sonne mit ihren Strahlen

doch nicht immer so großes Unheil anrichtet, als Sie es ihr vorhin nachsagen wollten."

Siebentes Kapitel.

Mit lebhaftem Erstaunen betrachtete Bernd v. Hohenbruck um die Mittagszeit des nämlichen Tages eine Visitenkarte, welche ihm sein Bursche überbracht hatte. Der Name Dobriner war ihm allerdings gut im Gedächtniß geblieben; aber er fragte sich vergebens, was diesen Mann, dem er nur ein einziges Mal im Hause des Rentiers Eibenschütz begegnet war, heute zu ihm führen könne. Und fast mehr noch als die Thatsache dieses unerwarteten Besuches erregte der Umstand seine Verwunderung, daß Paul Dobriner unter seinen Namen mit Bleistift geschrieben hatte: „Sekondlieutenant der Reserve im 76. hanseatischen Infanterieregiment."

Mit einer Handbewegung bedeutete er den Burschen, den Besucher eintreten zu lassen, und erhob sich höflich von seinem Stuhl, als Dobriner in der Thür erschien. Die Begrüßung aber, welche er dem ehemaligen Rechtsanwalt zu Theil werden ließ, war fast noch kühler und gemessener als die Art, in der er sich nach jenem ersten Zusammentreffen von ihm verabschiedet hatte. Dabei überhörte er geflissentlich, daß Dobriner ihn heute, augenscheinlich unter stillschweigender Bezugnahme auf jenen Bleistiftzusatz zu seinem Namen, beständig mit „Herr Kamerad" anredete, und er wurde um so zurückhaltender, je mehr dem Anderen daran gelegen schien, das Gespräch sogleich auf einen vertraulichen Ton zu stimmen.

„Sie werden ohne Zweifel erstaunt sein, daß ich Sie mit so wenig Förmlichkeit hier in Ihren vier Wänden überfalle," sagte Dobriner, als nach dem Austausch der ersten hergebrachten Höflichkeiten die fragende Miene Hohen-

druck's eine Erklärung über den Zweck des Besuches zu heischen schien, „und ich bin fast in Verlegenheit, wie ich es anfangen soll, diesen Ueberfall zu motiviren, ohne nach Ihrem Dafürhalten die Grenzen zu überschreiten, welche mir durch die Kürze und Oberflächlichkeit unserer Bekanntschaft gezogen sind."

„Da die besondere Absicht, in welcher Sie mir das Vergnügen Ihres Besuches machen, doch wahrscheinlich nichts in sich schließt, was mich verletzen müßte, werden Sie auch mit der einfachen und offenen Darlegung derselben nicht Gefahr laufen, mir zu nahe zu treten," erwiederte der Premierlieutenant mit einer Kälte, die trotz der höflichen Form seiner Worte nur wenig Ermuthigendes hatte. „Unter Männern ist Klarheit und Kürze wohl immer der beste Weg zur Verständigung."

„Gewiß!" versicherte Dobriner eifrig. „Und er ist es ganz besonders unter Kameraden, zwischen denen jede unliebsame Mißdeutung ja von vornherein ausgeschlossen sein sollte. Der Zufall führt von jeher ein tolles Spiel mit den Geschicken der Menschen, und es ereignet sich wohl oft, daß Jemand, der uns noch vor einer Stunde völlig fremd gewesen ist, plötzlich eine ganz besondere Bedeutung für unser Leben gewinnt. Sind nicht auch Ihnen schon zuweilen solche Fälle vorgekommen, Herr Kamerad?"

„Ich erinnere mich dessen nicht, Herr Dobriner, aber ich bezweifle nicht, daß derartige Zufälligkeiten sich ereignen können. Nur ist es mir, wie Sie begreifen werden, nicht ganz klar, in welchem Zusammenhange Ihre Betrachtung —"

„Mit dem Zweck meines Besuches steht. Ja, freilich! Sie müssen es nothwendig etwas wunderbar finden, daß ich meine Worte ganz besonders auf Sie und auf mich bezogen wissen will. Aber vielleicht geht Ihnen ein gewisses Verständniß dafür auf, wenn ich hinzufüge, daß es im

Sprechzimmer des Herrn Wilhelm Kunicke war, wo sich mir am heutigen Vormittage solche und ähnliche Betrachtungen über die seltsamen Launen des Zufalls mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit aufdrängten."

War Bernd v. Hohenbruck schon bis dahin nicht einen Zoll breit aus seiner eisigen Reserve herausgetreten, so nahm sein Gesicht nun vollends einen Ausdruck unnahbarer Vornehmheit und Kälte an.

„Ich bedaure, dieses Verständnisses auch jetzt noch ganz und gar zu entbehren," erwiederte er, „und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich der Nothwendigkeit überheben wollten, nach einer Lösung für derartige Räthselfragen zu suchen."

„Nun wohl, ich begreife, daß Sie nichts verstehen wollen, Herr Kamerad, weil Sie mich im Stillen für sehr aufdringlich halten. Aber ich muß diesen Verdacht wohl oder übel noch eine kleine Weile auf mir sitzen lassen, weil ich leider einen sehr delikaten Punkt nicht übergehen kann, wenn ich Ihnen meine eigentliche Absicht verständlich machen soll. Kurz und gut also: Wir sind Schicksalsgenossen, Herr Kamerad — Schicksalsgenossen wenigstens insoweit, als der Name des Herrn Wilhelm Kunicke für Jeden von uns ein Stückchen Schicksal bedeutet."

„Da Sie soeben sagten, Herr Dobriner, daß Sie sich mit vollem Bewußtsein in den Verdacht der Zudringlichkeit bringen, so gestatten Sie mir wohl, meine Antwort auf diese Eröffnung so lange zurückzuhalten, bis ich über Ihre eigentlichen Absichten unterrichtet sein werde."

Dobriner schien den Ausdruck des Befremdens und der Zurückweisung, der in dieser Erwiederung lag, nicht zu bemerken. Er hielt sich lediglich an ihren Wortlaut und sagte eifrig: „Sie werden mir in Ihrem Herzen jeden häßlichen Argwohn abbitten, sobald wir uns ganz verständigt haben. Herr Wilhelm Kunicke, zu dessen beson-

derer Charakteristik ich Ihnen ja nichts mehr anzuführen brauche, ist Ihnen in einer Stunde der Bedrängniß hilfreich gewesen, wie er aus angeborenem Edelmuth schon so Vielen außer Ihnen und mir hilfreich gewesen ist. Die Bedingungen, welche er Ihnen gestellt hat, waren vielleicht sogar ganz besonders humane, und ich zweifle nicht, daß das Damoklesschwert des Wuchergesetzes in Ihrem Fall ganz und gar keine Schrecken für ihn hat; aber — eine Frage auf's Gewissen, Herr Kamerad! — wie wohlwollend Sie auch immer seine menschenfreundliche Handlungsweise beurtheilen mögen, würden Sie es jemals über sich gewinnen, offen und vor aller Welt auf einem freundschaftlichen Fuße mit ihm zu verkehren?"

„Mein Herr!" — Hohenbruck, der bis dahin mit verschränkten Armen seinem Besucher gegenüber gesessen, hatte sich erhoben und sah mit einem starren Blick auf den ehemaligen Rechtsanwalt herab. „Sie haben sich in Ihrer Eigenschaft als preußischer Offizier bei mir eingeführt und Sie sind mein Gast. Ich habe Ihnen unter Berücksichtigung dieser Umstände bis hierher geduldig zugehört, obwohl Ihre Worte mich in hohem Grade befremden mußten und obwohl mir bis jetzt jede Erklärung dafür fehlt, wodurch ich mich etwa Ihres seltsamen Vertrauens würdig gemacht haben könnte. Eine Frage aber wie die, welche Sie soeben an mich richteten, ist unter allen Umständen überflüssig und ungehörig. Es ist darum wohl selbstverständlich, daß ich Ihnen die Antwort darauf schuldig bleibe."

Auch Dobriner war aufgestanden, und während seine Miene sehr ruhig und verbindlich blieb, hielt er es für angebracht, dieselbe straffe und würdevolle Haltung anzunehmen wie sein Gegenüber.

„Ich habe eine solche Antwort natürlich auch nicht im Ernste erwartet," sagte er unbeirrt, „denn daß ein aktiver Offizier in freundschaftlichem oder auch nur in oberfläch-

lichem gesellschaftlichen Verkehr mit einem Manne stehen sollte, den er als gewerbsmäßigen Wucherer kennt, ist eine so lächerliche Voraussetzung, wie etwa die, daß er, um seiner Verpflichtungen auf einfache Art ledig zu werden, die Tochter dieses Wucherers zum Traualtar führen könnte. Aber wenn wir über diesen Gegenstand, wie es ja von vornherein selbstverständlich war, völlig einer Meinung sind, so habe ich auch nicht eine Zurechtweisung, sondern einen aufrichtigen kameradschaftlichen Dank verdient, denn ich wünsche ja nur, Sie vor dem zu bewahren, was Ihnen selber schon in der Gestalt einer harmlosen Frage als eine schwere Beleidigung erscheint."

„Das verstehe ich noch weniger, als alles Vorhergegangene. Wovor wünschen Sie mich zu bewahren, mein Herr?"

„Davor, in den Augen Anderer — und wären es auch nur wenige Eingeweihte — für den Freund eines Wucherers zu gelten! — Hören Sie mich nur noch ein paar Minuten an," bat er dringend, da Hohenbruck abermals auffahren wollte. „Ich zweifle nicht, daß Herr Kunicke, sofern Sie einer persönlichen Berührung mit ihm nicht auszuweichen vermochten, von Ihnen diejenige Behandlung erfahren hat, welche ihm seinem Gewerbe nach gebührt. Aber es handelt sich auch gar nicht mehr um diesen sehr ehrenwerthen Herrn, den Sie ganz mit Unrecht für Ihren Wohlthäter halten. Er ist in Wahrheit nichts Anderes als ein Strohmann, eine Marionette, deren Bewegungen vom Schnürboden herab ein großer Unbekannter an sicheren Fäden lenkt. Und dieser große Unbekannte, Herr Kamerad — er allein ist es, von dem ich rede."

Nun wurde Hohenbruck doch aufmerksam, denn in der ruhigen Beharrlichkeit des Anderen war etwas, das ihm schließlich bis zu einem gewissen Grade imponiren mußte.

„Sie wollen mich also, wenn ich Ihren Worten die

rechte Deutung zu geben weiß, vor dem Verkehr mit irgend Jemand, den Sie für meinen Freund halten, warnen?" fragte er. „Natürlich kann ich Ihnen darauf erst antworten, wenn Sie mir einen Namen nennen."

„Gewiß! Aber gerade darin liegt das Peinliche meiner Aufgabe. Werde ich auf Ihre Verschwiegenheit rechnen dürfen, Herr Kamerad?"

„Ich gebe keine solche Versprechung im Voraus und bemerke Ihnen, daß eine Verdächtigung, für welche Sie nicht dem Beschuldigten gegenüber mit Ihrer Person einstehen können, für mich ohne jede Bedeutung sein würde."

„Das ist genau dieselbe Sprache, die auch ich in einem ähnlichen Falle führen würde, aber ich befinde mich da in einer ganz ungewöhnlichen und gewiß sehr schwierigen Lage. Auf der einen Seite erscheint es mir als unabweisbare Ehrenpflicht, einem Kameraden, der in Gefahr ist, ahnungslos seinen guten Namen auf's Spiel zu setzen, rechtzeitig die Augen zu öffnen, und auf der anderen mahnt mich mein eigenes Interesse, zu schweigen und die Dinge ungehindert ihren Lauf nehmen zu lassen. Wenn ich Ihnen Vollmacht gebe, von meinen Mittheilungen jeden beliebigen Gebrauch zu machen und wenn Sie diese Vollmacht wirklich benutzen, so wird der Lohn für meine kameradschaftliche Handlung ohne allen Zweifel darin bestehen, daß ich von unserem gemeinschaftlichen Wohlthäter erbarmungslos zu Grunde gerichtet werde. Kann Ihnen daran im Ernste etwas gelegen sein? Ich werde dem Ehrenmanne vor aller Welt die Maske vom Gesicht reißen, sobald ich es thun kann, ohne mir selbst damit das Messer in die Brust zu stoßen. Bis dahin aber — das heißt, so lange ich mich infolge unglücklicher Verhältnisse ganz in seiner Gewalt befinde, wird mir kein billig denkender Mensch verübeln können, wenn ich mich darauf beschränke, im Stillen soviel Unheil zu verhüten, als ich eben zu verhüten vermag.

Die Pflicht der Selbsterhaltung muß mir schließlich doch höher stehen als jede andere."

„Sie verlangen also, daß ich auf unbewiesene Verdächtigungen hin Jemand, dem ich bisher mein Vertrauen geschenkt habe, für einen Schurken halten soll?"

„Sicherlich nicht! Ich werde Ihnen vielmehr für keine meiner Behauptungen den vollgiltigen, unanfechtbaren Beweis schuldig bleiben, und nur für den Fall, daß es mir gelingt, Sie von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen, verlange ich Ihr Versprechen unverbrüchlichen Schweigens."

„Das ist ein Vorbehalt, den ich vielleicht werde annehmen können. Wie also lautet der Name des Mannes, der Ihrer Behauptung nach hinter Wilhelm Kunicke steht und dessen Freundschaft mich angeblich in den Augen der Welt kompromittirt?"

„Er lautet August Eibenschütz, Herr Kamerad."

Hohenbruck trat einen Schritt zurück, und seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen. Aber er unterdrückte den heftigen Ausruf eines beleidigenden Zweifels, der sich ihm unverkennbar hatte auf die Lippen drängen wollen, und sagte nur: „Sie haben mir vollgiltige Beweise für Ihre Behauptung versprochen — wo sind sie?"

„Hier!" erwiederte Dobriner ruhig, indem er in die Tasche griff und ein kleines Päckchen von Schriftstücken zum Vorschein brachte. „Ich weiß nicht, ob Sie im Hause des Herrn Eibenschütz etwas davon gehört haben, daß ich als Hamburgischer Rechtsanwalt die zweifelhafte Ehre hatte, den Sachwalter dieses Herrn in einigen seiner Prozesse zu machen. Die Prozesse, welche sich gegen einen ehemaligen Diplomaten und gegen den Sohn eines begüterten Handelsherrn richteten, hatten zwar auf den ersten Blick ein ziemlich harmloses Ansehen. Aber in ihrem Verlaufe kam mit überzeugender Klarheit zu Tage, daß die beiden genannten

Personen in der schamlosesten, unerhörtesten Weise wucherisch ausgebeutet worden waren. Und es ergab sich weiter, daß Herr Wilhelm Kunicke, welcher zuerst als Kläger aufgetreten war und welcher auch sämmtliche Geschäfte mit den Beklagten abgeschlossen hatte, nichts Anderes war als ein willfähriges Werkzeug in den Händen des Herrn August Eibenschütz. Es wurde festgestellt, daß dieser Kunicke ein mehrfach vorbestrafter und ganz vermögensloser Mensch ist, der für seine Vermittelungen lediglich Provisionen von zumeist sogar recht bescheidenem Betrage bezieht, und der wahrscheinlich nur durch irgend ein noch ungesühntes Vergehen, dessen Mitwisser Eibenschütz ist, an seinen wenig freigebigen Brodherrn gefesselt wird. Der Kläger mußte in beiden Fällen nach den Buchstaben des Gesetzes seinen Prozeß gewinnen, und die Paragraphen, welche von der Bestrafung des Wuchers handeln, waren gegen ihn und seinen schuldigen Helfershelfer nicht anzuwenden, weil sich Beide sehr geschickt um jene Strafbestimmungen herumzudrücken gewußt hatten. Aber der Richter, welcher das Erkenntniß verkündete, konnte nicht umhin, seiner Entrüstung über das Treiben der Eibenschütz und Kunicke mit scharfen, ja vernichtenden Worten Ausdruck zu geben, und ich kann Ihnen versichern, Herr Kamerad, daß ich noch in keinem Prozeß eine weniger beneidenswerthe Rolle gespielt habe als damals, wo ich der Anwalt dieser Herren war. — Ich habe zufällig mit verschiedenen anderen Papieren auch einige der interessantesten Dokumente aus den Akten jener beiden Prozesse mit nach Berlin gebracht, und Sie werden, nachdem Sie in dieselben Einsicht genommen haben, wahrscheinlich bereitwillig auf alle weiteren Beweisstücke verzichten."

Er hatte die Papiere vor Hohenbruck auf den Tisch niedergelegt, und nach kurzem Kampfe, der sich trotz aller Selbstbeherrschung deutlich genug in seinen Mienen aus-

prägte, hatte der Premierlieutenant eines von ihnen aufgenommen, um seinen Inhalt zu prüfen. Er sagte kein Wort, während er las, und auch in seinem Gesicht war jetzt keine Veränderung mehr wahrzunehmen, aber das Blatt knisterte in seiner bebenden Hand, und er wandte es hastig nach allen Seiten um, wie wenn er nach irgend einem äußeren Anzeichen suchte, das ihn berechtigt hätte, auf seine Unechtheit zu schließen.

Auch Paul Dobriner ließ jetzt die Dokumente für sich selber reden und begnügte sich mit der Wirkung, welche ihre Lektüre hervorbringen mußte. Als er die Eibenschütz'schen Prozeßakten um einen Theil ihres Inhalts beraubte, hatte er seine Auswahl mit meisterlichem Geschick getroffen, und die Schriftstücke, welche er der Reihe nach dem Freiherrn vorlegte, bedurften in der That keiner weiteren Erläuterung.

Hohenbruck las sie alle von Anfang bis zu Ende, und während er die ersten nur mit zögerndem Widerstreben zur Hand genommen hatte, griff er nach den letzten mit einer fast ungestümen Hast. Als er fertig war, wandte er sich, noch immer ohne ein Wort zu sprechen, kurz um und trat an das Fenster, seinem Besuch für die Dauer mehrerer Minuten den Rücken zukehrend. Als er endlich wieder in's Zimmer zurücktrat, war Dobriner, der sich vielleicht auf einen heftigen Ausbruch gefaßt gemacht hatte, geradezu betroffen von der ehernen Ruhe in seinen Zügen.

„Diese Dokumente beziehen sich auf Vorkommnisse, welche zum Theil schon um Jahre zurückliegen," sagte Hohenbruck. „Haben Sie irgend einen bestimmten Anhalt für die Vermuthung, daß Eibenschütz auch jetzt noch derartige — Geschäfte betreibt?"

„Nicht nur einen Anhalt, Herr Kamerad, sondern unumstößliche Gewißheit. Auch die Summen, mit welchen Sie die Jugendtollheiten Ihres Bruders bezahlten, sind aus seiner Tasche geflossen."

„Woher wissen Sie das, und woher haben Sie überhaupt diese genaue Kenntniß meiner Verhältnisse?"

„Aus dem Munde des Herrn Eibenschütz selbst. Und er muß wohl gut unterrichtet sein, da er als ein vorsichtiger Mann seine Kapitalien nicht leicht in einem unsicheren Geschäft auf's Spiel setzt."

„Können Sie mit Ihrem Ehrenwort verbürgen, daß er es war, der das Geld hergegeben hat, und daß auch die wucherischen Bedingungen, welche mir Kunicke vorgeschrieben, von ihm diktirt worden sind?"

„Mein Wort dafür zum Pfande, Herr Kamerad! Aber Sie haben vielleicht weniger als all' seine bisherigen Opfer Veranlassung, ihn deshalb zu verdammen; denn ich weiß, daß Eibenschütz es in seiner Art recht gut mit Ihnen vorhatte und daß er sogar entschlossen war, Ihr Glück zu machen."

„Was heißt das? Ich muß Sie dringend bitten, jetzt, wo es sich um die Ehre eines Mannes handelt und vielleicht um mehr als das, sich aller Zweideutigkeiten und unverständlichen Anspielungen zu enthalten."

„Ist Ihnen meine Andeutung wirklich so unverständlich? Hat Ihnen Herr Eibenschütz nicht zahlreiche Beweise seines Wohlwollens und seiner freundschaftlichen Gesinnung gegeben? Und haben Sie niemals den Eindruck gewonnen, daß er nicht geneigt sei, Ihrer näheren Verbindung mit seiner Familie irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen? Ist man Ihnen nicht von allen Seiten behilflich gewesen, sich mit dem Gedanken an eine solche Familienverbindung vertraut zu machen?"

„Genug!" schnitt ihm Hohenbruck mit erhobener Stimme die Weiterrede ab. „Ich werde nicht dulden, daß Sie durch derartige Vermuthungen die Ehre einer Dame antasten, welche außer jeder Beziehung zu den von Ihnen behaupteten Thatsachen steht. Ich bin ja genöthigt, Ihren

Mittheilungen über Eibenschütz Glauben zu schenken und werde meine Handlungen darnach einzurichten wissen. Es könnte mir im Grunde dabei ganz gleichgiltig sein, von welchen Beweggründen Sie zu Ihren Enthüllungen veranlaßt worden sind, denn die größere oder geringere Ehrenhaftigkeit derselben vermag an meinen Entschlüssen selbstverständlich nichts zu ändern. Aber der Umstand, daß Sie sich so nachdrücklich auf Ihre Offiziersqualität berufen, nöthigt mich zu der Frage, wie Sie es trotz der genauen Kenntniß der Verhältnisse als mit Ihrer Ehre vereinbar erachten konnten, die Gastfreundschaft dieses Mannes anzunehmen?"

„Die Frage ist durchaus berechtigt und ich habe sie wohl voraussehen müssen. Aber Sie müssen bedenken, Herr Kamerad, daß ich nicht, wie Sie, in jeder Minute des Tages und der Nacht, sondern gewissermaßen nur in meinen Mußestunden Offizier bin, und daß gewisse unerbittliche Anforderungen des Daseins mir nicht immer gestatten, mich ausschließlich durch die strengen Anschauungen und Ehrbegriffe eines Standes bestimmen zu lassen, dem ich mich allerdings mit Stolz zuzähle, der mir aber nicht zugleich meinen Lebensunterhalt gewährt."

„Das sind Unterscheidungen, Herr Dobriner, für die ich kein Verständniß habe," sagte Hohenbruck mit kaum verhehlter Geringschätzung. „Aber ich verzichte auf weitere Erklärungen, nachdem Sie mir zugeben, daß Sie sich nur in Ihren Mußestunden an soldatische Ehrbegriffe gebunden erachten. Sie verlangen also, daß ich über die Herkunft meiner heute erlangten Kenntnisse Stillschweigen bewahre?"

„Nicht nur über ihre Herkunft, sondern auch über diese Kenntnisse selbst. Und es ist nicht so sehr die Sorge für mein eigenes Interesse, als die Rücksicht auf andere unschuldige Personen, welche mich zu dieser Bitte veranlaßt. Herr Eibenschütz hat Kinder —"

Der Premierlieutenant war heftig aufgefahren, und Dobriner verbesserte sich rasch: „Er hat einen Sohn, der vollen Anspruch darauf erheben darf, für einen Ehrenmann zu gelten und der selbstverständlich nicht ahnt, aus einer wie schmutzigen Quelle die Reichthümer seines von ihm aufrichtig verehrten Vaters geflossen sind. Jede Aufklärung nach dieser Richtung hin würde den Doktor namenlos unglücklich machen und ihm vielleicht sein ganzes künftiges Leben zerstören, ohne daß doch der Allgemeinheit irgend ein Nutzen daraus erwüchse. Könnten Sie es über sich gewinnen, einem Manne, den Sie bisher Ihren Freund genannt haben, ohne zwingende Noth so schweres Herzeleid zuzufügen?"

„Lassen Sie, wenn ich bitten darf, meine Freundschaften aus dem Spiel. Ich habe keine Veranlassung, mich über Fragen des Zartgefühls gerade mit Ihnen auseinanderzusetzen. Und ich gebe Ihnen das Versprechen, welches Sie von mir fordern, nur insoweit, als ich es mit meiner Ehre vereinbar halten werde, zu schweigen. Vorläufig allerdings sehe ich nichts, das mich zwingen müßte, von Ihren Mittheilungen Herrn Doktor Heinz Eibenschütz oder sonst irgend Jemand gegenüber Gebrauch zu machen."

„Und um des Doktors willen hoffe ich, daß solche Nothwendigkeit auch für alle Zukunft ausgeschlossen bleiben werde. Wenn es auch heißt, daß die Sünden der Väter an ihren Kindern heimgesucht werden sollen, so wäre die Heimsuchung in diesem Fall doch vielleicht härter, als es durch die Schwere des väterlichen Vergehens gerechtfertigt werden könnte, und am Ende ist es für einen ehrenhaften Menschen ja niemals eine angenehme Aufgabe, jenes Strafgericht zu üben, welches man am besten der unbestechlichen Gerechtigkeit einer höheren Gewalt überläßt."

Hohenbruck verschmähte es, eine Antwort zu geben,

aber er verrieth in Haltung und Blick deutlich genug, daß er die Unterhaltung als beendet betrachte.

Mit einem Achselzucken griff Dobriner nach seinem Hute. „Vielleicht hätte auch ich klüger daran gethan, zu schweigen," fuhr er mit etwas spöttischer Betonung fort, „denn es hat nicht den Anschein, als ob Sie mir Dank wüßten für meine Offenbarungen. Aber es ist mir genug an dem Bewußtsein, meine Pflichten als Kamerad erfüllt zu haben, und ich werde Niemand etwas von unserer heutigen Unterhaltung verrathen, wenn Ihnen etwa das Verlangen nach einer engeren Verbindung mit der Familie Eibenschütz höher stehen sollte, als —"

Durch einen starken Schlag auf die neben ihm stehende Glocke übertönte Hohenbruck die letzten Worte seines Besuchers, und während die kräftige Gestalt seines Burschen in der geöffneten Thür auftauchte, sagte er mit einem Ausdruck, wie er etwa einen aufdringlichen Weinreisenden abgefertigt haben würde: „Ich bedaure, Ihnen meine Zeit nicht länger zur Verfügung stellen zu können, Herr Dobriner!"

Dobriner preßte die Lippen zusammen, aber die Anwesenheit des Burschen hinderte ihn, eine Antwort zu geben, und so suchte er seinen Rückzug lediglich durch ein stolzes Emporwerfen des Hauptes und durch einen hoheitsvollen Blick auf den Premierlieutenant zu einem leidlich anständigen zu machen. Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, preßte Hohenbruck für einen Moment beide Hände gegen die Schläfen und ließ sich dann schwer in den Stuhl vor seinem Schreibtisch niederfallen. Die starre Ruhe seiner Züge verwandelte sich in einen Ausdruck des tiefsten Kummers, und er ließ das Haupt auf die Brust herabsinken wie Jemand, der sich hoffnungslos unter die grausame, zermalmende Faust des Schicksals beugt. Wohl eine Viertelstunde lang verharrte er so, ohne sich zu regen.

Dann aber ging es plötzlich durch seine zusammengesunkene Gestalt, als ob ein Kommandowort ihn aufgerüttelt hätte. Seine Muskeln strafften sich, und ernste, unbeugsame Entschlossenheit spiegelte sich in seinen Zügen.

Er legte sich einen Briefbogen zurecht und warf mit fester Hand einige wenige Zeilen auf denselben hin. Dann klingelte er, nachdem er das Billet adressirt hatte, abermals nach seinem Burschen und sagte so ruhig, als handle es sich nur um irgend einen ganz belanglosen Auftrag: „Geben Sie dies sofort im Hause des Herrn Eibenschütz ab! Auf eine Antwort brauchen Sie nicht zu warten."

Und als der Bursche gegangen war, athmete er tief auf, als habe sich eine furchtbare Last von seinem Herzen gewälzt oder als sei durch eine That, die nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, ein schwerer Kampf in seinem Innern zur letzten Entscheidung gekommen.

Achtes Kapitel.

In dem Salon des Herrn August Eibenschütz, der mit kostbaren Möbeln im Geschmack des Rokoko ausgestattet war, glühte aus den farbigen Krystallblumen des Kronleuchters bereits seit geraumer Zeit das elektrische Licht. Im anstoßenden Speisezimmer stand die Tafel fertig gedeckt, und die beiden Hausmädchen warteten mit einiger Ungeduld auf das Zeichen, daß angerichtet werden solle.

Auch der Herr des Hauses, der behäbig in einem der zierlichen Sessel saß, um in seiner Nachmittagszeitung mit raschem Blick die letzten Börsenkurse zu überfliegen, zog endlich seine Uhr und sagte: „Sollte es nicht Zeit sein, zu Tisch zu gehen? Mir scheint, daß wir uns heute über Gebühr verspäten."

Frau Eibenschütz, die an der entgegengesetzten Seite des Salons in leiser Unterhaltung mit ihrem Sohn begriffen

gewesen war, wollte sich hastig erheben, aber vom Fenster her erklang Lona's frische Stimme: „Herr v. Hohenbruck hat mir gesagt, daß er am Abend kommen werde, und wir sind ihm wohl die kleine Rücksicht schuldig, noch ein wenig auf ihn zu warten."

„Ah, das ist freilich etwas Anderes," meinte der Hausherr. „Aber da fällt mir ein, daß ich noch einen uneröffneten Brief in der Tasche habe, der mir vorhin übergeben wurde. Er wird doch nicht etwa eine Absage des Freiherrn enthalten?"

Während er nach dem Schreiben suchte, hatte Lona ihren Platz verlassen und war an seine Seite getreten. Auf ihrem Gesicht war die lebhafteste Spannung, und sie hatte kaum einen Blick auf das endlich gefundene Billet geworfen, als ein heißes Roth ihre Wangen färbte. Hastig zog sie sich wieder hinter den Sessel ihres Vaters zurück, wie wenn sie vermeiden wollte, daß er in ihren Mienen läse.

„Wahrhaftig, der Brief ist von Hohenbruck," sagte Herr Eibenschütz mit einem kleinen Anflug von Verdruß in der Stimme. „Er bedauert, nicht kommen zu können, aber er hält es nicht für erforderlich, uns die Ursache seiner Verhinderung zu melden. Ich muß gestehen, daß ich die Form dieses Schreibens etwas rücksichtslos finde."

„Darf ich es lesen?" fragte Lona, und ihre Worte hatten einen merkwürdig gepreßten Klang. „Ich kann nicht glauben, daß Herr v. Hohenbruck gerade heute rücksichtslos gegen uns verfahren sollte."

Sie hatte das Blatt überflogen, ohne dabei die Anderen ihr Gesicht sehen zu lassen, und sie schien die mit pfiffigem Augenzwinkern gestellte Frage ihres Vaters, was denn dies „gerade heute" bedeuten solle, nicht zu vernehmen. Aber eine Minute später warf sie den Brief auf den Tisch und machte sich schweigend unter den Nippsachen auf einem

Rosenholzschränkchen zu schaffen, als habe sie dort eine Unordnung bemerkt, die auf der Stelle beseitigt werden müsse.

„Nun?“ meinte Eibenschütz gedehnt. „Warum bist Du mit einem Male so still, Kleine? Es hat doch nicht etwa heute Morgen zwischen Dir und Hohenbruck einen Streit gegeben?“

Mit einer trotzigen Bewegung warf Lona den Kopf in den Nacken. „Welch' eine Frage! Wir haben uns von sehr gleichgiltigen Dingen unterhalten. — Aber wenn Du so hungrig bist, Papa, warum gehen wir nicht jetzt zu Tisch?“

Sie eilte an die Seite ihrer Mutter, und Eibenschütz erfaßte den Arm des Doktors, um ihm zuzuflüstern: „Da ist irgend etwas nicht in Ordnung, verlaß Dich darauf, mein Junge! Sie wird ihm doch nicht am Ende gar einen Korb gegeben haben?“

Er bemühte sich während des Essens, bei welchem er heute fast ausschließlich die Kosten der Unterhaltung tragen mußte, durch allerlei Neckereien und mehr oder weniger versteckte Anspielungen Gewißheit über seine beunruhigende Vermuthung zu erlangen, aber wie geschickt er auch seine Sache anfangen mochte, er kam damit doch nicht zu dem gewünschten Ziel und erreichte schließlich nichts Anderes, als daß Lona in merklich gereiztem Tone fragte, ob es denn wirklich gar keinen interessanteren Unterhaltungsstoff gäbe, als die Absage des Herrn v. Hohenbruck. Daß in ihrer Stimme dabei doch wohl noch etwas Anderes zitterte, als allein der mädchenhafte Unwille über die unzarten väterlichen Neckereien, und daß auf dem Grunde ihrer Augen ein verdächtig feuchter Schimmer war, wie von aufsteigenden Thränen, bemerkte keiner der beiden männlichen Tischgenossen, und wenn Frau Henriette Eibenschütz etwas davon wahrgenommen hatte, so sah sie sich doch jedenfalls nicht veranlaßt, ein Wort darüber zu äußern.

Das Gespräch kam in's Stocken, und Doktor Heinz machte einen gutgemeinten Versuch, es durch die Heranziehung eines anderen Thema's zu beleben.

„Hast Du schon von dem Projekt gelesen, Vater, das seit einigen Tagen in den Zeitungen besprochen wird?" fragte er. „Ich halte es für ein außerordentlich zeitgemäßes und glückliches, und ich hoffe, daß alle wohlhabenden Leute ihm ihre wärmste Theilnahme zuwenden werden. Denn es handelt sich um die Gründung einer Aktiengesellschaft zur Beschaffung guter und billiger Wohnungen für die Arbeiterbevölkerung Berlins. Auf irgend einem besonders geeigneten Terrain, natürlich nicht in zu großer Entfernung und in gesundester Lage, will man gleichzeitig eine bedeutende Anzahl hübscher kleiner Häuser mit Gärtchen und sonstigem Zubehör erbauen, um auch den ärmeren Leuten das Behagen eines traulichen Heims zu verschaffen und um sie in den Stand zu setzen, im Laufe der Jahre mit geringen Opfern zum Besitz einer eigenen Scholle zu gelangen. Noch in dieser Woche soll, wie es heißt, eine große Versammlung zur öffentlichen Besprechung des Planes abgehalten werden, und ich bin natürlich fest entschlossen, diese Versammlung zu besuchen."

Eibenschütz legte Messer und Gabel nieder und erwiederte in einem fast unfreundlichen Tone: „Wenn die Studien für Dein großes Werk Dich so sehr in Anspruch nehmen, warum willst Du Deine Zeit mit unnützen Dingen, wie es der Besuch einer solchen Versammlung wäre, vergeuden? Ist das Projekt lebensfähig, so wird man es auch ohne Deine Hilfe zur Durchführung bringen, und im anderen Falle möchte ich meinen Namen nicht gerne öffentlich mit einem mißlungenen Unternehmen in Verbindung gebracht sehen."

Doktor Heinz blickte verwundert auf, denn er war nicht daran gewöhnt, daß sein Vater in dieser Weise zu ihm

sprach, und er vermochte vollends nicht zu begreifen, wie er mit seiner harmlosen Bemerkung die Unzufriedenheit desselben erregt haben sollte.

„Ich habe ja noch gar nicht die Absicht geäußert, öffentlich für die Sache einzutreten," sagte er befremdet, „aber selbst, wenn ich durch die Umstände dazu veranlaßt werden sollte, vermöchte ich wahrlich nicht einzusehen, wie die Mitwirkung an einem gemeinnützigen Werke meinem Namen oder dem Deinigen Unehre bringen könnte. Ich hoffe sogar, lieber Vater, daß auch Du Dich an dem trefflichen Unternehmen thatkräftig betheiligen wirst."

Eibenschütz brummte etwas Unverständliches vor sich hin, das ganz und gar nicht wie eine warme Zustimmung klang, und es war vielleicht allen Familienmitgliedern im Grunde des Herzens recht willkommen, als man sich bald nachher von der Tafel erheben konnte. Vater und Sohn traten in den Wintergarten ein, um dort ihre Cigarren zu rauchen, und der Erstere nahm wieder seine Zeitung mit dem Kurszettel zur Hand. Aber er hatte allem Anschein nach nur noch ein geringes Interesse für die lange Zahlenreihe, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Damen ihnen nicht gefolgt waren, sagte er zu Heinz mit gedämpfter Stimme: „Und ich wiederhole Dir noch einmal, es ist da irgend etwas nicht in Ordnung. Die Sache will mir ganz und gar nicht gefallen."

Ahnungslos erhob der Doktor den hübschen Kopf. „Was soll nicht in Ordnung sein, lieber Vater? Das Projekt mit den Arbeiterhäusern, von dem ich sprach?"

„Ach, was kümmert mich jetzt dies alberne Projekt! Ich meine die Geschichte mit Hohenbruck. Er pflegte sonst, wenn er einmal dienstlich verhindert war, unserer Einladung Folge zu leisten, in einem ganz anderen Tone zu schreiben."

„Wahrscheinlich wird er es sehr eilig gehabt haben oder

er war auch vielleicht gerade in schlechter Stimmung. Wir werden ja morgen von ihm erfahren, was ihn abgehalten hat, zu kommen, und wir haben bis dahin gar keinen Grund, uns etwas Arges bei seiner Absage zu denken. Die Freundschaft, welche mich mit ihm verbindet, ist so aufrichtig und herzlich, daß er mir's gewiß nicht verschweigen wird, wenn irgend etwas ihn gegen uns verstimmt haben sollte."

Die gelassene Zuversicht seines Sohnes schien Eibenschütz keineswegs vollständig zu beruhigen. Er schüttelte noch ein paarmal während seiner Zeitungslektüre wie im verdrießlichen Zweifel den Kopf, und als Heinz sich später verabschiedete, konnte er sich nicht enthalten, noch einmal auf den Gegenstand zurückzukommen, indem er bemerkte: „Wenn Lona ihm einen Korb gegeben hätte — es wäre eine unverantwortliche Dummheit von dem Mädel, aber es wäre doch immerhin eine ausreichende Erklärung für Hohenbruck's Benehmen; wenn er aber die Absicht haben sollte, sich ohne alle Ursache zurückzuziehen — alle Teufel, es wäre eine Beleidigung, die ihm nicht ungestraft hingehen dürfte!" — — —

Seine Laune würde sich ohne Zweifel noch um ein Bedeutendes verschlechtert haben, wenn er hätte sehen und hören können, was zu derselben Zeit in Lona's hübschem Zimmerchen geschah. Das junge Mädchen hatte sich gleich nach aufgehobener Tafel dahin zurückgezogen, die Thür verriegelt und sich dann schluchzend auf das Sopha niedergeworfen. Für sie bedurfte es keiner weiteren Erklär[...] und keines Abwartens mehr. Mit dem Sch[...] Liebe hatte sie zwischen den Zeilen jenes k[...] geflissentlich in den gemessensten Formen [...] noch eine ganz andere Absage gelesen [...] da schwarz auf weiß die Rede war. [...] von der Höhe ihrer jauchzenden Gl[...]

unerwarteter und furchtbarer gewesen, daß es sie fast übermenschliche Anstrengung gekostet hatte, unter den beobachtenden Blicken der Angehörigen ihre Fassung so lange zu bewahren. Je weniger sie die Ursache dieser grausamen Veränderung begriff, je fruchtloser ihr verzweifeltes Bemühen war, in irgend einem Winkel ihres Gedächtnisses die Erinnerung aufzufinden an ein Wort, eine Miene, einen Blick, durch welche sie den geliebten Mann beleidigt haben könnte, desto heißer rannen die Thränen des bittersten Schmerzes über ihre Wangen, und desto trostloser erschien ihrem jungen Herzen das Bild derselben Zukunft, welche sie sich noch wenige Stunden zuvor mit den herrlichsten, leuchtendsten Farben ausgemalt hatte.

Wiederholt schon war leise an die Thür ihres Zimmers geklopft worden, ehe Lona es vernahm. Nun, da sie sich erschrocken aufrichtete, hörte sie draußen eine wohlbekannte, sanfte Stimme sagen: „Ich bin es, mein Kind — Deine Mutter! Willst Du mich nicht für einen Augenblick bei Dir eintreten lassen?"

„Gewiß, Mutter, gewiß," erwiederte Lona rasch, und in fliegender Hast versuchte sie, mit dem angefeuchteten Taschentuch die Thränenspuren von ihrem Antlitz zu tilgen.

Aber wie tapfer sie sich auch bemühte, ein heiteres Lächeln zu erzwingen, das Auge der Mutter, das mit bekümmertem Blick auf ihren bleichen Wangen ruhte, vermochte sie damit doch nicht zu täuschen, und als Frau Eibenschütz schweigend ihre Hand ergriff, um sie neben sich
das Sopha niederzuziehen, da sank Lona an ihrer Seite
ee und barg, von Neuem laut aufschluchzend, den
Schoß.
, geliebtes Kind!" sagte die blasse Frau
on so weit gekommen? Und Du hattest
deutung für Deine Mutter? Habe ich
so ganz verloren?"

„Nein, nein, liebste, theuerste Mutter! Aber wie hätte ich Dir anvertrauen können, was ich selbst noch nicht wußte, was ich kaum dunkel ahnte, ohne mir Rechenschaft ablegen zu können über mein Empfinden. An diesem Morgen erst ist es mir ja klar geworden, und nun — nun ist Alles vorbei."

„Hat Herr v. Hohenbruck Dir an diesem Morgen einen Antrag gemacht oder hat er Dir von seiner Liebe gesprochen?"

„Ach, ich weiß es nicht, Mutter! Es mag wohl eine thörichte Einbildung gewesen sein, als ich wähnte, er spreche von sich und von mir, während er bei seinen Worten vielleicht nur an eine Andere dachte. Ich weiß nichts mehr, als daß ich unglücklich bin — ach, so namenlos unglücklich!"

Eine kleine Weile ließ Frau Eibenschütz den Thränen Lona's freien Lauf, und erst, als sich die Leidenschaft ihres Schmerzes ein wenig zu sänftigen schien, sagte sie: „Vielleicht auch hast Du seinem heutigen Briefe eine falsche Deutung gegeben, Lona, vielleicht hielt ihn wirklich nur ein Zufall ab, zu kommen, und er wird sich morgen wieder einstellen, wie er es seit Wochen täglich gethan hat."

Lona machte eine heftig verneinende Bewegung.

„Er wird nicht kommen, Mutter — ich weiß es ganz gewiß. Das ist nun für immer vorbei. Ich habe ihm verrathen, wie es in meinem Herzen aussieht, und dieser Absagebrief war seine Antwort."

„Du hast, wie es scheint, sehr unvorsichtig gehandelt, aber ich will Dir keinen Vorwurf machen, denn ich sehe ja, wie Du leidest. Aber Du wirst diesen Schmerz überwinden, wie grausam er Dir auch in der ersten Stunde erscheint, und Du wirst dereinst vielleicht das Schicksal segnen, das Dich damit vor einer schwereren Enttäuschung bewahrte."

Lona hob das thränenüberströmte Antlitz empor und sagte mit einem schmerzlichen Kopfschütteln: „Kann es denn eine schwerere Enttäuschung geben, Mutter? Was hätte mir noch Härteres widerfahren können, als dies?“

„Du kennst das Leben und seine Abgründe nicht, und weil Dein Weg mit Rosen bestreut war von der ersten Stunde Deines Daseins an, so ahntest Du nicht, wie nahe er vielleicht an diesen Abgründen dahinführte. Mögest Du es auch künftig nie erfahren, mein geliebtes Kind.“

Das junge Mädchen richtete sich langsam auf und trocknete die Augen. „Du meinst es gewiß sehr gut mit mir, Mutter, wenn Du mir solche Dinge sagst; aber es ist ein verlorenes Bemühen, mich damit trösten zu wollen. Und ich bedarf des Trostes auch gar nicht, ich will seiner nicht bedürfen! Darum, weil mich der Schmerz für einen Augenblick überwältigte, sollst Du nicht glauben, daß ich nun Tag für Tag in Thränen zerfließen und mich in meinem Kummer verzehren werde. Nein, eine solche Genugthuung werde ich dem stolzen Herrn wahrhaftig nicht vergönnen, er soll sich der Demüthigung nicht freuen, die er mir zugefügt hat! Und eine Demüthigung ist es, ein Schimpf und eine abscheuliche Beleidigung sondergleichen! Ich will Dich nicht belügen, Mutter, so wenig als ich mich selbst noch weiter belügen will, um ihn zu schonen. Ja, er hat mir an diesem Morgen einen Antrag gemacht, nicht mit klaren, unzweideutigen Worten, mit Worten, die man vor Gericht stellen könnte, aber doch verständlich genug, um mir jeden Zweifel an seiner Absicht zu nehmen. Hätte nicht ein Zufall ihn verhindert, zu Ende zu sprechen, so wäre das entscheidende Wort gefallen, das schon auf seinen Lippen lag. Und so wenig er sich dann noch mit einem kurzen ‚es gefällt mir nicht mehr‘ hätte zurückziehen können, so wenig hätte er es jetzt thun dürfen, nachdem er mir mit schmeichelnder Beredtsamkeit mein Geheimniß ent-

lockt hat. Worin soll ich denn die Erklärung für sein Benehmen suchen? Es ist nicht meine bürgerliche Herkunft, die uns trennt, denn er selber hat mir mit hohen Worten erklärt, daß er seine künftige Gattin nicht nach ihrem Adelswappen und nach der Zahl ihrer Ahnen fragen würde. Es gibt nichts, nichts, das seine Sinnesänderung rechtfertigen könnte und —"

Ihre Wangen hatten sich geröthet, und ihre Augen blitzten, aber sie brach bestürzt mitten in der Rede ab, als die Mutter plötzlich ihre beiden Hände ergriff und mit unsäglich kummervollem Blick zu ihr emporsah.

„Verurtheile ihn nicht, mein Kind! Gib ihn verloren und suche ihn zu vergessen, aber lege nicht ihm zur Last, was vielleicht viel mehr die Erfüllung eines traurigen Verhängnisses, als sein Verschulden ist. Und laß weder Deinen Vater noch Deinen Bruder etwas von dem erfahren, was heute zwischen euch geschehen ist. Glaube mir, Lona, es wäre nicht gut, wenn einer von ihnen Rechenschaft forderte von ihm über die Beweggründe seines Thuns."

„Mutter, was bedeutet das? Wie soll ich diese Warnung verstehen? Es gibt also etwas, das Hohenbruck berechtigt hätte, so zu handeln — etwas, woran ich keinen Antheil habe und wovon ich nichts weiß?"

„Frage mich nicht, mein Kind! Wenn es solche Dinge gibt, so darfst Du doch niemals Kenntniß von ihnen erhalten — niemals, und am wenigsten durch mich."

„Aber ich habe ein Recht darauf, sie zu erfahren. Du kennst die unheilvolle Macht, die mein Lebensglück zerstört, und Du wolltest es über Dich gewinnen, mich, Dein Kind, über das Schreckliche im Ungewissen zu lassen?"

„Ich darf nicht sprechen, Lona, ich habe wohl schon ein schweres Unrecht begangen, indem ich Dir Andeutungen machte, welche niemals hätten über meine Lippen kommen sollen. Aber ich wollte ja nur Schlimmeres damit

verhüten, und Deine leichtblütige Jugend wird Dich bald vergessen lehren, was Dir heute so fürchterlich und bedrohlich erscheint. Eine weitere Erklärung darfst Du von mir nicht fordern, wenn Du nicht willst, daß ich noch elender werde, als ich es jetzt schon bin, wenn Du mir die Last meines Daseins nicht vollends unerträglich machen willst."

Ihre Stimme brach, und wie unterdrücktes Schluchzen erschütterte es ihren Körper. Heftig erschrocken schlang Lona die Arme um ihre Schulter, und die heiß aufsteigende Sorge um die geliebte Mutter drängte die Erinnerung an das eigene Leid tief auf den Grund ihres Herzens zurück. Mit innigen, zärtlichen Worten suchte sie die erregte Frau zu beruhigen, sie küßte ihr die Thränen von den Wangen und wurde nicht müde, ihr zu versichern, daß sie nie wieder eine Frage thun würde, die ihr einen schweren Kummer bereiten müßte. Da sie wußte, wie leicht ihre Mutter in Augenblicken großer, seelischer Bewegung von einem Anfall ihres alten Herzleidens bedroht wurde, ließ sie es sich nicht nehmen, dieselbe auf ihr Zimmer zu geleiten, und dort saß sie so lange auf dem Rande ihrer Lagerstätte, bis die arme Frau endlich mit einem wehmüthigen Lächeln auf den blassen Lippen eingeschlummert war.

Vielleicht hatte sie zuletzt wirklich daran geglaubt, daß Lona die geheimnißvollen Hinweise auf ein im Verborgenen lauerndes Verhängniß gar nicht mehr so ernst nehme, denn das junge Mädchen hatte in seiner tiefen Kindesliebe während der letzten Viertelstunde sogar die Kraft gefunden, scheinbar unbefangen und heiter zu scherzen. Aber hinter der Maske dieser erzwungenen Fröhlichkeit hatte sich ein schmerzlich zuckendes Herz verborgen, und auf Lona's sonnigen Lebensweg hatten jene räthselhaften Andeutungen einen Schatten geworfen, der, wie sie nur zu deutlich fühlte,

fortan alle Zeit dunkel und drohend wie die Vorahnung einer schrecklichen Gefahr vor ihren Augen stehen würde.

Neuntes Kapitel.

Bernd v. Hohenbruck kam auch am nächsten Morgen nicht zu dem gewohnten Spazierritte, und da Lona über Kopfschmerzen klagte, mußte Heinz denselben diesmal ganz allein unternehmen. Er fand bei der Rückkehr seinen Vater in übelster Laune und in heller Entrüstung über das Benehmen des Lieutenants.

„Jetzt glaube ich nicht mehr daran, daß Lona ihm einen Korb gegeben hat," sagte Eibenschütz in einer Erregung, die bei seinem sonst so gleichmüthig sanften Wesen zu den größten Seltenheiten gehörte. „Sie würde sein Fernbleiben sonst ja für etwas ganz Selbstverständliches halten müssen und würde es sich nicht so sehr zu Herzen nehmen. Es steckt etwas Anderes dahinter, das ist außer allem Zweifel."

„So frage doch Lona einfach, was sich gestern Morgen zwischen ihr und dem Premierlieutenant zugetragen hat," meinte Heinz, der die Sache noch immer nicht allzu ernst nahm. „Vielleicht hat sie ihn durch irgend ein unüberlegtes Wort gekränkt, und es bedarf nur einer Aufklärung, um Alles wieder in's rechte Geleise zu bringen."

„Daran dachte ich auch, und ich habe sie vorhin, als sie mir mit dem blassen Gesicht und den verweinten Augen entgegenkam, ernsthaft genug in's Gebet genommen. Aber es ist nichts aus ihr herauszubringen. Sie bleibt dabei, daß nichts Besonderes vorgefallen sei, und sucht sich den Anschein zu geben, als ob ihr an dem Kommen oder Wegbleiben des Freiherrn durchaus nichts läge. Natürlich kann sie mich damit nicht täuschen, und es verlangt mich jetzt nur noch dringender darnach, die Be-

weggründe für Hohenbruck's beleidigendes Verhalten zu erfahren."

„Liegt Dir wirklich so viel daran, Vater, so werde ich zu ihm gehen und ihn gerade heraus darum befragen. Ich bin überzeugt, daß das erste offene Wort genügen wird, alle Mißverständnisse aus der Welt zu schaffen." —

Er kam nicht sogleich dazu, seinen Vorsatz auszuführen, denn er hatte an diesem Vormittag ein Kolleg zu lesen, und als er nach Beendigung desselben in der Wohnung des Premierlieutenants vorsprach, erfuhr er, daß Hohenbruck dienstlich in Anspruch genommen sei. So konnte er denn erst am Abend seinen Besuch wiederholen und diesmal fand er den Freund daheim. In der alten herzlichen Weise schüttelte er ihm die Hand, und da er daran gewöhnt war, einen Ausdruck tiefen Ernstes auf dem Antlitz des Freundes zu sehen, so befremdete es ihn nicht, daß Hohenbruck kein munteres Wort der Begrüßung für ihn hatte und daß nichts von Freude über den Besuch in seinen Mienen zu lesen war. Mit der Ungenirtheit eines guten alten Bekannten machte er sich's nach Möglichkeit bequem und ging dann sofort auf den eigentlichen Zweck seines Erscheinens ein.

„Laß eine Weile Deine Bücher sein, mein lieber Bernd," sagte er, „und folge mir, so wie Du gehst und stehst, in mein väterliches Haus, wo ein furchtbares Gericht über Dich gehalten werden soll. Denn daß ich Dir's nur gleich gestehe: es herrscht große Unzufriedenheit über Dich in meiner Familie."

„Unzufriedenheit?" fragte Hohenbruck ruhig zurück. „Und weshalb?"

„Kannst Du darüber im Zweifel sein? Haben wir nicht gestern Abend und heute früh vergeblich auf Dich gewartet?"

„Ich war verhindert zu kommen und habe mich des-

halb gestern brieflich bei Deinem Vater entschuldigt. Sollte mein Billet nicht in seine Hände gelangt sein?"

„Es ist angekommen, gewiß! Und nicht eines Verstoßes gegen die Höflichkeit klagt man Dich an, sondern einer Versündigung gegen die Freundschaft. Wenn Dir daran gelegen ist, Dich von diesem schlimmen Verdacht zu reinigen, so begleite mich wenigstens heute Abend."

„Es thut mir leid, daß ich Deiner freundlichen Aufforderung nicht Folge leisten kann, Heinz; ich habe meine Studien in der letzten Zeit über Gebühr vernachlässigt und während der nächsten Wochen sehr viel nachzuholen."

Der Privatdozent wurde ernster. „Das heißt: Du lehnst meine Einladung nicht nur für heute, sondern auch für die Folge ab, Du suchst nach einem Vorwande, Dich dem Verkehr mit uns vollständig zu entziehen?"

„Warum mußt Du meine Erklärung durchaus für einen Vorwand halten? Du weißt, daß ein Offizier fleißig sein muß, wenn er Karrière machen will."

„Also Du stellst die Absicht, mit uns zu brechen, gar nicht in Abrede? Und Du muthest mir im Ernste zu, an die Aufrichtigkeit eines solchen Beweggrundes zu glauben? Das ist sehr wenig freundschaftlich, mein lieber Bernd."

„Ich habe den Vorwurf nicht verdient, der in Deinen Worten liegt, gleichviel, ob ich Dir über meine Beweggründe soeben die volle Wahrheit sagte oder nicht."

„Soll ich das für eine Rechtfertigung nehmen? Ich muß gestehen, daß ich bis zu diesem Augenblick eine andere Auffassung von dem Wesen der Freundschaft hatte. Ich meine, daß Du mir unter allen Umständen volle Offenheit schuldig bist und es mir nicht verschweigen darfst, wenn Eines von uns Dich gekränkt haben sollte. Mag es wissentlich oder unwissentlich geschehen sein, ich verspreche Dir, daß Du volle Genugthuung dafür erhalten sollst."

„Niemand aus Deiner Familie hat mich gekränkt, Heinz!

Ich habe von allen Mitgliedern derselben bislang nur Freundliches erfahren und wüßte nicht, wofür ich eine Genugthuung begehren sollte."

„Dein Wort darauf, daß es sich so verhält?"

Hohenbruck zögerte einen Moment; dann aber sagte er ruhig: „Mein Wort darauf! Es ist nicht der geringste Groll gegen Einen von euch in meinem Herzen."

„Was in aller Welt aber kann Dich dann noch bestimmen, uns mit einem Male die Freundschaft zu kündigen? Ich gestehe, daß ich dies Alles nur für einen schlechten Scherz halten würde, wenn Du nicht ein so verteufelt ernsthaftes Gesicht dazu machtest."

„Ich kündige Dir die Freundschaft nicht, Heinz, und Du wirst allezeit auf mich und auf meine Freundschaft zählen dürfen, auch wenn wir uns künftig vielleicht seltener und nicht mehr in Deines Vaters Hause sehen werden."

„Zum Henker, Bernd! Das sind Räthsel, deren Lösung ich nicht finden würde, auch wenn ich mir eine Woche lang den Kopf darüber zerbrechen wollte. So sage mir doch endlich rund heraus, was Dir widerfahren ist, oder was Dir plötzlich so gewaltig an uns mißfällt?"

„Weshalb bestehst Du darauf? Gibt es nicht schließlich hundert Gründe für einen? Kannst Du Dir nicht zum Beispiel vorstellen, daß mich, den armen Mann, der mit dem rauhen Ernst des Lebens schwer genug zu ringen hat, der beständige Anblick eures Reichthums bedrückt und verstimmt, daß mich nach einem Umgange verlangt, der meinen eigenen Verhältnissen besser entspricht?"

„Nein, ich glaube daran so wenig, als ich an irgend eine andere Ausflucht glauben werde, mit welcher Du Dich allzuleicht meinen unbequemen Fragen zu entziehen versuchst. Und wenn die Berufung auf unsere Freundschaft nicht hinreicht, Dich zum Reden zu veranlassen, so wirst Du Dich vielleicht zu einer offenen Erklärung verstehen,

wenn ich Dir sage, daß Dein unbegreifliches Benehmen etwas Tiefbeleidigendes für mich und vielleicht noch mehr für ein anderes Mitglied meiner Familie hat."

Es war viel weniger Zorn als Bekümmerniß in seinen Worten, und in sichtlicher Bewegung legte Hohenbruck ihm plötzlich beide Hände auf die Schultern.

„Mein lieber Heinz, auch wenn Du mir jetzt erklärtest, daß Du mich morgen vor die Mündung Deiner Pistole fordern müßtest, würde ich nicht reden dürfen. Sei versichert, daß ich weder Dich noch irgend Jemand aus Deiner Familie beleidigen will. Eine andere Erklärung aber als diese vermag ich Dir nicht zu geben, so schmerzlich es mir ist, Dich unbefriedigt und vielleicht mit einem häßlichen Verdacht, der mir bitteres Unrecht thut, von mir gehen zu lassen. Es mag wohl später einmal die Stunde kommen, in welcher Du meine jetzige Handlungsweise verstehen wirst. Aber ich erkläre ausdrücklich, daß ich diese Stunde nicht herbeisehne und ich will immer noch lieber von Dir verkannt und verurtheilt sein, als daß ich mich gerechtfertigt sehen möchte um diesen Preis."

Fast heftig hatte der Doktor sich losgemacht und nach seinem Hute gegriffen. „Da es Dir gefällt, Dich in Ausdrücken zu bewegen, denen ich keine Deutung zu geben weiß, wenn ich nicht annehmen will, daß sie mich geradezu verhöhnen sollen, und da ich über Deine bestimmte Absicht, mit uns zu brechen, nicht länger im Zweifel sein kann, so dürfte eine weitere Fortsetzung dieses Gespräches ebenso zwecklos sein, als sie mir mit meiner Manneswürde unvereinbar erscheint. Du wirst von diesem Augenblick an vor allen Belästigungen durch unsere Freundschaft vollständig gesichert sein."

Er ging zur Thür, aber auf halbem Wege blieb er noch einmal stehen, da Hohenbruck ihn voll warmer Herzlichkeit bei seinem Namen angerufen hatte.

„Sollen wir so voneinander gehen, Heinz? Muß ich glauben, daß ein so bitteres Wort das letzte ist, welches zwischen uns gewechselt wird?"

„Nicht ich bin es, Bernd, der den Ton dazu angegeben hat. Sage mir, was Dich von uns trennt — und was es auch immer sei, es wird mich nicht tiefer und schmerzlicher verletzen können, als dies unbegreifliche, geringschätzige Schweigen."

„Aber ich kann nicht, Heinz, ich kann nicht! Eine Macht, über die ich keine Gewalt habe, verschließt mir die Lippen."

„Nun wohl, so sind wir zu Ende! Du konntest auf mein Vertrauen einen hohen Wechsel ziehen, Bernd, aber was Du jetzt von demselben begehrst, geht über meine Kräfte. Vergessen wir denn, daß wir einmal Freunde zu sein glaubten. — Gute Nacht!"

Er ging, und erst draußen in der kalten Winterluft fühlte er, wie heiß seine Wangen brannten. Der unerwartete Ausgang dieser Unterredung hatte ihn im innersten Herzen getroffen, und er lief auf's Gerathewohl in den Straßen umher, weil er sich unfähig fühlte, in dem gegenwärtigen Gemüthszustande seinen Angehörigen unter die Augen zu treten.

Da hörte er sich plötzlich bei seinem Namen nennen, und als er sich umwandte, blickte er in Paul Dobriner's hübsches, verbindlich lächelndes Gesicht.

„Ich freue mich von Herzen, Sie so zufällig wiederzusehen, Herr Doktor," sagte der ehemalige Rechtsanwalt, indem er ihm mit großer Wärme die Hand drückte. „Ich habe mich während der letzten Tage in meinen Gedanken sehr viel mit Ihnen beschäftigt."

Nach dieser herzlichen Anrede war es für Heinz unmöglich, sich mit einigen nichtssagenden Worten loszumachen, und wenn er auch anfänglich nur zerstreute und einsilbige

Antworten gab, wurde er doch durch die Unterhaltung des Anderen, die an ihr letztes volkswirthschaftliches Gesprächsthema anknüpfte, bald so weit gefesselt, daß seine stürmische Erregung sich allgemach zu sänftigen begann. Die Denkungsart Dobriner's, die anscheinend so ganz mit der seinigen übereinstimmte, war ihm so sympathisch, daß er sich nach Verlauf weniger Minuten des Zufalls freute, der ihm im ersten Moment so lästig gewesen war. Auch empfand seine weich angelegte Natur gerade in dieser Stunde, wo ein anderes bis dahin fast für unlöslich gehaltenes Freundschaftsband jäh zerrissen worden war, lebhafter als sonst das Bedürfniß, sich anzuschließen. Er schob im Eifer der Unterhaltung seinen Arm in denjenigen des Begleiters, und als sie in die Nähe des Eibenschütz'schen Hauses gekommen waren, bat er Dobriner dringend, ihn hinaufzubegleiten.

Der ehemalige Rechtsanwalt erhob zwar zunächst allerlei Einwendungen, aber es war ihm wohl von vornherein nicht recht Ernst mit seinem Widerstreben, und es kostete nicht viel Mühe, ihn zu überreden.

Als Heinz mit den Worten „Da bringe ich uns einen Gast" in den Salon eintrat, hatte Lona hastig den Kopf erhoben und in purpurner Gluth war es über ihr Antlitz gefluthet. Aber in dem Augenblick, da sie Dobriner erkannte, war dies Erröthen einer nur um so tieferen Blässe gewichen, und die herbe Enttäuschung malte sich so deutlich in ihren Mienen, daß der Besucher trotz der höflichen Art, in welcher sie seinen Gruß erwiederte, wenig Anlaß hatte, sich durch den Empfang geschmeichelt zu fühlen. Dobriner jedoch hatte von diesen stummen Zeichen entweder wirklich nichts bemerkt, oder er war von zu feinem Taktgefühl, um sich gekränkt zu zeigen. Mit jener heiteren Liebenswürdigkeit, die ihm so trefflich anstand, und die sich trotz des scherzhaften Tones seiner Unterhaltung so vortheilhaft von

der flachen und oberflächlichen Art der meisten jungen Herren unterschied, widmete er sich heute fast ausschließlich den beiden Damen und wußte namentlich Lona in einer so ritterlichen Form seine kleinen Huldigungen darzubringen, daß ihre anfängliche Schweigsamkeit und Zurückhaltung zuletzt wirklich einem Aufflackern der alten übermüthigen Lustigkeit wich.

Dagegen zeigte sich Eibenschütz, wie freundlich er auch den Gast bewillkommnet hatte, heute viel weniger aufgeräumt und gesprächig als sonst. Er ging zumeist mit auf den Rücken verschränkten Händen schweigend auf und nieder, und als er endlich eine Gelegenheit fand, seinen Sohn bei Seite zu nehmen, fragte er ihn hastig: „Du bist bei Hohenbruck gewesen? — Und was hat er Dir gesagt?"

„Laß uns später davon reden, Vater," bat Heinz ausweichend, „nachher, wenn wir allein sein werden."

„Aber es hört uns ja Niemand! Ich muß endlich Gewißheit haben, denn die Sache wurmt mich mehr, als ich Dir sagen kann. Wird er wiederkommen?"

„Nein! Als er Dir gestern diesen Brief schrieb, war es in der That seine Absicht, mit uns zu brechen."

„Ah, der Unverschämte! Und aus welchem Grunde?"

„Ich weiß es nicht, denn er hat sich nicht dazu verstanden, es mir zu sagen. Aber ich möchte nicht, lieber Vater, daß Du in solchen Ausdrücken von ihm sprichst. Vergiß nicht, daß Hohenbruck mein Freund war, und daß meine Hochachtung vor seinem Charakter durch diesen Bruch keine Einbuße erlitten hat."

„Du scheinst in der That sehr wenig Empfindlichkeit zu besitzen, mein Sohn," meinte Eibenschütz höhnisch. „Es ist Dir also ganz gleichgiltig, wenn man Deine Schwester kompromittirt?"

„Gewiß nicht! Aber ich vermag nicht recht einzusehen,

daß Hohenbruck's Benehmen Lona wirklich kompromittirt haben soll. Vielleicht hätte man ihr allerdings nicht gestatten dürfen, sich außerhalb unseres Hauses allein mit ihm zu zeigen, aber das ist, soviel ich weiß, nur ein einziges Mal geschehen, und auch da nur infolge Deiner besonderen Veranstaltung."

„Es ist sehr liebenswürdig, Heinz, daß Du mich an diese Dummheit auch noch erinnern mußt. Deine Meinung wäre also, daß man den Fußtritt gelassen hinnehmen soll, mit welchem dieser hochgeborene Herr sich von uns zu verabschieden beliebt?"

„Hohenbruck hat die Regeln der Höflichkeit nicht verletzt, und ich verstehe nicht, auf welche Weise Du Dir Genugthuung von ihm verschaffen willst. Wünschest Du etwa, daß ich ihm einen Kartellträger schicke und ihn wegen seines Verhaltens gegen meine Schwester fordern lasse?"

„Damit er Dich über den Haufen schießt und mir außer dem Herzensfrieden meiner Tochter auch noch das Leben meines Sohnes stiehlt? Nein, solche Verrücktheiten können mir allerdings nicht in den Sinn kommen, Heinz! Es wird sich, wie ich denke, wohl eine andere Gelegenheit finden, Abrechnung mit ihm zu halten."

„Wie sollte das geschehen, Vater? Nach dieser Aufhebung unseres gesellschaftlichen Verkehrs haben wir keine Berührungspunkte mehr mit Herrn v. Hohenbruck, und Du wirst ihn weder zur Rechenschaft ziehen noch ihm irgend ein Leid zufügen können."

Eibenschütz lächelte, aber wie gut auch dies sanfte Lächeln dem ehrwürdigen Gesicht anstand, in diesem Augenblick wollte es dem Doktor doch gar nicht gefallen.

„Wir werden ja sehen," sagte der Rentier mit einem vieldeutigen Wiegen des grauen Hauptes. „Es geht im Leben oft wunderbar zu, mein Sohn, und von Einem zum

Anderen spinnen sich da mitunter feine Fäden, die unsichtbar für Jedermann und doch unzerreißbar sind wie stählerne Ketten."

„Ich verstehe Dich nicht, aber ich sehe, daß Du im Ernst die Absicht hast, Dich an ihm zu rächen. Aber das ist nicht gut, Vater, und es setzt mich in Erstaunen, weil es Deinem milden, versöhnlichen Wesen so gar nicht entspricht."

„Weil ich milde und versöhnlich bin, mein Sohn, muß ich darum nothwendig auch ein Schwächling sein? Man wird mich immer bereit finden, meinen Feinden zu vergeben, so lange ich selbst es war, der Schimpf und Ungemach von ihnen erfuhr. Das Ungemach aber, das man meinen Kindern angethan, verzeihe ich nie."

Mit diesem feierlichen Wort schnitt er für den Augenblick jede weitere Erörterung des Gegenstandes ab, indem er sich wieder den drei Anderen zuwandte.

Doktor Heinz war von der letzten Aeußerung sehr wenig befriedigt worden, aber er kannte ja die humane Gesinnung seines Vaters, und als er das gütige Lächeln sah, das sich alsbald wieder auf dem Antlitz desselben einstellte, beruhigte er sich in der Zuversicht, daß die düsteren Rachegedanken nicht lange ihre Herrschaft behaupten würden in dessen klugem Kopfe und in dessen edlem, warmfühlendem Herzen. —

Der Abend verlief heiterer, als es vielleicht von irgend einem der Betheiligten erwartet worden war, und es war nicht zu verkennen, daß das Verdienst daran einzig der unverwüstlichen Munterkeit und der liebenswürdigen Art Paul Dobriner's zuzuschreiben war. Selbst Frau Eibenschütz zog sich heute nicht, wie es sonst ihre Gewohnheit war, frühzeitig zurück, aber es mußte freilich unentschieden bleiben, ob es mehr das Wohlgefallen an der Geselligkeit oder der Wunsch war, in Lona's Nähe zu bleiben, was

sie in dem kleinen Kreise festhielt. Während die beiden Damen den Thee bereiteten, gesellte sich Dobriner für eine kurze Zeit zu dem Hausherrn und führte ihn scheinbar absichtslos etwas tiefer in den Wintergarten hinein.

„Nun, verehrter Freund," fragte er halblaut, „wie steht es mit unserer Angelegenheit? Ich muß spätestens morgen Ihre endgiltige Entscheidung haben, denn die Dinge nehmen einen so unerwartet schnellen und günstigen Verlauf, daß ich meinen ursprünglichen Plan in einem sehr wichtigen Punkte habe ändern müssen und wahrscheinlich schon in der ersten Versammlung, welche übermorgen Abend stattfindet, die Terrainfrage zur Sprache bringen werde. Ich muß die Ländereien also bis dahin in der Hand haben — entweder in Gemeinschaft mit Ihnen, was mir mit Rücksicht auf unser freundschaftliches Verhältniß natürlich das Liebste wäre — oder, wenn Sie keine Lust zu dem Geschäfte haben, in Gemeinschaft mit einem anderen unternehmenden Kapitalisten."

„Sie drängen mich sehr," meinte Eibenschütz ausweichend. „Es ist am Ende doch keine Kleinigkeit, ein riesiges Terrain auf dem Halse zu haben, das nahezu werthlos sein würde, wenn Ihr Plan doch noch in der letzten Stunde Schiffbruch litte. Wenigstens den Verlauf dieser Versammlung glaubte ich noch abwarten zu können, ehe ich mich durch eine endgiltige Entscheidung bände."

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen eine solche Bedenkzeit nicht mehr gewähren kann. Als erfahrener Geschäftsmann wissen Sie am besten, daß man das Eisen schmieden muß, so lange es heiß ist. Wenn ich nicht mit vollem Dampf arbeite und sogleich mit fertigen Vorschlägen vor die Oeffentlichkeit trete, so laufe ich jetzt, wo die Idee in der Presse und im Publikum einmal zur Erörterung gelangt ist, Gefahr, daß mir ein Anderer zuvorkommt. Gerade in ihrem ersten Feuereifer sind die Leute am leich-

testen zu behandeln. Man muß sie auf ein bestimmtes Programm festnageln, so lange sie noch wenig oder gar keine Zeit zum Ueberlegen gefunden haben. Nachher, wenn erst die Zweifel und die Bedenklichkeiten kommen, ist das Alles sehr viel schwieriger."

„Und Sie halten es für ganz sicher, daß die Gesellschaft schon in jener ersten Versammlung gegründet werden wird?"

„Ohne Zweifel! Alle Vorbedingungen für einen großartigen Erfolg sind gegeben. Die Denkschrift, welche ich dem Minister des Innern übersandt habe, hat ihre Wirkung gethan. Einer der vortragenden Räthe versicherte mich heute der wärmsten Antheilnahme des Ministers und ertheilte mir die bündige Zusage, daß ein höherer Beamter als Vertreter des Ministeriums in der Versammlung erscheinen werde. Damit ist das Spiel schon halb gewonnen. Denn ein Unternehmen, dem die Theilnahme der Regierung sicher ist, hat ja von vornherein alle jene wohlthätigen Leute für sich, denen ein Orden oder ein Titelchen den Inbegriff der höchsten irdischen Glückseligkeit ausmacht. Ein paar Dutzend von dieser Sorte haben mir denn auch auf diesen Köder hin ihr Erscheinen in der Versammlung bestimmt zugesagt, und ich bin gewiß, daß nicht Einer von ihnen fehlen wird. Die Anderen aber, Diejenigen, denen es weniger um die Belohnung als um die Sache selbst zu thun ist, hoffe ich durch die Macht des Wortes zu gewinnen."

„Nun wohl! Ich werde Ihnen morgen früh meine Entschließung mittheilen. Aber ein Wort noch im Vertrauen, lieber Freund, ehe wir zu den Meinigen zurückkehren. Mein Sohn hat in den Zeitungen von dem Projekt gelesen, und seine feurige Menschenliebe loderte natürlich sogleich in hellen Flammen auf. Er schien nicht übel Lust zu haben, sich selbst für das Zustandekommen des Planes einzusetzen,

und obwohl ich mein Mögliches gethan habe, halte ich es doch gar nicht für unmöglich, daß er in die Versammlung laufen würde, sobald man ihn nur von irgend einer Seite her dazu ermunterte."

„Und warum wollen Sie ihn nicht gewähren lassen, verehrtester Freund? Die Unterstützung eines so ausgezeichneten Mannes, eines namhaften jungen Gelehrten, könnte unserem Werke doch nur —"

Eibenschütz legte bedeutsam die fleischige Hand auf Dobriner's Arm und hinderte ihn am Weiterreden.

„Damit wir uns ein- für allemal nicht mißverstehen, mein lieber Herr," sagte er. „Ich bin nicht ängstlich in geschäftlichen Sachen und gehe nicht gern in falschem Rechtschaffenheitsdünkel an einem Profit vorbei, wenn er sozusagen auf der Straße liegt. Aber mein Sohn muß dabei aus dem Spiel bleiben — hören Sie? Er soll keinen Antheil haben an meinen Geschäften — wissentlich so wenig als unwissentlich! Und darum darf er nicht in diese Sache hineingezogen werden, das ist eine Bedingung, an der ich nicht rütteln lasse. Er hat bis jetzt keine Ahnung davon, daß Sie der Urheber jenes Projektes sind, und heute Abend ist es glücklicherweise nicht zur Sprache gekommen. Sollte dies aber wider Erhoffen doch noch geschehen, oder sollte Heinz später einen Versuch machen, sich in die Sache zu mischen, so werden Sie Alles aufbieten, was in Ihren Kräften steht, um ihn davon zurückzuhalten. Das müssen Sie mir schon jetzt feierlich versprechen."

„Soweit es in meinen Kräften steht, will ich ein solches Versprechen wohl geben. Aber ich habe natürlich keine Gewalt über den Herrn Doktor, und was etwa Ihrer väterlichen Autorität nicht gelingen sollte, das werden Sie füglich nicht von meinem geringen Einfluß erwarten dürfen."

Er konnte nichts Weiteres mehr hinzufügen, denn Derjenige, von welchem sie sprachen, kam eben auf sie zu.

„Das Mädchen meldet, draußen sei ein Herr Müller, der Dich in einer wichtigen Angelegenheit sprechen will, Vater," sagte er. „Ich wollte den Mann nicht fortschicken, ohne Dich zuvor benachrichtigt zu haben, aber es ist doch wohl selbstverständlich, daß Du um diese Stunde Niemand mehr empfängst."

Zwischen Herrn August Eibenschütz' Brauen erschien eine verdrießliche Falte, welche durch die unwillkommene Störung hinreichend zu erklären war. Aber er antwortete dennoch nicht mit dem Bescheid, welchen Heinz erwartet haben mochte.

„Da man nicht weiß, was der Mensch will, kann man ihn wohl nicht ohne Weiteres gehen heißen," meinte er. „Das Mädchen soll ihn in mein Arbeitszimmer führen. Ich werde ihn ja wahrscheinlich in fünf Minuten abfertigen können. Sie haben wohl die Freundlichkeit, mich für eine kurze Zeit zu entschuldigen, mein lieber Herr Rechtsanwalt."

Er entfernte sich mit etwas auffälliger Hast und betrat sein erleuchtetes Arbeitszimmer fast in dem nämlichen Augenblick, als der späte Besucher in der gegenüberliegenden Thür desselben erschien. Es war ein schlanker, elegant gekleideter Herr von vielleicht sechsunddreißig Jahren mit wohlfrisirtem blondem Haar, einem nach der neuesten Mode gestutzten Bärtchen und treuherzigen blauen Augen. Er begrüßte den Herrn des Hauses mit einer sehr artigen Verbeugung, aber als er dann vernahm, daß das Mädchen die Thür des Zimmers hinter ihm schloß, ging er mit dreistem Lächeln um ein paar Schritte auf Eibenschütz zu.

„Sie sind mir hoffentlich nicht böse, daß ich mir die Freiheit nehme, zu einer so ungewöhnlichen Zeit bei Ihnen zu erscheinen," begann er; doch Eibenschütz fiel ihm recht unwirsch in die Rede.

„Ich bin allerdings in hohem Grade erstaunt und nehme an, daß es wirklich etwas sehr Wichtiges sein muß,

was Sie hierher geführt hat. Denn Sie wissen, daß ich Ihnen ein- für allemal verboten habe, mich anders als in Fällen dringendster Noth in meiner Wohnung aufzusuchen!"

Herr Müller wurde durch diese unfreundliche Begrüßung nicht aus der Fassung gebracht und nahm es ersichtlich auch nicht weiter übel, daß er nicht zum Niedersitzen aufgefordert wurde.

„Dann habe ich mich allerdings eines kleinen Verstoßes gegen meine Instruktionen schuldig gemacht," sagte er harmlos. „Denn es ist nicht ein Fall dringendster Noth, dem Sie mein Erscheinen zu verdanken haben, sondern vielmehr ein erfreuliches Ereigniß von so ungewöhnlicher Art, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, Sie auch nur für eine einzige Nacht seiner Kenntniß zu berauben. Oder haben Sie es etwa jemals erlebt, daß ein Schuldner beinahe drei volle Monate vor dem Termin, an welchem er zur Zahlung verpflichtet ist, aus freien Stücken zu Ihnen kommt, um seine Schuld auf Heller und Pfennig und mit allen Zinsen zu entrichten?"

Die treuherzigen blauen Augen des Herrn Müller strahlten vor Vergnügen, während er diesen, seiner Meinung nach so ungeheuerlichen Fall ausmalte. Aber gleich darauf öffneten sie sich weit in einem Ausdruck des höchsten Erstaunens, als sie sahen, daß die Wirkung der Mittheilung auf Eibenschütz eine ganz andere als die erwartete war. In dem sanften Antlitz des ehrwürdigen Rentiers nämlich zuckte und wetterleuchtete es mit einem Male ganz absonderlich, und seine Stimme hatte einen merkwürdig harten Klang, als er, beide Hände auf die Platte seines Schreibtisches stützend, mit vorgeneigtem Oberkörper fragte: „Und der Schuldner, der das gethan hat — es war der Premierlieutenant v. Hohenbruck?"

„Allerdings," brachte der Andere etwas beklommen hervor. „Sie wußten bereits —"

„Nichts wußte ich, als daß Sie der blödeste Dummkopf sind, Kunicke, den die Erde jemals getragen. Sie haben ihm Wechsel und Ehrenscheine also wirklich ausgehändigt?"

„Ja, was sollte ich denn Anderes thun? Den möchte ich sehen, der an meiner Stelle gezögert hätte, das Geld zu nehmen, das in guten deutschen Kassenscheinen vor mir auf dem Tische lag. Und wenn ich das Geld annahm, mußte ich ihm natürlich auch seine Dokumente wiedergeben; denn wir sind doch keine Betrüger, Herr Eibenschütz."

„Ersparen Sie sich gefälligst derartige überflüssige Bemerkungen. Wann war Herr v. Hohenbruck bei Ihnen?"

„Vor kaum einer Stunde. Er hatte mir seinen Besuch schriftlich angezeigt, und es war nur eine selbstverständliche Pflicht der Höflichkeit, daß ich ihn um die angegebene Zeit erwartete."

„Warum haben Sie mich von dem Brief des Premierlieutenants nicht sofort in Kenntniß gesetzt? Ich würde Ihnen dann meine Weisungen ertheilt und Ihnen Ihr Verhalten vorgeschrieben haben."

„Aber ich konnte doch nicht ahnen, was Herr v. Hohenbruck mit seinem Besuch beabsichtigte. Ich glaubte natürlich nichts Anderes, als daß er ein neues Darlehen haben oder bei Zeiten wegen der Prolongation des alten unterhandeln wolle, und ich hätte ihn dann natürlich hingehalten, bis mir Ihre Entschließungen bekannt gewesen wären. So aber war ich buchstäblich wie aus den Wolken gefallen, als er mich in seiner kurzen Weise fragte, ob ich im Besitz seiner Wechsel sei und ihm dieselben gegen sofortige Zahlung des Betrages aushändigen könne. Einen Augenblick schwankte ich wohl, weil mir die Sache so ungeheuerlich vorkam, daß ich irgend einen Haken dabei fürchtete. Aber als er dann, noch ehe ich ihm eine rechte Antwort gegeben, seine wohlgespickte Brieftasche hervorzog, da besann ich mich

freilich nicht länger, und ich will ein Schuft sein, wenn mir nicht das Herz klopfte bei der Vorstellung, eine wie unbändige Freude Sie an dieser Neuigkeit haben würden."

„Nun, Sie sehen wohl, daß Sie sich in dieser Vermuthung gründlich getäuscht haben. Selbst der Verlust des Geldes hätte mich nicht so sehr verdrießen können, als Ihr eigenmächtiges Verfahren. Bedachten Sie denn nicht, daß Ihnen überhaupt gar kein Verfügungsrecht über diese Schulddokumente zustand, und daß ich dieselben lediglich deshalb in Ihren Händen gelassen habe, um zu verhüten, daß sie bei mir aefunden werden könnten, wenn mir etwa plötzlich etwas Menschliches zustieße?"

„Nun ja, aber ich glaubte doch nur in Ihrem Interesse zu handeln, Herr Eibenschütz —"

„Genug! Mit derartigen Erörterungen ist das Geschehene ja nicht ungeschehen zu machen. Nur eine Frage noch. Hat Ihnen Hohenbruck etwa gesagt, daß er von unserer geschäftlichen Verbindung Kenntniß erlangt habe, oder ließ sein Benehmen auf eine derartige Kenntniß schließen?"

Wilhelm Kunicke machte ein erstauntes Gesicht und schüttelte mit aller Entschiedenheit den Kopf. „Ganz und gar nicht! Die Unterhaltung war von seiner Seite so knapp, daß man sein Benehmen schon beinahe hätte unhöflich nennen können. Ihr geschätzter Name aber wurde dabei nicht ein einziges Mal genannt. Uebrigens würde ich ja auch selbstverständlich jede Verbindung zwischen uns auf das Bestimmteste in Abrede gestellt haben."

„Gut! Haben Sie das Geld mitgebracht?"

„Gewiß! Hier ist es! Ueber meine Ehrlichkeit wenigstens sollen Sie nicht Klage führen dürfen."

Eibenschütz zählte die Kassenscheine aufmerksam durch und verschloß sie in seinem Schreibtisch. Dann erst setzte

er sich und lud auch den Besucher durch eine Handbewegung nach dem nächststehenden Stuhl zum Niedersitzen ein.

„Sie haben eine unverantwortliche Dummheit angestellt, Kunicke," begann er in etwas freundlicherem Tone, „aber ich werde Ihnen Gelegenheit geben, sie wieder gut zu machen, obwohl ich selbst im besten Fall ein erhebliches Opfer dafür werde bringen müssen. Hohenbruck besitzt kein eigenes Vermögen, und ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß er sich etwa an seinen Onkel oder an irgend einen wohlhabenden Bekannten gewendet haben sollte. Er kann sich meiner Ueberzeugung nach die Summe nur von einem gewerbsmäßigen Geldverleiher verschafft haben, und es kommt nun darauf an, den Namen desselben zu erfahren. Glauben Sie, daß das möglich sein wird?"

„Warum nicht? Das Detektivbureau, welches uns bedient, hat schon schwierigere Dinge herausgebracht. Aber zu welchem Zweck, wenn ich fragen darf —"

„Wir müssen die Wechsel des Premierlieutenants aufkaufen, Kunicke, ich muß diesen Hohenbruck wieder in die Hand bekommen, es koste, was es wolle. Die Gründe, welche ich dazu habe, können Ihnen ja gleichgiltig sein."

„Gewiß, Herr Eibenschütz," lächelte Wilhelm Kunicke, „Sie wissen, daß ich nicht neugierig bin. Aber man wird vorsichtig zu Werke gehen müssen, wenn man das zu Stande bringen will. Diese Halunken haben ja Augen wie die Aasgeier, und wissen eine Beute schon zu wittern, wenn ein anständiger Mensch wie Sie oder ich noch keine Ahnung davon haben würde. Sobald sie merken, daß uns an der Erlangung der Wechsel etwas gelegen ist, würden wir sie ohne allen Zweifel mit einem ganz unverschämten Preise bezahlen müssen."

„Es wird Ihre Sache sein, mich vor solcher Ausbeutung nach Möglichkeit zu bewahren. Im äußersten Fall aber werde ich auch vor einem größeren Opfer nicht zurück-

schrecken, wenn sich auf andere Weise nicht zum Ziele kommen läßt, und ich werde den Eifer, mit welchem Sie meine Interessen wahrnehmen, an den Erfolgen messen, welche Sie in diesem Falle erzielen."

„Sie sollen mit mir zufrieden sein, Herr Eibenschütz," erklärte Kunicke mit männlichem Selbstvertrauen. „Ein Versehen, wie ich es heute in bester Absicht begangen, kann am Ende doch Jedem einmal passiren, und ich freue mich, daß ich nun eine Gelegenheit finden soll, die Scharte wieder auszuwetzen."

„Und wie steht's mit dem Terrainkauf?" fragte Eibenschütz, den Gegenstand verlassend. „Haben Sie den Agenten Lisser schon gesprochen?"

„Wozu brauchen wir einen Agenten?" meinte Wilhelm Kunicke geringschätzig. „Ich verabscheue diese Schmarotzer, die nur darauf bedacht sind, mit ihren Provisionen und Gratifikationen ehrlichen Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. ‚Selbst ist der Mann!' lautet meine Parole, und so bin ich heute Morgen fast noch vor Tagesanbruch selbst nach Finow hinausgefahren, habe die Ländereien, so gut es in der Kürze der Zeit eben möglich war, in Augenschein genommen und habe mit dem Besitzer gesprochen."

„Nun — und was ist Ihre Meinung über die Sache?"

Der ehrliche Kunicke zuckte mit den Achseln. „Da ich nicht weiß, zu welchem Zweck Sie das Terrain erwerben wollen, so habe ich auch keine Meinung. Es kann ein gutes und es kann ein schlechtes Geschäft sein, je nachdem es ausschlägt."

„Ich meine, ob Sie den geforderten Preis für einen angemessenen halten?"

„Wie man's nehmen will. Einer, der sich auf die Kultur von Rüben und Kartoffeln besonders gut versteht, könnte wohl zur Noth seine Rechnung dabei finden."

„Es handelt sich, wie Sie sich denken können, nicht

darum, sondern um eine Spekulation. Sind Sie der Ansicht, daß die Ländereien erheblich im Werthe steigen müßten, wenn sie eine direkte Eisenbahnverbindung mit Berlin erhielten?"

„Ohne Zweifel. Ich würde mich getrauen, sie alsdann mindestens für das Vierfache ihres jetzigen Preises an den Mann zu bringen."

„Und Sie haben sich, wie ich es Ihnen aufgab, das Vorkaufsrecht gesichert?"

„Ja! Der Eigenthümer ist, wie es scheint, in großer Geldnoth, und wenn Sie die Sache überhaupt machen wollen, Herr Eibenschütz, so rathe ich Ihnen, rasch zuzugreifen. Ich bin sicher, daß ich ihn wenigstens noch um zwei- oder dreitausend Thaler mit seiner Forderung herabdrücken werde, wenn ich in der Lage bin, schon an einem der nächsten Tage mit ihm abzuschließen."

„Gut! So telegraphiren Sie dem Besitzer, er möchte sich morgen Mittag bei Ihnen einfinden, einigen Sie sich mit ihm über den Kaufpreis und setzen Sie mich telephonisch von den Zahlungsbedingungen in Kenntniß. Die für die Anzahlung erforderliche Summe soll Ihnen dann ohne Verzug zukommen, und Sie werden dieselbe dem Manne einhändigen, sobald er im Bureau eines Notars einen vorläufigen Vertrag unterzeichnet hat. Die Auflassung im Grundbuche kann dann ja an einem späteren Tage erfolgen. Ueber die Schuldverhältnisse sind Sie doch hoffentlich genau und zuverlässig unterrichtet?"

„Selbstverständlich habe ich mir einen beglaubigten Auszug aus dem Grundbuch vorlegen lassen, ehe ich überhaupt in die Unterhandlung eintrat. Die Belastung ist verhältnißmäßig hoch und eine zweite Hypothek hat der arme Teufel nur gegen eine Verzinsung von sechs Prozent auftreiben können. Aber Sie werden dies Sündengeld zum Glück nur ein halbes Jahr zu zahlen brauchen, denn

die Hypothek ist mit sechsmonatlicher Kündigung jederzeit abzulösen."

„Sie werden also nicht versäumen, diese Kündigung zu bewirken, sobald Sie dazu in der Lage sind. Doch nun genug für heute. Ich habe Besuch und darf mich demselben nicht länger entziehen. Wollen Sie sich eine Cigarre mit auf den Weg nehmen, Kunicke?"

„Sie sind sehr gütig, Herr Eibenschütz! — Danke ergebenst! — Ah! das ist einmal etwas Feines, wie Unsereins sich's nicht alle Tage vergönnen darf. Bitte wegen der Störung nochmals um Entschuldigung! — Ganz gehorsamster Diener!"

Mit einer Miene, welche offenbar das höchste Entzücken ausdrücken sollte, hatte er die ersten Rauchwolken aus der von Eibenschütz dargebotenen Cigarre von sich geblasen und unter wiederholten Verbeugungen hatte er sich entfernt. Aber er war kaum auf die Straße hinausgetreten, als er die eben angezündete Cigarre wüthend gegen die Mauer des Hauses schleuderte.

„Pfui Teufel!" stieß er ingrimmig hervor. „Ich will mich hängen lassen, wenn er nicht die Unverschämtheit gehabt hat, mir dasselbe Kraut anzubieten, mit welchem er seinen Kutscher regalirt. Der schmutzige Gauner behandelt mich nachgerade wie einen Dienstmann. Aber nur Geduld — wir werden eines Tages doch noch Abrechnung miteinander halten, mein werther Herr Eibenschütz!"

Zehntes Kapitel.

„Und wenn uns das große Werk endlich gelungen ist, meine Herren, dann wird alle Welt auf das, was wir mit vereinten Kräften vollbracht haben, staunend wie auf ein Wunder schauen. Und die laute Anerkennung unserer Mitbürger wie der heiße Dank jener Tausende, denen das

Vaterland erst durch uns im wahrsten Sinne des Wortes zu einer trauten Heimath geworden ist, sie werden einen zehnfach reicheren Lohn darstellen, werden uns eine ungleich reinere und köstlichere Genugthuung gewähren, als der klingende Gewinn, den wir auf andere Art mit unserem Gelde vielleicht hätten erzielen können. Wir werden die soziale Frage, die gleich einem unheimlich drohenden Gespenst unsere Tage verdüstert, ihrer friedlichen Lösung um ein gewaltiges Stück näher gebracht, werden zahllose verbitterte Gemüther versöhnt haben, und wir werden es mit stolzer Freude erleben, daß dieselben schwieligen Hände, die sich heute, ingrimmig zu Fäusten geballt, offen oder heimlich gegen uns erheben, sich uns zu dankbar brüderlichem Druck entgegenstrecken. Welchen edeldenkenden, hochsinnig veranlagten Menschen sollte ein so köstliches Ziel nicht mächtig anspornen zu thatkräftigem Handeln, wer könnte noch vor einem geringfügigen Opfer zurückschrecken, wenn es gilt, eine Saat auszustreuen, die so herrliche Früchte zeitigen soll! — Darum rufe ich Ihnen noch einmal zu, meine Herren: Lassen Sie uns wirken und schaffen, so lange es Tag ist, lassen Sie uns nicht müde werden bei dem großen Werke der Humanität und Nächstenliebe, und lassen Sie uns damit beginnen, daß wir den vom Glücke Verstoßenen dasjenige schenken, was sie bisher vielleicht am schwersten und schmerzlichsten vermißt haben — einen eigenen Herd!"

Lauter und lang anhaltender Beifall folgte diesen Worten, mit denen Paul Dobriner seine nahezu einstündige Rede geschlossen hatte. Die Versammlung, vor welcher er dieselbe gehalten, war nicht allzu zahlreich, aber sie bestand zum weitaus größten Theil aus bekannten und angesehenen Männern, und die Anerkennung, welche diese dem Vortragenden zollten, wog ungleich schwerer als der lärmende Applaus einer zusammengelaufenen Menge. In durchaus klarer und lichtvoller Weise hatte Dobriner seinen

großen Plan entwickelt, mit überzeugenden Beweisgründen hatte er dargethan, daß die scheinbaren Schwierigkeiten desselben bei energischem Vorgehen leicht zu überwinden sein würden, und während er mit begeisterten Worten dem anwesenden Vertreter der Staatsregierung den Dank aller Menschenfreunde für sein Erscheinen aussprach, hatte er deutlich durchblicken lassen, daß man dasselbe als eine sichere Bürgschaft nehme für die wohlwollende Unterstützung des Werkes durch die höchste Behörde.

Auch die Terrainfrage hatte er eingehend erörtert, hatte in anschaulicher Weise geschildert, wie er lange Zeit unter großen Mühen und Schwierigkeiten vergebens nach geeigneten Ländereien in der Umgebung Berlins gesucht habe und wie er endlich durch einen glücklichen Zufall nach dem Gute Finow geführt worden sei, das alle Vorbedingungen für die Anlage der Kolonie in wahrhaft idealer Weise erfülle. Nach seiner Darstellung handelte es sich hier in der That um ein kleines Paradies, das inmitten des unfruchtbaren märkischen Sandes wie eine Oase in der Wüste emporgeblüht war, und fast mußte ein Gefühl stillen Neides die Herzen der Zuhörer beschleichen, wenn sie sich das Loos jener glücklichen Arbeiter vorstellten, denen es dereinst vergönnt sein sollte, sich auf diesem schönen und gesunden Erdenfleckchen von den Lasten und Mühseligkeiten ihres schweren Tagewerkes zu erholen.

„Wünscht einer der geehrten Anwesenden zu dem Gegenstande das Wort zu ergreifen?“ fragte Paul Dobriner, nachdem sich die durch seine zündende Rede hervorgerufene Bewegung ein wenig gesänftigt hatte, und aus dem tiefsten Hintergrunde des Saales antwortete ein dünnes, zaghaftes Stimmchen: „Jawohl, ich bitte um's Wort!“

Alle Gesichter wandten sich neugierig dem kleinen Manne zu, der mit hastigen Bewegungen nach der Rednertribüne hinstrebte und nicht allzu hoch über die Brüstung derselben

emporragte, als er die wenigen Stufen endlich erklommen hatte. Niemand kannte ihn, und nach seinem Aeußeren hatte es auch nicht den Anschein, als ob er unter die Notabilitäten Berlins zu zählen sei. Der altväterische schwarze Rock, der in vielen Falten an seiner dürftigen Gestalt herabfiel, der hohe Kragen und die breite schwarze Halsbinde aus einer längstvergangenen Zeit, gaben seiner Erscheinung unleugbar einen etwas komischen Anstrich, und wenn trotzdem Niemand über ihn lachte, so unterblieb es aus keinem anderen Grunde, als weil der weißhaarige Kopf, der sich über den steifen Vatermördern erhob, alles Drollige und Lächerliche der sonderbaren Gestalt rasch wieder vergessen machte.

Es war ein kluges, geistvolles Antlitz und doch trotz all' seiner Falten und Runzeln das Antlitz eines Kindes, welches da mit einer gewissen rührenden Schüchternheit auf die Versammlung herabschaute, und die runden blauen Augen leuchteten so jugendlich hell aus diesem guten, alten Gesicht, daß selbst die Lippen der eingefleischtesten Spötter sich nicht zu einem mitleidig höhnischen Lächeln verzogen, und daß eine tiefe, erwartungsvolle Stille eintrat, als der kleine Mann endlich mit seiner dünnen, hohen Stimme zu sprechen begann.

(Fortsetzung folgt.)

Der Majoratserbe.

Novelle

von

Fedor v. Zobeltitz.

Mit Illustrationen von R. E. Kepler.

1.

Rechtsanwalt Doktor Hoym verbeugte sich leicht vor der das Bureau verlassenden Dame und berührte sodann mit dem Zeigefinger den Knopf des auf seinem Schreibtische ausmündenden elektrischen Drahtes.

Der Bureaudiener trat ein.

„Wartet noch Jemand im Vorzimmer?“ fragte der Rechtsanwalt.

„Der Herr Baron v. Restedt ist soeben gekommen,“ entgegnete der Diener.

„So lassen Sie ihn ein!“

Der Diener öffnete die Thür zum Wartezimmer, während Doktor Hoym sich erhob, um dem Eintretenden entgegen zu gehen.

„Willkommen, Herr Baron,“ sagte er, „wie geht's? Ist Ihnen die Schnitzeljagd in Teterow gut bekommen? — Dacht' mir's beinahe, daß ich Sie heute noch sehen würde!“

„O, Sie Allwissender!“ — und Herr v. Restedt lachte, die Hand des Anwalts schüttelnd — „Sie können sich als Hellseher produziren! — Wie die Schnitzeljagd war?

Mäßig, Doktor, im ganzen Regiment ist kein Gaul zu finden, der es mit meinem ‚Abdallah‘ aufnähme. Alles Kracken, aber keine Renner! Geben Sie mir eine Cigarre, wenn ich bitten darf, und dann . . .“

Er beschloß den Satz nicht, sondern steckte sich zunächst die Havanna an, die der Anwalt ihm reichte, legte Handschuh, Stock und Hut ab und ließ sich müde in einen Sessel fallen. Baron Restedt mochte Mitte der Dreißig sein und zeigte Anlage zur Wohlbeleibtheit. Trotzdem lag Kraft und Elastizität in seiner großen, breitschulterigen Erscheinung und dabei auch eine gewisse Eleganz. Der etwas massive Kopf, ein märkischer Junkerschädel von typischem Gepräge, war mit kurz geschorenem, stoppelartig emporstrebendem blonden Haar bedeckt, das Gesicht zeigte frische Farben und den Ausdruck sorgloser Lebensauffassung und heiteren Behagens. Es war ein hübsches und offenes Gesicht, das in der Wölbung der Stirn sogar einen Ansatz zu bedeutenderer Charakteristik nahm; sonst war in dem ganzen lachenden Antlitz von Charakter wenig zu spüren — Wohlleben und Mangel an Selbstzucht hatten die Linien verwischt und verallgemeinert. Nur um den, von einem hochgewirbelten blonden Schnurrbart beschatteten Mund lagerte ein Zug von Trotz und Eigenwillen, der dem Profil wenigstens etwas von seiner Weichheit nahm.

„Ist“ — der Baron stieß den Rauch seiner Cigarre in schwankenden blauen Linien von sich — „ist die Geschichte gemacht?“

Statt der Antwort reichte Doktor Hoym dem Fragenden eine auf seinem Schreibtische liegende Zeitung. Es war das amtliche Kreisblatt und enthielt auf seiner letzten Seite, blau angestrichen, unter anderen amtlichen Inseraten folgendes „Aufgebot“:

„Auf Antrag des gerichtlich bestellten Erbverwalters

wird der am 7. Dezember 1849 zu Gollenow, Kreis Sternberg, geborene, abwesende Karl Konstantin Freiherr v. Restedt und Illenhusen hiermit aufgefordert, sich spätestens im Aufgebottermin am 23. Februar 1888 Vormittags 10 Uhr bei dem unterzeichneten Gericht zu melden, widrigenfalls seine Todeserklärung erfolgen wird. Zugleich werden Alle, welche Erbrechte oder sonstige Ansprüche auf das hier für den Freiherrn v. Restedt verwaltete Vermögen zu erheben haben, angewiesen, solche spätestens in dem oben gedachten Termin anzumelden, bei Vermeidung des Ausschlusses.

Sternberg, am 10. Oktober 1887.

Königliches Amtsgericht."

Der junge Baron faltete das Zeitungsblatt wieder zusammen und legte es auf den Tisch zurück.

„Wie lange ist es her, daß man nichts von meinem Vetter gehört hat?" fragte er.

„Rekapituliren wir einmal," erwiederte der Rechtsanwalt. „1868 starb der alte Herr v. Restedt auf Gollenow, Ihr Onkel, und überließ das Majorat seinem damals noch minderjährigen Sohne. 1870 war Karl Konstantin einundzwanzig Jahre, trat bei den Sternberger Dragonern als Freiwilliger ein und machte den Feldzug gegen Frankreich mit. Vor Paris wurde er durch einen Bombensplitter am Kopfe verwundet, lag längere Zeit im Lazarethe und kehrte dann nach Gollenow zurück. Schon damals zeigte sich eine gewisse Wunderlichkeit in seinem Wesen, so daß die Aerzte eine nicht ausgeheilte mechanische Verletzung edlerer Hirntheile fürchteten, die schwere Folgen nach sich ziehen könnte. Im Jahre dreiundsiebzig passirte dann die Ihnen ja auch bekannte Wilderergeschichte."

„Ich weiß — ich weiß," bestätigte der Baron, „das heißt, ich weiß es vom Hörensagen, denn ich war dazumal in Heidelberg, aber ich würde Ihnen dankbar sein, Doktor,

wollten Sie mich einmal genau mit den Einzelheiten jener merkwürdigen Vorgänge vertraut machen, die für meinen Vetter und schließlich doch auch für mich so verhängnißvoll werden sollten. Sie können sich denken, wie sehr mich das interessirt — doppelt jetzt, wo ich im Begriffe stehe, die Erbschaft des Verschollenen anzutreten!"

„Natürlich," gab der Anwalt zu und zog seine Uhr. „Punkt elf — meine Sprechstunde ist vorüber, ich habe also Zeit. Stumpke!"

Stumpke, der Bureaudiener, trat ein.

„Der Herr Rechtsanwalt wünschen?"

„Eine Flasche Rauenthaler — links im Keller, mit den Silberköpfen — bringen Sie gleich zwei — und Gläser!"

„Schön, Herr Rechtsanwalt!"

„Sie müssen einmal meinen Rauenthaler probiren, Baron," fuhr Doktor Hoym fort, „er wird Ihnen schmecken. Von Vollmar in Kreuznach — sehr zu empfehlen, sehr! Na also, zur Sache! Karl Konstantin war schon als Junge ein leidenschaftlicher Jäger, strolchte von früh bis spät mit der Büchse auf dem Rücken in Feld und Wald umher und lag des Nachts auf dem Anstand. Gelernt hat er bei diesem Leben nicht viel, und seine Hauslehrer wechselten mit dem Monde. Der alte Baron schimpfte darüber gewaltig, aber die Jagdleidenschaft gewöhnte er seinem Jungen nicht ab — er war selbst ein zu leidenschaftlicher Jägersmann! ... Stell' hin, Stumpke!"

Der Diener hatte den Wein gebracht, Doktor Hoym füllte den goldschimmernden Rheinwein in die Gläser und stieß dann mit Restedt an. Beide Herren verstanden sich auf das Gewächs.

„Na?!" fragte Hoym.

„Alle Hochachtung," versicherte der Baron, „ein famoser Tropfen!"

„Glaub's," meinte der Anwalt lachend, „fünf Mark die Flasche beim Einkauf — liegt aber sechs Jahre! ... Nun weiter!"

Er nahm wieder Platz.

„Also diese Jagdleidenschaft hatte Karl Konstantin beibehalten — auch nach dem Feldzuge. Man sah ihn eigentlich nie ohne Büchse. Hetzjagden liebte er nicht, war überhaupt kein Freund lebhaften Verkehrs, sondern mehr einsiedlerischer Natur, mehr Sonderling — trotz seiner jungen Jahre. Er konnte einen Monat hindurch Nacht für Nacht im Walde liegen, konnte oft in der Frühe fortgehen und erst zur Dämmerung wieder heimkehren, reich beladen mit allerhand Jagdgethier, aber ohne einen Bissen im Leibe. Er aß und trank überhaupt wenig. Im Winter dreiundsiebzig machten zahlreiche Wilddiebstähle im königlichen Forst, der an die Privatwaldungen Karl Konstantin's angrenzte, unserem alten Oberförster viel Sorge, da trotz aller Vorsicht die Attentäter nicht zu erwischen waren. Da geschah es eines Tages, daß der junge Rempten, einer der königlichen Revierförster, beim Oberförster erschien und stumm auf seinen rechten, in einer Binde liegenden Arm wies. ‚Was soll's?' schrie der Oberförster, der ein berüchtigter Grobian war, den Burschen an. — ‚Es soll heißen, daß wir den Wilddieb haben,' entgegnete der. — ‚Halloh!' schrie der Oberförster, ‚Rempten, wenn das wahr ist, erwirk' ich Ihnen eine Extraprämie von der Regierung! Haben Sie den Lump erwischt oder gleich über den Haufen geschossen?' — ‚Weder das Eine noch das Andere,' gab Rempten zurück; ‚im Gegentheil, ich kann froh sein, daß nicht ich über den Haufen geschossen worden bin! Wissen Sie, wer der gesuchte Wilddieb ist, Herr Oberförster?' — ‚Wer sonst als der rothe Schlöhn, der Spitzbube!' — Es war dies ein oft vorbestrafter berüchtigter Wilderer. — ‚Nein,' entgegnete Rempten ruhig, ‚der ist es nicht, Herr

Oberförster, aber der Herr Baron v. Restedt auf Gollenow — der ist's!"

Der neben dem Anwalt Sitzende murmelte, während seine Stirn sich verfinsterte: „Sollte man's glauben — sollte man's für möglich halten!"

„Das hab' ich auch gesagt, Baron," fiel Doktor Hoym lebhaft ein; „es war eine Anklage so blödsinnig erscheinender Art, daß alle Welt anfänglich an einen Racheakt Rempten's glaubte, obwohl der junge Mensch für tüchtig und ehrlich galt. Der Oberförster mag ihn schön angebrüllt haben, als er mit seiner Anklage heraus kam, aber Rempten soll ganz gelassen geblieben sein und Folgendes zu Protokoll gegeben haben: Er habe schon seit Nächten den Wilderern aufgelauert, ohne sie zu Gesicht bekommen zu haben. In der Nacht vom 17. zum 18. November schritt er den sogenannten Buchengrund ab und wurde durch einen fallenden Schuß aufmerksam gemacht. Im Schatten der Bäume eilte er spornstreichs der Richtung nach, in der der Schuß gefallen war, und sah plötzlich auf einer Wiesenlichtung dicht am Waldesrand einen über einen niedergebrochenen feisten Rehbock gebeugten Mann stehen — einen Mann in kurzem Pelzrock und Pelzkappe, die Büchse über die Schulter. Das mußte der Wilderer sein! Rempten schlich sich an ihn heran, aber ein unter seinen Füßen knisternder trockener Zweig verrieth ihn. Der Andere wendete sich um; im Nu lag Rempten im Anschlag und rief dem Fremden zu: ‚Stehenbleiben oder ich schieße!' Im gleichen Moment krachte aber auch schon von drüben ein Schuß — Rempten fühlte, daß das Blei in seinen rechten Arm geschlagen war, doch trotz des wüthenden Schmerzes, den seine Wunde verursachte, blieb ihm Besinnung genug, den Anderen zu verfolgen, der wie der Blitz über die Wiese floh. Rempten hatte ihn noch nicht erkannt; doch plötzlich stolperte der Wilderer, Rempten warf

sich über ihn, und nun schaute er plötzlich in das todtenblasse, verzerrte Gesicht des Gollenower Barons."

„So hat Rempten zu Protokoll gegeben," warf Herr v. Restedt ein, und wieder furchte sich seine Stirn.

„Ganz recht — ich wiederhole nur die protokollarischen Angaben," lächelte der Anwalt. „Die Beiden rangen miteinander, aber die Verwundung Rempten's war doch erheblich genug, seine Kraft zu schwächen. Eine leichte Ohnmacht überkam ihn. Als er erwachte, lag er allein auf der Wiese. Er schleppte sich nach Hause und erstattete am andern Morgen dem Oberförster seinen Bericht. Selbstverständlich glaubte der Alte anfänglich von der ganzen Geschichte kein Wort, ließ aber doch anspannen und fuhr selbst nach Gollenow hinüber. Dort herrschte allgemeine Verwirrung: der Baron war verschwunden, sein Schlafzimmer stand unberührt, er war muthmaßlich gar nicht nach Hause gekommen. Spätere Nachforschungen erwiesen, daß er in seinem Jagdrocke von der Station Krummdorf aus mit dem Frühzuge nach Breslau gefahren war und bei seinem dortigen Bankier eine große Summe erhoben hatte. Das war das Letzte, was man von ihm gehört hat.... Was soll ich noch sagen: die ganze Sache wurde vertuscht, so gut es eben ging, Rempten wurde mit Beförderung nach Ostpreußen versetzt, Gollenow gerichtlich verwaltet, bis es auf Ihren Antrag an Sie verpachtet wurde. Na, und damit ist meine Geschichte aus!"

Herr v. Restedt hatte den Kopf hintenüber auf die Lehne des Sessels gelegt und sich in Cigarrenrauch gehüllt. Er sagte anfänglich kein Wort, erhob sich dann, reckte und streckte sich, stäubte die Asche seiner Havannah ab und meinte: „Der reine Roman! Ein Edelmann von tadellosem Charakter, reich, im Besitze eines prächtigen Forstes — und Wilderer! Der reine Roman!"

„Mein bester Herr Baron," erwiederte Doktor Hoym und

besah sich dabei nachdenklich seine Fingernägel, „um einer zur Leidenschaft gewordenen Passion willen ist schon Mancher mit dem Gesetze in Konflikt gerathen. Im Uebrigen entsinne ich mich aus meiner ländlichen Praxis eines ähnlichen Falles, der sich in den sechziger Jahren in unserer Gegend abspielte. Da wurde ein reicher Müller, ein Mann, der es ebensowenig nöthig hatte, wie Ihr unglücklicher Vetter, wegen Wilderns bestraft; einmal, zweimal, dreimal — und beim vierten Mal wurde er von einem Förster, dem er sich widersetzt hatte, erschossen. Ich bin kein Jäger und kann mich daher auch in die Passion, auf fremdem Gehege zu jagen, nicht hineindenken, meine aber, es muß dabei doch wohl so eine Art pathologisches Moment mitsprechen — der Reiz am Fremden, Abenteuerlichen und Verbotenen."

Herr v. Nestedt hatte langsam seine Handschuhe wieder angezogen.

„Wenn, was ja durchaus noch nicht nachgewiesen ist," sagte er, „mein armer Vetter Konstantin sich in der That hatte verleiten lassen, auf königlichem Gebiet, und zwar im vollen Bewußtsein des Unrechts, zu jagen, so glaube ich allerdings auch, daß er geistig nicht mehr ganz normal war. Es würde dies übrigens ja auch dem entsprechen, was Sie mir vorhin von seinem wunderlichen Wesen erzählten. Sei's wie es sei! — Wetter, was die Zeit vergeht" — der Baron sah auf seine Uhr — „auf Wiedersehen, Doktor, ich muß nach Rollenhagen!"

„Natürlich! Wird man nicht bald von einem erfreulichen Ereignisse hören?"

Herr v. Nestedt lächelte.

„Klopfen Sie wieder einmal auf den Busch?"

„Ich weiß, was alle Welt weiß, lieber Freund!"

„Und was, wenn ich fragen darf?"

„Daß Sie und Fräulein Armgard v. Wendelsloh ein Paar werden sollen."

„So? Weiter nichts? Und können Sie mir nicht auch sagen, auf welcher materiellen Basis diese beiden armen Kirchenmäuse ihr ehelich Haus bauen wollen?“

„Ah bah, Baron, reden Sie nicht so! Sie sind der Majoratsherr von Gollenow und —“

„Noch nicht, bester Freund! Vetter Konstantin kann noch leben, kann zurückkehren, und ich kann eines schönen Tages in mein armseliges Nichts zurücksinken!“

„Ach, Unsinn! Wer weiß, wo Ihr bedauernswerther Vetter geendet hat! Ja, ich bedauere ihn aufrichtig, ihn und sein tragisches Geschick, aber, ich kann mir nicht helfen, ich würde noch mehr bedauern, wenn er eines Tages zu uns käme und sagte: ‚Ihr rieft mich — hier bin ich!‘ Na, nichts für ungut, Baron! Grüßen Sie den Obersten und Fräulein v. Wendelsloh.“

2.

Herr v. Nestedt hatte seinen Wagen vor der Thür.

„Nach Rollenhagen!“ rief er dem Kutscher zu und ließ sich auf dem Rücksitz nieder. Dann zündete er sich eine Cigarette an, stieß den Rauch durch die Nase und versank, während der Wagen durch die Straßen des Bezirksstädtchens rollte, in Gedanken.

Es war Thatsache: er hatte sich in die Hoffnung, Majoratsbesitzer von Gollenow zu werden, schon so fest hineingelebt, daß ihn die Möglichkeit, der Verschollene könne zurückkehren, eisige Schauer über den Rücken jagte. Er war arm, der Sohn des Generals v. Nestedt, der nach seinem Tode nichts als Schulden hinterlassen hatte, so daß Franz es für gerathen hielt, der väterlichen Erbschaft gänzlich zu entsagen, um nicht in das Netz der Gläubiger hineinzugerathen. Franz sollte Jurisprudenz studiren. So lange der Vater lebte und ihn von seinem Gehalt unterstützte, ließ es sich ja auch leben — kärglich immer-

hin, namentlich im theuren Heidelberg, aber es ging doch! Nach dem Tode des Generals, dessen Gattin schon vor langen Jahren zur Ruhe bestattet worden war, wußte der hinterbliebene Sohn jedoch nicht, wie er weiter existiren sollte. Er wandte sich an den König, und dieser bewilligte ihm auch aus seiner Privatschatulle ein Darlehen, das ihm ermöglichte, seine Studien fortzusetzen. Da traf die Nachricht von dem plötzlichen Verschwinden seines Vetters Konstantin ein. Die geheimnißvolle Angelegenheit interessirte Franz selbstverständlich auf das Höchste, weniger vielleicht um der verwandtschaftlichen Beziehungen willen, die ihn an Konstantin, den er persönlich kaum kannte, fesselten, als wegen des Umstandes, daß er, so lange Konstantin keinen Sohn hatte, der nächstberechtigte Erbe für das Majorat war. Franz beeilte sich, um für alle Fälle gesichert zu sein, seine erste Staatsprüfung abzulegen, und reiste sodann nach Sternberg, um sich hier an gerichtlicher Stelle über die Verhältnisse in Gollenow zu orientiren. Doktor Hoym war es, der in dem jungen Manne zuerst den Gedanken anregte, er möchte das inzwischen gerichtlich verwaltete Majorat in Pachtung nehmen, ein Gedanke, den Franz mit Begeisterung auffaßte und rasch zur That machte. Das Entgegenkommen des Königs, bei dem er eine Audienz nachsuchte und der dem einzigen Sohne eines seiner verdientesten Offiziere wohl wollte, ebnete auch diesmal schnell alle Schwierigkeiten; Franz erhielt Gollenow für eine verhältnißmäßig niedrige Summe in Pacht, und da er eine thätige Natur war, so gelang es ihm, den schönen Besitz im besten Zustande zu erhalten. Er hätte auch wohl leicht alljährlich eine hübsche Summe zurücklegen können, die ihm die Zukunft unter allen Verhältnissen sorgenfrei gestaltet haben würde — aber für das Zurücklegen fehlte Franz Sinn und Verständniß. Mit dem großen Besitz war auch die Freude am großen Leben in ihm erwacht.

Von Jahr zu Jahr schwand die anfangs und oft genug zitternden Herzens gehegte Erwartung, Konstantin könne zurückkehren, immer mehr. Man hörte nichts von dem Verschollenen. War er über das Meer geflüchtet — hatte ihn auf hoher See oder drüben im Getriebe der Großstädte, im Urwald oder in den Weiten der Prairien sein Unglück erreicht, oder war er auf heimischem Boden an der Landstraße verstorben oder als Fremder in irgend einer Irrenanstalt jenseits der Grenze festgehalten worden? Niemand wußte es. Gerichtlicherseits hatte es an umfangreichen Nachforschungen nicht gefehlt, sie waren aber vergebens gewesen. Nun war mehr als ein Dutzend Jahre in's Land gegangen seit jenem Tage, an dem Franz v. Restedt in Gollenow eingetroffen; nun war auch das letzte „Aufgebot" erfolgt, das die Todeserklärung des Verschollenen nach sich ziehen sollte — und gerade jetzt wuchs in Franz die sorgende Angst, Konstantin könne noch leben, könne zurückkehren. Nie hatte er sonst eine so folternde Angst verspürt. Er stand im Begriffe, sich mit einem geliebten Wesen für's Leben zu verbinden, aber seine Braut war arm, und forderte Konstantin seinen Besitz wieder, so war die Heirath mit Armgard v. Wendelsloh voraussichtlich in weite Fernen gerückt.

Der Wagen hatte inzwischen das Städtchen hinter sich gelassen und war in die in reifer Herbstschöne sich ausdehnende Landschaft eingebogen. Der Weg führte anfänglich durch Felder, dann trat rechts und links ein prächtig gehaltener Buchenwald an den Fahrdamm heran, und mitten in diesem Walde, auf einer hineingesprengten Lichtung, lag das kleine städtische Vorwerk Rollenhagen.

Es bestand nur aus wenigen Häusern und war ehedem der Sitz eines königlichen Unterförsters gewesen. Als aber der Buchenwald an Sternberg gekommen, und die Verwaltung desselben an den städtischen Förster übergegangen

war, wurde Rollenhagen an Sommergäste vermiethet. Seit etwa sechs Jahren wohnte daselbst, und zwar in dem einzigen, einigermaßen stattlich sich präsentirenden Hause des Vorwerkes, ein menschenscheuer alter Herr, der pensionirte Oberst v. Wendelsloh mit seinem Töchterchen und seinem ehemaligen Burschen Rohrengart, der in einer Person die Funktionen eines Koches, einer Aufwartefrau, eines Dieners, Gärtners und Kutschers vereinigte.

Der Wagen Restedt's hielt vor der mit rothblättrigem wilden Wein überzogenen kleinen Veranda des Rollenhagener Herrschaftshauses (Rohrengart nannte das Forsthäuschen nie anders). Ein brauner Teckel fuhr den Pferden kläffend zwischen die Beine, und aus der sich öffnenden Hausthür stürzte Rohrengart in Drillichjacke und einer abgetragenen Soldatenmütze auf seinem mecklenburgischen Flachskopf, die er jedoch schleunigst herabriß, da er Restedt's ansichtig wurde. Ein vergnügtes Grinsen flog ihm über das dicke braune Gesicht, als er dem Baron vom Wagen helfen durfte.

„Guten Tag, Rohrengart! Alles munter?"

„Gu'n Morgen, gnädiger Herr Baron," antwortete Rohrengart, „ich danke schön, es ist Alles in bester Ordnung hier."

„Na, dann melden Sie mich 'mal bei den Herrschaften an, Rohrengart!"

„Nicht nöthig, gnädiger Herr, das gnädige Fräulein hat Sie schon vom Fenster aus kommen sehen."

Und das war wahr, denn nun erschien Armgard in eigener Person unter der Hausthür und rief Restedt ein fröhliches Willkommswort zu. Der aber sprang eilfertig die sechs Verandastufen hinauf, nahm Armgard's weiße und schön geformte Hand in die seine und sagte, während er ihr tief in das blaue Auge schaute: „Du hast mich erwartet, Armi? Du meine schlanke Königin — o Du liebes, Du einziges Mädel Du!"

Er preßte ihre Hand fest, und sie ließ es sich gefallen; der Glanz hohen Glückes lag auf ihrem schönen und stolzen Gesicht.

„Ich spürte Deine Nähe," sagte sie, „und da ging ich zum Fenster. Ich weiß es immer im Voraus, wenn Du kommst, und ich täusche mich nie. Komm' herein! Willst Du nicht ausspannen lassen?"

„Es geht nicht. Ich muß um zwei Uhr daheim sein, der Buggenhagener erwartet mich. Hammelkauf und ähnliche prosaische Sachen! Aber ich bleibe ein halb' Stündchen, ich muß Dir Manches erzählen. Ist der Vater da?"

„In seinem Zimmer. Er war den ganzen Morgen im Walde — nach Moos und Schmetterlingen! Nun komm'!"

Sie zog ihn in das Haus, während Rohrengart mit dem Kutscher noch ein belehrendes Gespräch über die neue Fuchsstute im Gespann führte.

„Soll ich den Vater rufen?" fragte Armgard im Zimmer. „Er sieht es nicht gern, daß — daß wir allein sind."

„Ich weiß es, aber noch einen Augenblick, Armi!" Er nahm den Kopf des jungen Mädchens zwischen seine Hände und schaute sie in seliger Verliebtheit an. „Nur noch einen Augenblick! Nur noch den Begrüßungskuß!"

Sie bot ihm ihre Lippen ohne Erröthen, und er küßte sie heiß und lange.

„So," sagte er dann mit tiefem Aufathmen, „nun kann der Vater kommen! Nun hab' ich, was ich verlangen kann! — Freilich noch nicht genug, aber ich bin bescheiden. Rufe den Vater! Wie geht es ihm?"

Armgard wandte sich, schon an der Thür, noch einmal um. Ein Schatten flog über ihr Gesicht.

„Schlecht," antwortete sie. „Er ist mürrischer und launenhafter denn je. Rohrengart und ich — wir merken's! Aber ich hielt's gern aus, wenn — wenn er mich

nur nicht immer mit diesem gräßlichen Jost Pegelsdorff peinigen wollte!"

„Ah! Hat er dies thörichte Projekt noch immer nicht aufgegeben?" stieß Restedt unmuthig hervor.

„Im Gegentheil! Seit Pegelsdorff Besuch gemacht hat, ist er Feuer und Flamme dafür. Es ist wirklich eine fixe Idee von ihm, mich reich verheirathen zu wollen! Was liegt mir an Reichthum! Hungern will ich, wenn ich nur glücklich werde! Ja, Franz, ich kann es Dir nur immer und immer wiederholen! Und ich sage es all' Deinen Hoffnungen zum Trotz — diesen vagen Hoffnungen, die unsere Heirath in eine endlose Ferne hinausschieben."

„Nicht mehr, Armi! Das Aufgebot für Konstantin steht heute in den Blättern!"

„Endlich!" rief sie. „So ist die Entscheidung wenigstens nahe!"

Sie sprang an Franz heran und hing sich an seinen Hals.

„Du Lieber und Guter, wenn Du doch nur ahntest, wie sehr ich mich aus dem Druck dieser Verhältnisse hinaussehne! Du weißt ja gar nicht, was mein Vater mich leiden läßt! Du weißt nicht, wie er beständig in mich hineinbohrt, ich solle Dich aufgeben und mit Dir eine zweifelhafte, ungewisse Zukunft, und solle Pegelsdorff's Werben begünstigen! Und ich hasse diesen brutalen Menschen mit seinem Trinkergesicht! ... O Franz, Franz, wären wir doch schon vereinigt! Was kümmert uns Konstantin! Laß ihn doch kommen! Auch ich erfreue mich am Besitz wie Jeder, aber ich opfere ihm nicht mein Glück! Wir werden doppelt arbeiten, wenn wir arm sind; oder glaubst Du, ich könne nicht arbeiten? Glaubst Du, ich scheue die Arbeit? Frag' einmal Rohrengart, und schau' einmal meine Hände an!"

Und sie öffnete ihre Rechte und zeigte Restedt den

flachen Handteller. Doch Franz schaute nicht auf die Spuren, die Küchen- und Gartenarbeit auf diesem zarten, rosigen Fleisch hinterlassen, er nahm die Hand und küßte sie.

Aber grausam genug wurde dies verliebte Getändel durch des Obersten Stimme unterbrochen. Unvermuthet stand er in der Thür, auf seinen knorrigen Krückstock gestützt, das grimmige Gesicht dunkelroth und die weißen, borstigen Haare gesträubt.

„Habe die Ehre, mein Herr Baron," höhnte er und schob als Ersatz für eine Verneigung den Kopf ruckartig aus der schwarzen Binde vor, „sehr angenehm — habe die Ehre! Ein zärtliches Beisammensein — siehe da! Bin g'rade zurechtgekommen — g'rade zurecht! Bitte, Herr Baron, schießen Sie los! Warte auf Ihre Erklärung — auf Ihre Freiwerbung! Geniren Sie sich nicht! Schießen Sie los!"

„Vater, ich flehe Dich an!" und Armgard hob bittend die Hände.

„Ruhe!" schrie der Alte und stieß mit dem Stock auf den Boden. „Er hat zu sprechen, nicht Du! Herr Baron, ich bin Ohr — ich bin ganz Ohr!"

Und er klappte parodirend die rechte Ohrmuschel um.

Franz faßte sich schnell. Er kannte den närrischen Alten, den bittere Lebenserfahrungen zum Sonderling gemacht hatten, und wußte, daß man ihm mit Energie gegenübertreten mußte, wenn man etwas erreichen wollte.

„Sie haben Recht, Herr Oberst," sagte er daher mit fester Stimme, „wenn Sie vermuthen, daß ich als Freiwerber vor Ihnen stehe. Es ist Ihnen längst bekannt, daß ich Armgard liebe, und ebenso bekannt, daß sie mich wiederliebt."

„Papperlapapp!" fiel der Alte rauh ein, aber Franz ließ sich nicht stören, sondern fuhr ruhig fort:

„Die Verhältnisse ermöglichten bisher eine öffentliche

Verlobung nicht, sie liegen indessen jetzt anders, als früher. Das Sternberger Amtsgericht hat infolge meiner Eingabe an den Justizminister ein letztes Aufgebot für meinen Vetter Konstantin erlassen. Dies Aufgebot läuft am 23. Februar nächsten Jahres ab; kehrt Konstantin bis zu diesem Zeitpunkte nicht zurück, so wird er für todt erklärt, und ich als sein nächster Blutsverwandter trete in seine Erbschaft ein. Sie wissen so gut wie ich selbst, Herr Oberst, daß die Aussicht auf eine Rückkehr meines verschollenen Vetters eine sehr geringe ist, nachdem er dreizehn Jahre absolut nichts hat von sich hören lassen. Es ist anzunehmen, daß er nicht mehr unter den Lebenden weilt. Der Tod Konstantin's macht mich zum reichen Manne, und da Sie, Herr Oberst, wie mir wohl bekannt ist, einen reichen Mann zum Schwiegersohn haben wollen, so werden Sie mir unter den obwaltenden Umständen die Hand Armgard's auch nicht verweigern. Sagen Sie Ja, Herr Oberst, und geben Sie uns Ihren Segen."

Der Alte hatte Franz schweigend, nur dann und wann unter leisem Knurren, aussprechen lassen. Nun aber humpelte er, bei jedem Schritt den Stock mit Dröhnen auf die Erde stoßend, zu seinem Sorgenstuhl am Fenster und ließ sich hier stöhnend und pustend nieder. Dann zog er ein rothseidenes Taschentuch von gewaltigem Umfang hervor, schnaubte sich geräuschvoll und sagte, das bitterböse, gallige rothe Gesicht Franz zuwendend: „Ist mir 'ne Ehre, Ihre Werbung, Herr Baron, 'ne große Ehre! Schätze Ihre Familie — habe auch nichts gegen Sie, gar nichts. Doch — Eins! Nämlich Folgendes: Sie sagen, Sie wären ein reicher Mann. Das sind Sie nicht, noch nicht — können's vielleicht werden, wenn der davongelaufene Vetter bleibt, wo er ist, oder vielleicht todt sein sollte — sind's aber nicht! Und ich habe mir's zugeschworen: die Armgard soll nicht in ihrer Ehe so wie ich den Jammer und das

Elend und die Sorgen um's tägliche Brod kennen lernen! Sie soll's nicht. Ich will's nicht! Verstanden, Herr Baron? Die Schockschwerenoth, was hab' ich mich durch's Leben kämpfen müssen, mit wie viel Entbehrungen und wie viel Plagen, und schließlich waren doch die Verhältnisse stärker als ich, und die Schulden kamen und wuchsen, und mit ihnen kam der blaue Brief, der sackerment'sche! Und da sitz' ich nun hier und fang' Schmetterlinge und friste mich mit meiner Einzigen und mit dem Esel, dem Nohrengart, mühselig durch's Leben — nicht 'mal mit voller Pension, denn ein Dritttheil davon geht alle Ersten noch immer an die alten Gläubiger ab, daß sie das Donnerwetter holen möge und noch sonst 'was! Können Sie mir's da verdenken, daß ich die Armgard in Watte gewickelt wissen will? Daß ich ihr die elendige Krümelei und Mürmelei der Alltagsgespenster vom Halse halten will? Nein, Herr Baron, das können Sie mir nicht verdenken! Im Gegentheil — Hand auf's Herz als Edel- und Ehrenmann: Sie müssen mir Recht geben! Und nun hören Sie mein letztes Wort in der Sache, die sich nun schon über Jahr und Tag hinzieht: bis zum 23. Februar wird noch gewartet! Hat's so lange gedauert, kommt's auf vier Monate länger auch nicht an! Sind Sie dann von Rechtswegen Besitzer von Gollenow geworden, dann kann die Verlobung proklamirt werden! Und — daß Sie's auch gleich wissen — kommt der verlaufene Vetter zurück, dann schlagen Sie sich die ganze Heiratherei aus dem Sinn, denn dann heirathet die Armgard den Pegelsdorff! So wird's gehalten!"

„Sie sind hart, Herr Oberst!" rief Franz, und seine Lippen bebten.

„Ja, Vater, Du bist hart," fiel Armgard flammenden Auges ein, „und ärger noch: Du bist tyrannisch — tyrannisch gegen Dein einziges Kind, das Du zu lieben Dir

einbildest! Denn kein guter Vater gibt seine Tochter einem Manne, den sie verachtet. Und ich verachte Herrn v. Pegelsdorff trotz seiner Millionen und seiner zehntausend Morgen! Ich werde ihn auch nie heirathen, das schwöre ich Dir beim Gedenken an meine todte Mutter."

Ein Schluchzen, das das sonst so starke Mädchen nicht zu unterdrücken vermochte, erstickte ihre letzten Worte. Restedt umfaßte Armgard und zog sie an sich.

„Muth, Kind, und Ruhe," sagte er leise und zärtlich, „wir kommen schneller zum Ziel, wenn wir uns zu beherrschen versuchen. Ich wiederhole, Herr Oberst, Sie sind hart — sehr hart! Doch ich füge mich. Ich willige ein, die Verlobung bis zum Aufgebotstermin zu verschieben. Gestatten Sie, daß ich bis dahin nach wie vor in Ihrem Hause verkehre?"

Der Alte schnaufte und pustete in sein rothseidenes Taschentuch hinein. Er fand nicht gleich die Worte — die leidenschaftlichen Aeußerungen Armgard's hatten doch Eingang in sein, in der Misère des Lebens verknöchertes Herz gefunden.

„Ich habe — ich habe nichts dawider," entgegnete er endlich, halb aus dem Rothseidenen heraus, „nichts dawider — wenn Alles beim Alten bleibt, heißt das! — Das heißt also, wenn ich immer zugegen bin bei Ihren werthen Besuchen — verstanden, Herr Baron? — wenn ich immer zugegen bin! Ich habe nichts gegen Ihre Person, nichts, aber ich will — zum Donnerwetter, zweimal predige ich nicht! Ich habe laut genug gesprochen! Oder hab' ich es etwa nicht?!"

Der alte Grimmbart erhob sich und starrte Franz, der ihn mit keinem Worte unterbrochen hatte, wüthend in's Gesicht. Franz fühlte, es war Zeit, ein Ende zu machen. Er küßte, unbekümmert um den Basiliskenblick des Alten, die Hand Armgard's.

„Adieu, mein Lieb," sagte er, „und Muth! Wir finden das Ziel — so oder so! Uebermorgen spreche ich wieder vor . . . Herr Oberst, auf Wiedersehen!"

„War mir 'ne Ehre," knurrte Wendelsloh und humpelte mit Restedt bis an die Hausthüre, wo er stehen blieb und zusah, wie sich Franz auf den Wagen schwang. Er winkte noch einmal zurück — nach dem Fenster, an dem Armgard stand — dann trabten die Pferde davon.

3.

Sechs Wochen waren vergangen. Der erste Schnee fiel auf die verödeten Felder, fiel mit leisem eintönigem Rieseln herab und legte sich blank und glänzend über die schlummernde Erde.

Die meisten Fenster des Schlosses von Gollenow waren verhängt; Franz v. Restedt bewohnte in dem weitläufigen Gebäude nur fünf Zimmer des ersten Stockwerks. Sie genügten ihm und genügten auch für die kleinen Junggesellenfeste, die er dann und wann gab, und bei denen die Gäste aus der Nachbarschaft mehr auf ein gutes Glas Wein und ein gewähltes Menu, als auf ihre Umgebung zu sehen pflegten.

Franz saß beim Frühstück in dem kleinen achteckigen Speisezimmer, das nach der Nordseite lag und in dem Decke und Wände mit dunkel gebeiztem Eichenholz getäfelt waren. Er speiste mit Appetit, er war guter Dinge. Der grimmige Oberst wurde zahmer und zahmer, je weiter die Zeit vorschritt; er schien nun selbst nicht mehr daran zu glauben, daß der „verlaufene Vetter" zurückkehren und das Erbe der Restedts einfordern würde. Was Franz indessen am meisten erfreute, war die Thatsache, daß der dicke Pegelsdorff vor drei Tagen mit einem regelrechten Korbe von Rollenhagen abgezogen war. Armgard hatte ihm erklärt, daß sie nichts, nicht einmal Freundschaft für

ihn fühlen könne, und der Oberst hatte zu dieser herben Erklärung nur genickt und hinzugefügt: „Pegelsdorff, die Sache ist faul — ich kann da auch nix weiter thun, mein guter dicker Junge, als Ihnen rathen, sich mit Ehren zurückzuziehen. Es hilft nichts! Aber vielleicht kommt's 'mal anders."

Deinert, der alte Diener Franzens, ein Inventarstück von Gollenow, trat in das Zimmer und brachte die Postmappe, schloß sie auf, nahm Briefe und Zeitungen heraus und legte diese neben Franz auf den Tisch.

Restedt erbrach beim Weiterfrühstücken die Briefe; unwichtige Dinge — Rechnungen, Jagdeinladungen und dergleichen mehr. Plötzlich stutzte er aber. Ein schmales Couvert fiel ihm in die Finger, leicht nach Veilchen duftend und zierlich beschrieben: „Dem Herrn Baron v. Restedt auf Gollenow bei Sternberg" ... Franz wendete das Couvert um — und nun glitt auf einmal eine leichte Blässe über sein Gesicht. Das Siegel zeigte das Restedt'sche Wappen: zwei Balken im unteren Felde und im oberen ein springendes Schmalthier.

Franz öffnete mit leise zitternder Hand den verhängnißvollen Brief. Er las ihn, und sein Auge wurde starr, während ein Stöhnen über seine Lippen kam. Dann sprang er auf, schritt einigemal in heftiger Erregung im Zimmer auf und nieder, steckte das Schreiben in seine Brusttasche und schellte nach Deinert.

„Anspannen lassen!" befahl er. „Die Füchse und den kleinen Schlitten! Ich muß nach Sternberg!"

Zehn Minuten später trabten die Goldfüchse unter dem melodischen Geläut der Schlittenglocken über die Schneedecke. Es klang so wunderbar friedlich inmitten des Winterschlafes der Natur, aber der blasse Mann im Pelze, den das Geläut der silbernen Glöckchen nach der Bezirksstadt geleitete, spürte nichts von Frieden in seinem schmerzenden Herzen.

Die Sprechstunde des Rechtsanwalts Doktor Hoym war bereits vorüber, als ihm der Baron Restedt gemeldet wurde.

„Lieber Baron, wie schauen Sie aus?!" rief der Anwalt dem Eintretenden entgegen. „Was ist denn nur passirt?"

Restedt rang nach Luft. „Haben Sie irgend eine Nachricht von — von — dem Verschollenen oder über ihn erhalten?" fragte er, seinen Pelzrock aufreißend.

„Nichts, gar nichts," entgegnete der Anwalt, erstaunt über die Erregtheit seines Klienten. „Sollten Sie vielleicht —?! Mein Himmel, Baron, haben Sie auf direktem Wege etwas über Ihren Vetter in Erfahrung gebracht? Lebt er?"

Franz reichte Hoym das veilchenduftende Briefchen, das er vor einer Stunde erhalten hatte, und mit gespanntem Interesse las der Anwalt:

„Breslau, 10. Dezember 1887.

Herr Vetter!

Gestatten Sie einer vereinsamten Wittwe, Sie mit dieser verwandtschaftlichen Anrede zu begrüßen und sich damit zugleich Ihnen als die Gattin Ihres verstorbenen Vetters Konstantin v. Restedt vorzustellen. Ich komme aus Tunis, wo ich meinen geliebten Gatten begraben mußte, und führe mein einziges Söhnchen, das Kind Konstantin's und auf seinen Namen getauft, mit mir. Aus den hinterlassenen Papieren meines Mannes erfuhr ich die Adresse seines ehemaligen Breslauer Bankiers, Herrn Silbermann, und hörte durch diesen, daß Sie, Herr Vetter, während der Abwesenheit Konstantin's die Verwaltung von Gollenow übernommen hätten. Ich bitte Sie, dieselbe vorläufig weiterzuführen, mir aber mit meinem Söhnchen gestatten zu wollen, in Gollenow Quartier nehmen zu dürfen. Ich treffe am Donnerstag den 12. mit dem

Mittagszuge auf der Station Krummdorf ein und begrüße Sie bis dahin verwandtschaftlich als

Ihre ergebene

Carlotta Baronin Restedt,

geb. Marchesa della Valle."

Der Anwalt starrte noch lange auf die sehr zierlichen, wie gestochen erscheinenden Schriftzüge des mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Briefes und ließ dann langsam die Hand mit dem thongelben Bogen sinken.

„Unglaublich!" stieß er hervor. „Unglaublich! Kommt uns da plötzlich ein fremdes Weib mit einem unvermutheten Erben in die Quere, wo wir schon so ziemlich sicher waren, daß — — ach was, Baron, nur nicht dies klägliche Gesicht! Nur Muth, lieber Freund! Erst lassen Sie einmal die Frau Marchesa dokumentarisch nachweisen, daß sie in der That die rechtmäßige Gattin Ihres Herrn Vetters gewesen, und daß das Söhnchen, das sie mitzubringen gedenkt, sein legitimer Sprosse ist! Abwarten — abwarten!"

Franz zuckte empor. „Sie meinen, daß diese neue Base möglicherweise eine Abenteurerin sein könne?"

„Was weiß ich! Ich mißtraue ihr so lange, bis sie sich genügend legitimirt!"

„Und wenn sie das vermag?"

„Wenn sie das vermag — ja, lieber Freund," und ein mitleidiges Lächeln spielte um den Mund des Doktors, „dann können wir nichts weiter thun, als uns mit gesenkten Schwertern ergeben. Aber noch ist es nicht so weit! Ich traue dem Frieden nicht! Das klingt mir Alles so abenteuerlich, so — so exotisch! Halt einmal! Besagt der Majoratscodex nicht, daß der Majoratsherr aus ebenbürtiger Ehe stammen und protestantischen Glaubens sein müsse? Mir ist so."

Franz nickte. „Das ist die Bestimmung des Gründers," antwortete er.

„Und die Frau Baronin ist — ihrem Namen nach zu urtheilen — eine Italienerin, also jedenfalls katholischer Konfession. Freilich — der Bengel kann protestantisch getauft sein! Es ist eine tolle Sache! Aber warten wir's ab — es hilft nichts! Fügen Sie sich in's Unvermeidliche, Baron, bis wir klar sehen. Empfangen Sie die Dame mit allen Ehren und dann schicken Sie sie zu mir. Ich bin der Vertreter Ihres Vetters und der Ihre — ich werde die neue Base auf's Korn nehmen. Trinken Sie ein Glas Wein? — Nicht — schade! Aber nun den Kopf in die Höhe! Und hören Sie 'mal, Baron: regen Sie die Herrschaften in Rollenhagen nicht unnöthig auf. Warten Sie ab — ich wiederhole es!"

Franz fuhr davon mit stürmisch klopfendem Herzen und brennendem Kopfe. Am liebsten wäre er in Rollenhagen abgestiegen und hätte sich Armgard anvertraut, aber er fürchtete das Schnauben des Grimmbarts, wenn er mit der Hiobspost kam. Die Luft war kalt, doch ihm selbst tropfte der Schweiß von der Stirn. Zuweilen richtete er sich im Schlitten empor und blickte um sich. Ein Gefühl, als ob er träume, überkam ihn. Und dann griff er mit der Rechten unter seinen Pelzrock und spürte, wie in der Brusttasche seines Jackets der veilchenduftende Brief knitterte, der all' seine Hoffnungen in Trümmer warf.

Nein, noch war es nicht so weit! Hoym hatte Recht: Kopf oben und abwarten! Diese Baronin Carlotta mit dem welschen Geburtsnamen konnte eine Abenteurerin, eine Schwindlerin sein. Vielleicht war es im Orient, wo der halbtolle Vetter sich herumgetrieben hatte, irgend einer internationalen Hochstaplerin geglückt, sich an den Unzurechnungsfähigen heranzuwerfen, ihn zu umgarnen; o, was war denn in diesen bewegten Zeitläuften, in denen der Schwindel sich in alle Gesellschaftsklassen und unter tausenderlei verschiedenen Masken hineindrängt, unmöglich!

Der ganz Brief klang so räthselhaft, so abenteuerlich, Hoym hatte schon Recht! Wie kam Konstantin nach dreizehnjähriger Verschollenheit nach Tunis? Wovon hatte er gelebt — er, der verwöhnte Aristokrat, dessen einzige Arbeit der Jagdsport war?

Franz schreckte plötzlich aus seinem Grübeln, aus der Gedankenfluth, die ihn bestürmte, empor. Der Kutscher hatte sich umgewandt, deutete mit der Peitsche geradeaus und sagte: „Das gnädige Fräulein v. Wendelsloh!"

Es war mitten im Walde, in dem unter der Schneedecke und Milliarden von leuchtenden Eiskrystallen leise ächzenden Forst. Auf dem Wege, etwa hundert Schritt vor dem Schlitten, watete ein junges Mädchen tapfer durch das weiße Element. Franz erkannte Armgard sofort. Sie hatte das Kleid aufgeschürzt, so daß man die starken Schnürschuhe bis über die Knöchel sah, trug eine pelzbesetzte Jacke und eine Konfederatka auf dem Haupte, in der Hand einen Schirm mit dicker Krücke.

„Ho-i-oh!" rief Restedt.

Armgard blieb, sich unwendend, stehen. Ein Lächeln huschte über ihr schönes, von der scharfen Luft frisch gefärbtes Gesicht.

Franz ließ den Schlitten halten, sprang herab und befahl dem Kutscher, langsam voranzufahren.*) Dann küßte er die Geliebte.

„Allen guten Geistern Dank, die uns zusammenführten!" sagte er. „Wie kommst Du mutterseelenallein in den Winterwald, Herztraut?"

Armgard lachte. „Meinst Du, ich müsse mich fürchten?" gab sie zurück. „Ich bin doch kein Hasenfuß! Ich gehe alle Tage an die drei Stunden spazieren. Und wie wundersam ist es gerade jetzt im Forst! In der Liebe zur Natur habe

*) Siehe das Titelbild.

ich gemeinsame Regungen mit dem Vater; er kann auch stundenlang umhermarschieren, aber wenn er nordwärts wandert, wandere ich südwärts — ein Jeder ist am liebsten allein mit seiner eigenen Gedankenwelt." Sie hing sich eng an den Arm Franzens. „Kommst Du aus Sternberg?"

„Ja" — und Franz erzählte von dem Briefe mit Veilchenduft und seinen Besorgnissen, seinem Kummer.

Mit ernster Miene hörte Armgard zu.

„Daher auch Dein blasses Gesicht und Dein verstörtes Wesen," entgegnete sie. „Ich spürte doch gleich, daß Dich etwas drückte und ängstigte! O, das elende Geld! Der elende Reichthum! Was bin ich Dir, wenn Dein Denken und Fühlen so ganz aufgeht in der Sorge um die Existenz!"

„Was Du mir bist, Armi: mein Ein und mein Alles! Mein Leben! Aber begreife doch, was von dem Majoratsbesitz abhängt. Denk' doch an Deinen Vater!"

Armgard blieb stehen, sah Franz an und sagte schlicht: „Du weißt, daß ich auch gegen den Willen des Vaters die Deine werde. Was fürchtest Du noch?"

Er preßte sie mit Ungestüm an sich, und ein wilder Jubel quoll in ihm empor.

„Ich danke Dir für dies Wort, Du großes, gutes Herz," antwortete er voll Entzücken. „Es ist wahr: was mache ich mir denn für Sorgen, da ich Dich habe! Muß ich Gollenow aufgeben und die Erbschaft des Vetters — ein Fleck Erde wird sich schon finden, auf dem wir uns lieben und uns unseren Unterhalt erarbeiten können!"

Franz meinte es grundehrlich in diesem Augenblick. Er fühlte sich unsäglich glücklich an der Seite seiner tapferen Braut, die im Vertrauen auf ihn muthvoll auch einer ungewissen Zukunft entgegenschritt. Aber die Stärke des Charakters und die Seelengröße Armgard's ging Franz ab. Er steckte zu tief im Materiellen, um sich zu der geistigen Freiheit des seltenen Mädchens durchringen zu

können. Die ideale Begeisterung in ihm verflog schnell, und schon am selben Abend, als er einsam in seinem Zimmer im Lehnstuhl saß, regte sich von Neuem die Angst in ihm. Was sollte werden, wenn die Ansprüche der Baronin Carlotta gerichtliche Anerkennung fanden? — Zwei Wege standen Franz offen: entweder er trat in den Staatsdienst ein, oder er blieb bei der Oekonomie und versuchte, eine größere Pachtung, vielleicht eine königliche Domäne, zu übernehmen. Das Letztere war zweifellos das Praktischere, da er andererseits noch Jahre hindurch warten mußte, ehe er in eine besoldete Stellung einrücken konnte; bei Uebernahme einer Domäne aber hoffte er auf die Unterstützung des Königs, der ihm sicher die sonst zu stellende Kaution erlassen würde. Freilich — das Leben im großen Styl, das Leben des Majoratsherrn hatte so oder so sein Ende erreicht; damit war es vorbei. Und bei all' seiner tiefen und ehrlichen Liebe zu Armgard graute es Franz bei dem Gedanken, seinen Passionen und Neigungen, seiner Vorliebe für schöne Pferde und ritterlichen Sport, für gutes Essen und Trinken und den Umgang mit der reichen und vornehmen Welt einen Riegel vorschieben zu müssen. Nicht um die erhöhte Arbeit, die seiner harrte, machte er sich Sorgen, denn er war an Thätigkeit gewöhnt; aber hinaustreten zu müssen aus den Kreisen der Gesellschaft, denen er durch seine Geburt angehörte und deren Verkehr er nicht weiterpflegen konnte, sobald seine Mittel beschränkte wurden — das war's, was ihn trübe stimmte! Er wurzelte mit allen Fasern seines Seins in dieser Gesellschaft, und es dünkte ihn, man beraube ihn eines Theils seiner Vollkraft dadurch, daß man ihm den Boden entzog, dem er entsprossen war. Er war eine brave und redliche Natur, aber schwach, und es war gut, daß das Schicksal mit harter Faust an ihm rüttelte und seine in Kleinlichkeiten erstickende Mannheit wachrief.

4.

Franz hatte es vorgezogen, die Baronin Carlotta nicht selbst von Krummdorf abzuholen, sondern hatte ihr nur ein paar Schlitten entgegengeschickt und erwartete sie nun in der großen, wohlgeheizten Halle des Parterregeschosses von Gollenow. Auf seinen Befehl war der Baronin und ihrem Söhnchen eine Reihe von Zimmern im Südflügel des Schlosses eingeräumt worden; in der Halle stand der Frühstückstisch gedeckt und in dem riesigen Kamin aus schlesischem Marmor loderte ein helles Feuer.

Aufgeregt schritt Franz im Saale auf und nieder; es war eine Erlösung für ihn, als endlich die Schlitten durch die Buchenallee des Parkes klingelten und auf der Rampe hielten. Er setzte seinen Filzhut auf und trat in's Freie. Deinert half der Baronin soeben aussteigen, aber die junge Dame verschmähte die ihr gereichte Hand und sprang ohne Unterstützung zur Erde, wandte sich dann um und rief der noch im Schlitten sitzenden braunen Dienerin, die ein in Pelzdecken verpacktes Kind auf dem Schoße trug, einige Worte in fremder Sprache zu. Inzwischen war auch Franz nähergetreten.

„Gnädige Frau —“

„Ah, Vetter Franz, nicht wahr?“ — Zwei leuchtende Augen von dunkler Farbe schauten Restedt an, und eine kleine Hand lag in der seinen. „Wirklich, Baron, ich glaube, ich hätte Sie unter Hunderten heraus erkannt. Nicht, weil Sie Konstantin äußerlich ähnlich sehen, sondern weil der Ton Ihrer Stimme dieselbe eigenthümlich schwingende Klangfarbe hat, die auch meinem armen Mann eigen war ... Ich begrüße Sie herzlichst, Herr Vetter!“

Franz berührte leicht mit den Lippen die Hand der Baronin und führte sie dann in das Schloß. Die Dienerin mit dem kleinen Konstantin folgte, die Diener

schleppten aus dem zweiten Schlitten zahlreiche Koffer und Reisekörbe herbei, und Deinert schritt voran, um der neuen Herrin die für sie bestimmten Zimmer anzuweisen.

Carlotta blieb nicht allzu lange; sie kehrte schon nach kaum zehn Minuten in die Halle zurück, um gemeinsam mit Franz das vorbereitete Mahl einzunehmen.

„Ich danke Ihnen herzlich, lieber Vetter," sagte sie beim Eintreten, „daß Sie uns in so vorsorglicher Weise empfangen haben! Unsere Zimmer sind lauschig und wohnlich, als hätten sie nicht jahrelang leer gestanden, wie Ihr prächtiger alter Diener mir sagte. Ein Charakterkopf, dieser alte Mann — wie heißt er doch gleich? Deinert — nicht wahr? Ich beherrsche die deutsche Sprache so ziemlich, dank dem Einflusse Konstantin's, aber die Namen — diese argen germanischen Namen wollen mir noch immer nicht recht glatt von der Zunge! Lassen Sie uns Platz nehmen, ich muß gestehen, die Reise hat mir Appetit gemacht."

Franz war Weltmann genug, nicht leicht befangen zu werden, aber die Erscheinung dieses jungen schönen Weibes übte einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn aus. Er fand den leichten Ton der Unterhaltung nicht, den er suchte. Sein Auge irrte immer wieder, wenn er sich unbeobachtet glaubte, zu der überaus anmuthigen Frau hinüber, die eine Schönheit von pikanter Eigenart war. Das schmale, zarte Gesichtchen hatte jene blasse, bräunliche Farbe, welche der Italiener „morbidezza" zu nennen pflegt. Aus den großen, schwarzen Augen, von kräftigen Brauen schön überwölbt, sprach Temperament und Geist, und die rothen Lippen, die sich gern zu einem Lächeln öffneten, um die blitzenden Zahnperlen zu zeigen, kündeten Leidenschaft. Das Haar, schwarz und üppig, war schlicht gescheitelt, ließ die Stirne frei und schlang sich auf dem Hinterhaupte zu einem dicken Knoten zusammen. Das Alter der Baronin

war schwer zu bestimmen; Franz hielt sie für in der Mitte der Zwanziger stehend, aber ein schärferer Frauenkenner hätte an den sehr feinen und winzigen Linien in der Schläfengegend sehen können, daß die schöne Frau trotz ihrer mädchenhaften Figur und der Frische ihrer Farben bereits jene Zahl an Jahren erreicht habe, die Balzac für das interessanteste und gefährlichste Frauenalter hält.

Was dem Geschmacke Franzens indessen am meisten zusagte, waren die Hände der Baronin — kleine, schmale und überaus feine Händchen, bei aller Zierlichkeit fleischig und mit Grübchen zwischen den Knöcheln, mit sehr sorgsam gepflegten rosigen Nägeln, mit dem Wittwenring an der Rechten und einem von Brillanten umgebenen Siegelring an der Linken. Mit diesen reizenden Händen kokettirte die Baronin beständig, spielte mit der Serviette und dem Service und schälte Franz beim Dessert eine Mandarine, die sie ihm lächelnd darreichte.

Bis dahin hatte die Unterhaltung in Rücksicht auf den Diener nur gleichgiltige Themen gestreift; erst als der Diener entlassen worden, wurde die Baronin ernster.

„Ah,“ sagte sie, „nun sind wir unter uns! Meinen Dank, Vetter, Ihr Frühstück war ausgezeichnet. Krönen Sie Ihre Liebenswürdigkeit und geben Sie mir eine Cigarette. Ich habe mir das Rauchen im Orient angewöhnt. Auch Konstantin liebte es an mir! Dann können wir Wichtigeres besprechen.“

Franz erhob sich und holte seinen Cigarettenkasten. Die Baronin nahm eine Cigarette, steckte sie zwischen die blühenden Lippen und entzündete sie an der Flamme des Streichholzes, das Nestedt ihr reichte.

„Nun bin ich soweit,“ sagte sie, mit Behagen die aromatischen Rauchwolken von sich stoßend und dann mit plötzlicher Bewegung Franz ihre Rechte über den Tisch reichend, „und nun zuvörderst noch einmal Dank, Vetter,

für die gütige Aufnahme, die Sie mir gewährt haben — herzlichen und innigen Dank!"

„Ich bitte Sie, gnädigste Base" — und er neigte sich über ihre Hand, sie küssend — „Sie sind die Wittwe Konstantin's und Herrin von Gollenow. Es war nur meine Pflicht, Ihnen das Heim zu bereiten."

Ihre großen dunklen Augen ruhten voll brennender Neugier auf seinen Zügen.

„Sagen Sie, Vetter: Sie wußten bisher nichts von meinem Dasein, wußten nicht, daß Konstantin verheirathet war?"

„Ist Ihnen nicht bekannt, gnädige Frau," fragte er zurück, „daß Konstantin seit mehr als dreizehn Jahren nichts von sich hat hören lassen, daß er als verschollen galt und daß das Gericht seine Todeserklärung veranlassen wollte?"

„Silbermann in Breslau sprach mir davon. Ich sehe, daß ich Ihnen zunächst einmal Erklärungen geben muß, Vetter Franz; ich kann Ihnen nicht länger als Halbfremde gegenübersitzen! Hören Sie mich an. Ich stamme aus dem toskanischen Nobilegeschlecht der della Valle; mein Vater war Gerichtspräsident zu Florenz, meine Mutter eine geborene Prinzeß Visoglio. Ein langwieriger Familienprozeß verschlang das an sich nur geringe Vermögen meines Vaters; nach seinem Tode — meine Mutter ist schon vor fünfzehn Jahren gestorben — war ich, sein einziges Kind, darauf angewiesen, mich selbst zu ernähren. Der Trieb in die Fremde veranlaßte mich, mich von einer amerikanischen Familie für deren beide halbwüchsige Töchter als Erzieherin engagiren zu lassen. Ich begleitete Alders nach Boston, wo sie heimisch waren, und ein Jahr später zurück nach der Schweiz, Italien, Spanien, Marokko und Tunis. Die Alders gehörten nämlich zu jenen nomadisirenden Amerikanern, die sich in der Fremde wohler zu befinden pflegen als daheim. In Tunis lernte ich — das sind jetzt vier

Jahre her — Konstantin kennen. Bei einem Ausfluge nach Manouba wurden wir von einem heftigen Gewitter überrascht und mußten in dem Hause eines Eisenbahnbeamten Unterschlupf suchen. Am Kaminfeuer dieses Mannes hatte aber bereits ein Anderer Schutz gefunden, ein großer, gebräunter Herr in europäischem Jagdanzug, der sich bei unserem Eintritt höflich grüßend erhob, um uns Platz zu machen. Einen Tag später traf ich mit dem gleichen Herrn in einem der Bazare in Tunis zusammen; er sprach mich an — und so war die Bekanntschaft zwischen mir und Konstantin eingeleitet. Da Konstantin und Alders in demselben Hotel wohnten — es gibt nämlich nur ein Hotel ersten Ranges in der Stadt — so kamen wir täglich zusammen, und ich spürte bald, daß Konstantin ein tieferes Interesse an mir nahm. Konstantin hatte sich unter dem Namen Gollenow aus Tucucan in Argentinien in das Fremdenbuch eingetragen, ich kannte seinen wahren Namen damals noch nicht. Eines Tages bekam ich einen bösen Anfall von Malaria, der mich zwang, mein Zimmer zu hüten. Konstantin mußte dies an der Wirthstafel erfahren haben, denn am Nachmittage brachte mir ein Kellner ein Schächtelchen mit Pulvern und einen Brief ungefähr folgenden Inhalts: ‚Zu meinem schmerzlichen Bedauern mußte ich hören, daß Sie, Signorina, am Sumpffieber erkrankt sind. Bitte, nehmen Sie von den beifolgenden Pulvern dreistündlich eines. Ich habe ihre gute Wirkung in den Sumpfniederungen Argentiniens wiederholt erprobt. Ich wünsche Ihnen baldige Genesung! Ihr ergebener Konstantin Gollenow.‘ ... Am nächsten Tage war ich gesund, und an demselben Tage gestand mir Konstantin seine Liebe, die ich erwiederte. Er erzählte mir das Unglück seines Lebens, das ihn aus der Heimath vertrieben hatte. Konstantin war überhaupt kein Mann, der in die gesellschaftlichen Verhältnisse unseres Kontinents hineinpaßte. Ich weiß

nicht, ob ihn immer ein Zug des Besonderen ausgezeichnet, oder ob sich seine Eigenart erst im Laufe der Jahre herausgebildet hat: jedenfalls war er nicht wie Andere — es steckte etwas von einem Sonderling in ihm. Mit seiner Jagdpassion verband sich ein ausgesprochener Hang zur Einsamkeit; er vermied geflissentlich jeden Verkehr mit der sogenannten Gesellschaft — kurzum, er war ein durch und durch origineller Charakter."

Die Baronin warf ihre Cigarette auf den Teller, und die dadurch entstehende Pause in ihrer Erzählung benutzte Franz zu der Zwischenfrage: „Verzeihung, gnädigste Cousine, einen Einwurf! Wie kam Konstantin nach Tunis?"

„Es war die letzte Station einer langen Reihe abenteuerlich verlebter Jahre," entgegnete die Gefragte. „Konstantin sprach im Ganzen wenig über seine Vergangenheit, er war überhaupt sehr schweigsam. Nach seinen mir gewordenen Mittheilungen hatte er sich, als er bei Nacht und Nebel Gollenow verlassen, in Hamburg auf einen Amerikadampfer eingeschifft, war dann nach dem Süden verschlagen worden und hatte sich schließlich im Nordwesten von Argentinien mit dem Reste seines aus Deutschland mitgenommenen Kapitals eine Farm mit einer Zuckerfabrik gekauft. Die Farm lag am Fuße der Kordilleren und ermöglichte es Konstantin, in ausgedehnter Weise seiner Jagdpassion zu leben, während die in hohem Aufblühen begriffene Fabrik ihm gleichzeitig einen bedeutenden Verdienst sicherte. Indessen verkaufte er die Farm schon nach einigen Jahren, da ihm von einem spanischen Arzte eine den Kaufpreis fast um das Doppelte überschreitende Summe geboten wurde, und begab sich in Begleitung eines Jagdfreundes nach Südafrika, um dort Löwen zu schießen. Die Ungunst des Klima's nöthigte ihn, den Norden Afrika's aufzusuchen, und hier machte er die Bekanntschaft einiger jagdlustiger Scheiks, mit denen er mondelang Wüste, Steppe und Hoch-

land durchstreifte, bis ihn öfter auftretende Fieberanfälle zwangen, in Tunis einige Zeit in völliger Ruhe zu leben. Das ist in kurzen Zügen der romantische Lebenslauf Konstantin's seit seiner Flucht aus Deutschland. Seine, allerdings nur sehr flüchtig geführten Tagebücher aus der Zeit seines Aufenthaltes in Argentinien und Afrika stehen Ihnen, lieber Vetter, zur Verfügung."

Die Sprechende nippte an ihrem Glase und griff nach einer neuen Cigarette.

„Wir wurden, da Konstantin keine genügenden Legitimationspapiere mit sich führte und die katholischen Geistlichen in Tunis sich weigerten, uns ohne solche zu trauen, von einem englischen Pfarrer auf Malta getraut, nachdem ich vorher zum Protestantismus übergetreten war."

Eine Bewegung Franzens ließ die Baronin aufschauen.

„Ist auch," fragte er, „der Kleine protestantisch getauft worden? Der Fideikommißkodex erfordert es."

Ein leichtes Lächeln spielte um den Mund der schönen Frau.

„Konstantin sagte es mir, und es geschah nach seinem Wunsche," entgegnete sie ruhig. „Doch weiter! Wir bezogen in dem an der Küste gelegenen Villendörfchen Marsa — es liegt unweit der letzten fragwürdigen Trümmer von Karthago — ein schönes Haus mit prächtigem Garten und verlebten dort selige Flitterwochen. Es war dies" — und die Baronin seufzte auf — „die herrlichste Zeit meiner Ehe! Sie währte nur kurz. Konstantin trieb es immer wieder hinaus in Steppe und Wald, oft sah ich ihn wochenlang nicht, blieb wochenlang allein mit meiner Dienerschaft, während er mit seinem Freunde, dem Scheik von Zaghuan, und einem reichen Franzosen, Monsieur Delafosse, Sonderling und Jagdenthusiast wie er, das Innere des Landes durchstreifte. Dann kam die Geburt des kleinen Konstantin — aber es wurde nicht anders — und dann

kam jener Tag, an dem man meinen Gatten, dem Tode nahe, in mein Haus brachte. Ein Skorpion hatte ihn in die Hand gestochen; er hatte der kleinen Verwundung nicht geachtet, die Hand schwoll an, eine Amputation wurde nöthig, aber sie erfolgte zu spät. Die Blutvergiftung hatte bereits den ganzen Organismus ergriffen. Konstantin starb in meinen Armen; auf dem französischen Kirchhofe in Tunis liegt er begraben."

Die Stimme der Sprechenden zitterte; sie neigte den Kopf und hob ihn dann wieder mit hastiger Bewegung, indem sie zugleich mit der Hand über ihre Stirn strich.

„Das war eine Zeit! Ah, Vetter Franz, ich bin eine Frau mit starken Nerven, bin ein muthiges Weib, das nicht so leicht verzweifelt, aber in jenen Tagen war ich nahe daran, zu unterliegen! Mutterseelenallein in der Fremde, ohne Verwandte und Freunde, betrogen von meinen Dienstboten und dem gaunerischen Tunesen, der das Vermögen Konstantin's im Depot hatte, mußte ich meine ganze Seelenkraft zusammenraffen, mich aufrecht zu erhalten. Als ich aber meine Angelegenheiten in Tunis geordnet und mich mit meinem Kleinen und Nursah, seiner tunesischen Amme, bei einer entfernten Verwandten, einer Gräfin Luchesini, in Palermo in Sicherheit wußte, brach ich zusammen. Es ging nicht weiter! Ich schwebte lange in Lebensgefahr, und fast ein Jahr währte es, ehe ich als völlig genesen meinen Plan, hierherzukommen und Konstantin's Ansprüche auf Gollenow gerichtlich anhängig zu machen, ausführen konnte. Wie ich in Breslau hörte, war es die höchste Zeit."

„Die höchste Zeit," wiederholte Franz, halb in Gedanken. „Eins noch, Baronin: sagen Sie, hat sich denn Konstantin niemals mit der Idee getragen, wieder in die Heimath zurückzukehren?"

„Sie können sich denken, Vetter, wie sehr ich, nament-

lich nach der Geburt meines Kindes, in ihn drang, seinem Nomadendasein ein Ende zu machen. Ich sehnte mich mit allen Fibern meines Seins aus dem Orient in unsere Kultur zurück. Aber all' meinen Bitten setzte er immer nur ein eisernes Nein entgegen! Selbst seinen Namen mußte ich als Geheimniß hüten — kein Mensch außer mir wußte, daß er ein Restedt war!"

Franz schüttelte den Kopf. „Auch mir ist von früheren Bekannten Konstantin's oft genug von seinen Sonderbarkeiten erzählt worden," sagte er, „aber unbegreiflich will es mir doch erscheinen, daß er, nachdem sein Vergehen verjährt, wenigstens nicht aus der Ferne versucht hat, Gollenow für seinen Sohn zu retten!"

„Ich erfuhr erst auf dem Todtenlager Konstantin's von ihm, daß Gollenow Majorat sei, und daß er nur aus diesem Grunde auf der protestantischen Taufe seines Kindes bestanden hatte. Mir waren ja alle diese Verhältnisse vollkommen unbekannt, Vetter; ich wußte in Deutschland gar nicht Bescheid, und auch Konstantin hatte mich nur in flüchtiger und oberflächlicher Weise über seine Heimath unterrichtet. Er scheute sich förmlich, von Deutschland zu sprechen; er betrachtete sich als einen Ausgestoßenen, Verbannten, Verfehmten — er war eben durch und durch ein Sonderling, ich kann das nur immer wiederholen. Die Heimath existirte nicht mehr für ihn; er wollte als verschollen gelten, als todt — und darum sprach er mir auch erst in seiner letzten Stunde von den rechtmäßigen Ansprüchen seines Sohnes auf das Majorat."

Die Baronin, die schnell und aufgeregt gesprochen hatte, hielt erschöpft inne, rückte dann mit ihrem Stuhle näher an den Tisch heran und neigte sich vornüber, mit ihren großen Augen im Blick des ihr Gegenübersitzenden lesend.

„Franz — eins möcht' ich bei dieser Gelegenheit noch sagen," fuhr sie rasch fort, mit den schlanken Fingern in

nervösem Spiel die Serviette zerdrückend, „etwas, das mir auf dem Herzen liegt. Ich weiß, daß Sie der nächste Erbe für Gollenow wären, wäre — mein Kind nicht auf der Welt. So, wie die Verhältnisse liegen, muß mein unerwartetes Erscheinen manche Hoffnung in Ihnen vernichtet haben — ganz gewiß, es ist so! Silbermann machte mir Andeutungen darüber, aber ich kann es mir ja auch selber sagen. Ich möchte Sie nun bitten, Franz, die Verwaltung von Gollenow weiter zu führen, bis Konstantin großjährig ist. Ich verstehe nichts von der Landwirthschaft, bin eine Fremde, und ich hörte, daß Sie Gollenow vorzüglich in Stand gehalten haben. Der Egoismus spricht also auch mit bei meiner Bitte. Ich denke, nach Recht und Gesetz wird sich das arrangiren lassen, ich will so wie so gleich morgen nach der Kreisstadt, um mich bei Gericht zu legitimiren, und möchte dabei auch diese meine Wünsche zur Sprache bringen. . . . Sind Sie einverstanden, Vetter?"

Und wieder reichte sie ihm ihre Hand herüber.

„Ich danke Ihnen für Ihr liebenswürdiges Anerbieten, gnädigste Cousine," entgegnete Franz; „ich nehme es auch gern an, kann Ihnen aber nicht mit Bestimmtheit zusagen, wie lange ich noch hierbleiben werde. Ich gehe mit der Absicht um, mich" — er stockte — „mich auf irgend eine Weise selbstständig zu machen, da ich vor der Verlobung stehe."

„Ah, welche Freude, Vetter! Meinen innigsten Glückwunsch! Wer ist Ihre Braut, und wo weilt sie? Sie müssen mir von ihr erzählen, wenn ich erst in Ruhe gekommen bin, ich hoffe, ich werde sie dann persönlich kennen lernen. Freilich, Ihre Verlobung ändert die Sachlage. Ich hatte es mir so hübsch gedacht, einen nahen Verwandten Konstantin's als Vormund meines Jungen zu haben!"

„Ich sagte Ihnen bereits, Cousine, daß ich gern bereit bin, die Verwaltung Gollenow's vorläufig weiter zu führen;

es kann noch Jahr und Tag dauern, ehe meine Zukunftspläne sich verwirklichen, und ich habe bis dahin freie Hand. Ich habe mir auch bereits überlegt, daß es wohl am zweckmäßigsten sein würde, wenn ich nach Elsthal übersiedelte, einem Vorwerk von Gollenow, etwa dreiviertel Stunden von hier gelegen."

„Ah" — und die Baronin lächelte — „ich verstehe! Um der Leute willen! Jenseits der Alpen denkt man weniger konventionell, doch ich würde die Letzte sein, die sich nicht der Landessitte fügen wollte. ... Nun vergeben Sie mir, wenn ich mich auf ein Stündchen zurückziehe; die Abspannung kommt bei mir nach. Später müssen Sie mir das Schloß zeigen und die Wirthschaftsgebäude. Auf Wiedersehen!"

Sie stand auf, nickte dem sich gleichfalls Erhebenden freundschaftlich zu und begab sich in ihre Gemächer. Im Kinderzimmer saß Nursah, die tunesische Dienerin, am Bette des Kleinen, und schluchzte leise in sich hinein.

„Nun, Nursah — Du weinst?" fragte die Baronin erstaunt und trat näher.

„O Herrin," klagte die Amme, während die Thränen unaufhaltsam über ihre braunen Wangen strömten, „was soll ich hier, wo ich vor Kälte vergehe, und wo mich die Menschen anstarren, als wäre ich ein wildes Thier und nicht ein Kind meiner Mutter!"

„Du bist eine Närrin, Nursah," entgegnete die Baronin lächelnd in der gleichen Sprache, in der sie angeredet worden war, in der in Nordafrika und Syrien bei dem niederen Volke üblichen Lingua franca; „hier zu Lande pflegt man eben nicht mit einer so dunklen Haut herumzulaufen, wie Du sie besitzest! Aber beruhige Dich: auch das Auffallende wird zur Gewohnheit im Laufe der Zeit! Schläft Konstantin noch?"

Sie neigte sich über das Bettchen, und just in diesem

Moment schlug der Knabe die dunklen Augen weit auf und streckte der Mutter mit einem Jubelschrei die Aermchen entgegen.

Carlotta riß den Kleinen, während ihr ganzes Gesicht strahlte, aus dem Bette, drückte ihn an ihre Brust und überhäufte ihn mit tausend Schmeichelworten.

„O Du liebes, einziges Kind — Du mein Glück! Was thue ich nicht für Dich — nur für Dich allein!“

5.

In der Frühe des nächsten Tages fuhr die Baronin nach Sternberg und kehrte erst um die Mittagsstunde zurück. Sie traf Franz, der soeben im Begriffe war, nach Elsthal überzusiedeln, neben dem Packwagen auf der Rampe des Schlosses.

„O mein Himmel!“ rief ihm die Baronin entgegen, „was seid ihr Deutsche doch für Pedanten! Stundenlang hat es gedauert, ehe Doktor Hoym mit der Prüfung meiner Dokumente und Legitimationen zu Ende kam! Also schon reisefertig, Vetter? Dio mio, was soll denn aus mir werden? Ich fürchte mich ordentlich vor dem Alleinsein zwischen diesen steinernen Wänden! Und ich weiß ja noch nicht einmal so recht Bescheid im Hause!“

„Ich werde mir erlauben, täglich vorzusprechen, Cousine,“ erwiederte Franz; „im Uebrigen lasse ich Ihnen ein vortreffliches Dienstpersonal zurück. Sie werden sich schnell in die Verhältnisse finden.“

„Schnell? O wär' es doch so! Aber ich bin schwerfällig, Vetter, und so ungeschult — bedenken Sie, ich komme aus dem Orient! Lassen Sie mich nicht allzulange allein!“

Ein bittender Blick traf ihn; Franz verneigte sich schweigend, während die Baronin in's Schloß trat. —

Das Vorwerk Elsthal lag, ähnlich wie Rollenhagen, mitten im Walde auf einer weiten Lichtung, welche von

der nach der Kreisstadt führenden Landstraße durchschnitten wurde. Der Vater Konstantin's hatte sich hier ein kleines Jagdschlößchen bauen lassen, in dem nur ein alter Kastellan mit seiner Frau, das Ehepaar Kobelsky, hauste. In diesem Schlößchen nahm Franz Quartier. Der Aufenthalt war anfänglich freilich noch ungemüthlich genug, denn die Zimmer waren lange nicht gelüftet und geheizt worden, aber Franz wußte sich mit Resignation in das Unvermeidliche zu fügen. Den Nachmittag benützte er zunächst dazu, nach Sternberg zu fahren, um mit Doktor Hoym Rücksprache zu nehmen.

Der Anwalt kam ihm mit ernstem Gesicht entgegen.

„Das ist eine tolle — eine ganz tolle Geschichte, mein bester Baron!" sagte er, Franz die Hand schüttelnd. „Es hat Alles seine Richtigkeit; die gnädige Frau ist sogar vorsichtig genug gewesen, sich den Trauschein vom englischen Residenten in Malta und vom dortigen deutschen Konsulat visiren zu lassen. Die Sache stimmt, armer Freund, wir können nichts machen!"

„Ich wußte es," entgegnete Franz, „und habe mich in mein Schicksal gefunden. Wer kann gegen das Schicksal kämpfen! Nur der Weg, den ich vor mir habe, wird mir noch bitter schwer!"

„Nach Rollenhagen?"

„Ja. Der Oberst wird in gewaltigen Grimm gerathen, wenn er das Unglück erfährt."

„Was scheert Sie der Oberst, wenn Sie Ihrer Braut sicher sind! Mein lieber Freund, wie kann man so muthlos sein? An der Seite eines so holden Geschöpfes, wie Armgard es ist, steht Ihnen doch die ganze Welt offen! Wären Sie schon bei Jahren, dann würde ich verstehen, wenn Sie den Kopf sinken ließen — aber so! Ein Brief an den König, und man gibt Ihnen eine Domäne, und schlimmsten Falles — angenommen, man beharrte auf der

Kaution — dann werden sich die paar tausend Thaler auch schaffen lassen! Ich würde schon dafür sorgen!"

Franz drückte dem Anwalt die Hand.

„Ich weiß es, Doktor," sagte er warm, „Sie sind ein getreuer Freund!"

„Ach was, Freund! Mein Vater hat die Restedts fünfzig Jahre juristisch vertreten, und ich bin meines Vaters Sohn! Sela. Und nun fahren Sie muthig nach Rollenhagen und seien Sie vernünftig!" —

Das war leicht gesagt, aber das Herz schlug Franz doch mächtig, als er die beschneite Verandatreppe am Herrschaftshause in Rollenhagen hinaufschritt. Er hörte bereits im Geiste das Wüthen des Grimmbarts. Und was er geahnt, traf auch richtig ein. Während Armgard nur Worte der Liebe und des Trostes für ihn hatte, schnaufte der alte Oberst in hellem Zorn gegen das „hergelaufene welsche Frauenzimmer" und „den kleinen Lümmel", den sie mitgebracht habe. Ein Schwächling sei Franz, daß er sich sein Erbe vor der Nase fortschnappen lasse — mit allen Mitteln des Gesetzes müsse man dem Weibe zu Leibe gehen, denn das sei doch nun einmal sicher, daß diese „gnädige Frau Baronin" eine Abenteurerin sei, eine Hochstaplerin, eine ganz raffinirte Person — hol' sie der Geyer!

Franz blieb ruhig und kaltblütig. Er entgegnete dem Erbosten, Rechtsanwalt Hoym habe bereits die Papiere der Baronin geprüft und für richtig erachtet.

„Haha — für richtig!" fiel der Oberst dröhnend ein. „Steckt mit der Person unter einer Decke! Kennen wir! Federfuchser, Rechtsverdreher, Pack!"

„Herr Oberst, das Gericht wird die Urkunden gleichfalls prüfen — ich fürchte aber, zu demselben Resultat kommen wie Hoym. Was sollen wir uns den Thatsachen verschließen!"

„Thatsache hin, Thatsache her! Ich will Ihnen etwas sagen, mein Herr Baron: heirathen Sie die Dame aus

Tunis, dann sind Sie schöne 'raus — lassen Sie mir aber die Armgard hier! Es wär' das Beste! Zum Schockschwernoth, es wär' das Beste!"

Sprach's, ging aus dem Zimmer und warf die Thür krachend in's Schloß.

„Laß ihn," und Armgard umschlang ihren Bräutigam, „wir werden ihn nicht mehr ändern! Halt' aus bei mir, Lieber, und fürchte die Zukunft nicht — wir wollen ihr trotzen!"

Das war wieder einer jener Augenblicke, in denen Franz der ganzen Welt hätte Trotz bieten können. Er fühlte sich gehoben und gekräftigt in dem Bewußtsein der Alles überwindenden Liebe Armgard's, und sein Blick schaute freier und mit dem Ausdruck alter Lebenslust umher, als ihn der Schlitten nach Elsthal zurückführte. —

Auf Gollenow begann von dieser Zeit ab ein neues Leben. Franz ließ sich, seinem Versprechen gemäß, täglich einmal bei der Baronin sehen und wurde von ihr in einer Weise in Anspruch genommen, die ihm anfänglich lästig dünkte, später aber, nachdem er den liebenswürdigen Charakter seiner Base näher kennen gelernt, Freude machte. Die Baronin bekümmerte sich um Alles und Jedes im Haushalt, in der Hofwirthschaft und auf dem Felde; sie entwickelte eine rege Thätigkeit und zeigte dabei auf dem ihr fremden Boden gleichzeitig eine erstaunliche Sicherheit des Auftretens. Ihr freundliches Wesen, das reizende Lächeln, das selten von ihren Lippen schwand, ihre Leutseligkeit und nicht zum Wenigsten ihre freigebige Hand eroberten ihr zudem rasch die Herzen des Gesindes, das lange eine rüstig schaltende Herrin vermißt hatte. Aber auch auf Franz übte der Reiz ihrer Wesenheit Eindruck aus. Es machte ihm Vergnügen, ihr zur Hand zu sein. Seit einiger Zeit pflegte er auch gemeinsam mit seiner Base in Gollenow zu Mittag zu speisen, und diese Stunden brachten

ihm stets eine Fülle von Anregungen. Carlotta war eine kluge und geistreiche Frau und auch eine Frau von Wissen. Sie verstand vor Allem reizend zu erzählen, und sie hatte in der Fremde reichhaltigen Stoff sammeln können. Wenn sie dann von ihrem Aufenthalt in Amerika oder von ihrem einsamen Leben in dem tunesischen Villendorfe plauderte, das hart am Rande des Meeres gelegen, über dessen blaue Wogen ihr Blick oft sehnsüchtig geschweift — dann belebte sich ihr Antlitz, eine lichte Röthe trat auf die fein gerundeten Wangen, und der Glanz ihres dunklen Auges wurde stärker. In solchen Stunden mußte sich Franz gestehen, daß seine schöne Base etwas Verführerisches habe. Franz freilich fühlte sich gewappnet gegen diesen gefahrvollen Reiz, denn in seinem Herzen lebte das Bild Armgard's, aber die Vermuthung, daß Carlotta bald von Freiern umgeben sein würde, gewann immer mehr Boden in ihm, je näher er sie kennen lernte.

Allerdings — sie wollte von einem Verkehr, von Besuchen in der Nachbarschaft nichts wissen. Sie betrachtete sich als Eindringling und wollte erst festen Fuß fassen, ehe sie Bekanntschaften anknüpfte. Selbstverständlich hatte sich das Gerücht, daß der verschollene Restedt sich im Auslande verheirathet habe, daß seine Gattin mit einem Erben heimgekehrt sei, um Gollenow zu übernehmen, und daß Franz die Vormundschaft für den Kleinen führe, mit Blitzesschnelle in der Umgebung verbreitet. Allerlei abenteuerliche Gerüchte gingen von Mund zu Mund, weckten die allgemeine Neugier, diese Frau kennen zu lernen. Auch die Adelskreise der Umgegend begannen sich für die Baronin zu interessiren, nachdem bekannt geworden war, daß sie einem Florentiner Adelsgeschlechte entstammte, aber Carlotta beharrte bei ihrem Entschlusse, den Verkehr mit der Nachbarschaft noch nicht aufzusuchen. Nur Armgard wollte sie kennen lernen. Sie setzte es durch, daß Franz mit ihr

nach Rollenhagen fuhr, und schloß dort Armgard mit stürmischer Zärtlichkeit an ihr Herz, überhäufte sie mit Liebenswürdigkeiten und bat sie, recht oft nach Gollenow zu kommen. Der tyrannische Vater war um diese Stunde zum guten Glücke im Walde und konnte daher nicht in das Geplauder der Baronin hineinwettern, wie er sonst wohl gethan haben würde.

Trotz des Entgegenkommens von Seiten der Baronin Carlotta verhielt sich Armgard abweisend und kühl. Nicht Haß noch Neid wider die, die so einschneidend in die Zukunft ihres Geliebten eingegriffen hatte, erfüllte sie, wohl aber regte sich in ihrem Herzen ein unbestimmtes, ahnungsvolles Gefühl von Furcht vor der neuen Herrin von Gollenow. In der That, es war ein Gefühl von Furcht und Eifersucht, das Armgard vor Carlotta empfand, und doch wußte sie selbst nicht, welchen Beweggründen dieses Empfinden entsprang.

„Ich traue dieser Frau nicht," sagte sie zu Franz, „ich halte sie für eine Kokette. Hüte Dich vor ihr, Franz!"

Er lachte. „Armi, Armi, ich glaube gar, Du bist ein wenig eifersüchtig!"

Sie wandte sich, brennend roth im Gesicht, ab und erwiederte kein Wort. —

Oberst v. Wendelsloh war empört über den Besuch der Baronin.

„Restedt ist nicht recht gescheidt, uns dies fragwürdige Weib in's Haus zu schleppen!" schimpfte er. „Donnerwetter, ist man denn in seinen eigenen vier Pfählen nicht einmal sicher vor einem Ueberfall! — Was sagst Du, Armgard? Eine hübsche junge Frau wäre diese frisch gebackene Schloßherrin? Hübsch und jung — merkst Du denn nichts, Du blindes Hühnchen Du? Hübsch und jung und Gollenow dazu und noch ein paarmal Hunderttausend in der Tasche und aller Zukunftssorgen ledig sein —

heheheheh! — das ist verlockend! Pack' ein, armes Kind, mit Deinen Hoffnungen und Wünschen — pack' ein! Aber gräme Dich nicht, Du verlierst nichts an ihm und Du kriegst noch alle Tage 'nen Andern, 'nen Bessern."

„Hör' auf, Vater, ich flehe Dich an!" schrie Armgard empört.

Und sie warf den schönen, stolzen Kopf in den Nacken und ging hinaus in den Winterwald, um sich auszuweinen. Der alte Oberst aber stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf und rief dann nach Rohrengart, um seine grimme Laune an dem treuen Burschen auszulassen und durch ein paar herzhafte Flüche die pochende Brust zu entlasten.

6.

In Gollenow spann ein geheimer Zauber seine Kreise enger und enger. Die neue Schloßherrin war es, die diesen Zauber ausübte, und Franz drohte ihm zu erliegen.

Den Weihnachtsabend wollte Franz in Rollenhagen verleben. Rohrengart hatte für einen prächtigen Weihnachtsbaum gesorgt, der von Fräulein v. Wendelsloh mit geschickter Hand geputzt und geschmückt worden war. Aber die rechte Weihnachtsfreude zog dabei nicht durch Armgard's Herz. Sie war trübe gestimmt. Eine heimliche Angst verzehrte sie, und oft genug in stiller, schlafloser Nacht verzweifelte das sonst so muthige Mädchen an all' ihrem Hoffen. Franz war nicht mehr der Gleiche, er war ein Anderer geworden. Etwas Fremdes stand zwischen ihm und ihr. Er kam seit Wochen nur noch selten nach Rollenhagen und dann hielt er sich immer nur vorübergehend auf, ohne ausspannen zu lassen, und war zerstreut, wechselnd in seinem Empfinden, launisch und unliebenswürdig. Er selbst schob die Schuld an seinem veränderten Benehmen auf den Oberst, der sich jedesmal in bissigen Anspielungen und Bemerkungen erging, wenn er mit Franz zusammenkam.

Zwischen Vater und Tochter hatten sich in letzter Zeit bitterböse Scenen abgespielt. Die Kindesliebe Armgard's hatte dem vernichtenden Hohne und den beständigen Nörgeleien des Alten gegenüber einen harten Stand. Jedes seiner Worte war ein vergifteter Pfeil; er hatte von Neuem die Bekanntschaft des dicken Pegelsdorff gesucht und ihm von Neuem sein Haus erschlossen. Armgard wußte, aus welchem Grunde, aber sie weigerte sich energisch, sich zu zeigen, wenn Pegelsdorff in Rollenhagen weilte. Sie ging dann stundenlang im Walde spazieren, auch bei heulendem Winde und stäubendem Schnee, einsam mit ihren Gedanken, während die beiden Herren im Zimmer saßen und Punsch tranken, sich die Köpfe erhitzten und ihre Gedanken über die Zukunft Armgard's austauschten. Pegelsdorff zählte zu den reichsten Grundbesitzern der Umgegend, und nur zu gern hätte ihn der Oberst als Schwiegersohn gesehen. Um den Ruf des dicken Junggesellen, der auf seinem Schlosse ein tolles Leben führte und sich mit seinen Inspektoren zu betrinken pflegte, kümmerte sich der Alte wenig; er ging von dem Grundsatze aus, daß auch der liederlichste Bursche der solideste Ehemann werden könne. Noch ein anderes Motiv kam hinzu, den Obersten für Pegelsdorff einzunehmen. Er schuldete Pegelsdorff große Summen, und das drückte ihn. Er war auch des einsamen Lebens, dieses ertödtend langweiligen Daseins voller Entbehrungen müde und sehnte sich am Abend seiner Tage heißer denn je nach den Abwechslungen der großen Welt. Restedt konnte sie ihm nicht bieten; der arme Teufel mußte froh sein, die eigene Existenz zu retten. Aber Pegelsdorff mit seinen Millionen, das war der rechte Mann! Und Pegelsdorff war nicht nur reich, sondern auch ein Bursche voll Pfiffigkeit und Mutterwitz. Er wußte, daß Armgard, nachdem sie ihn einmal abgewiesen, nicht im Sturme zu nehmen war. Es galt abzuwarten,

und es drängte auch nicht, so wie die Dinge lagen. Die Veränderungen in Gollenow waren nicht ohne Einfluß auf Franz geblieben. Pegelsdorff hatte seine Spione, und der Oberst selbst hatte ein paar sehr helle Augen im Kopf; er spürte den Umschlag im Benehmen Armgard's und ihres Bräutigams wohl und verstand ihn sich zu deuten. Er ließ sich nicht an der Nase herumführen; abwarten — nur abwarten! Und er wartete und vertrieb sich indessen die Zeit damit, seinem armen Töchterchen das Leben von Tag zu Tag mehr zu verbittern.

So war der Weihnachtsabend, zu dem Franz sich angesagt hatte, herangekommen. Er war seit vierzehn Tagen nicht in Rollenhagen gewesen, doch am Morgen hatte ein Reitknecht von Elsthal aus ein Briefchen an Armgard gebracht mit den Worten: „Bin um sieben Uhr bei euch. Franz."

Es war ein trauriger Weihnachtsabend. Armgard hatte ihrem Bräutigam einige Kleinigkeiten geschenkt; eine Cigarrentasche und einen Büchsenriemen mit eingesticktem Monogramm von ihrer Hand und ähnliche Kleinigkeiten; er dagegen kam mit einem Goldschmuck, der wohl an die fünfhundert Mark gekostet haben mochte. Armgard bedankte sich mit herzlichen Worten, aber der Dank kam nicht aus warmer Brust. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen erschien ihr das kostbare Geschenk wie eine bittere Ironie. Erfreuter war der Grimmbart. Franz, der seine Rauchpassion kannte, hatte ihm ein paar Kisten feiner Cigarren mitgebracht, und das duftige Aroma der Havannas stimmte den alten Wütherich weicher. Er war gut gelaunt und schimpfte nur ein wenig auf Rohrengart, weil er statt eines „Drei-Männer-Punsches" ein „mieses Labberzeug" zusammengebraut habe. Aber gerade an diesem Abend würde ein Donnerwetter des Obersten vielleicht erfrischend auf die Stimmung gewirkt haben, denn auf Armgard

sowohl wie auf Franz lag es wie ein bleierner Druck. Die Unterhaltung war einsilbig und abgerissen und wollte nicht in Fluß kommen. Armgard starrte über den Tisch hinweg mit verglastem Auge in die Zimmerecke, und traf ihr Blick Franz, so wandte sich dieser ab. Es kreiste irgend ein Dämon durch die vom Duft des Tannenbaumes geschwängerte Luft.

Noch vor neun Uhr erhob sich Franz.

„Sei mir nicht böse, Armi," sagte er, „aber ich muß nothgedrungen noch einmal nach Gollenow! Ich habe es Carlotta versprochen."

Armgard erhob sich gleichfalls, trat dicht vor Franz und dämpfte ihre Stimme, um zu verhindern, daß ihr hinter seinem Punschglase in halbem Schlummer träumender Vater sie höre. Sie war sehr blaß, und ein herber Zug lag um ihren Mund.

„Nennt ihr euch schon beim Vornamen?" fragte sie bitter.

Franz erröthete und lachte dann leise auf.

„Aber Herzchen, ich bitte Dich! Sind wir nicht Verwandte? Nicht nahe Verwandte? Wir nennen uns auch Du! Mein Gott, wie kann Dich so etwas Selbstverständliches erregen!"

Sie war noch bleicher geworden. „Du irrst," entgegnete sie, „es erregt mich nicht. Ich bin auf Alles gefaßt . . . gute Nacht, Franz!"

„Armi, Liebe — Süße!" Er wollte sie küssen, aber sie wehrte ihm.

„Laß das," sagte sie kurz; „nicht in Gegenwart des Vaters! — Vater, wach' auf! Franz will fort!" Sie legte ihre Hand auf des Alten Schulter.

Der Oberst rieb sich die Augen. „Verdammt noch eins!" brummte er. „Man wird alt und dämlig! Aber ich habe nicht geschlafen, ich — ich grübelte! Ich grübelte

so über manches, über dies und das! — Na adjö, Nestedt! Schönen Dank für den Tabak! Kommen Sie gut hinüber! Armi, rufe den Rohrengart, der Esel soll leuchten."

Unter klingendem Spiel griffen die Pferde aus, und hoch aufathmend lehnte sich Franz in den Schlitten zurück. Er wollte den Gedanken wehren, die ihn in hastender Fluth überstürmten, aber sie ließen sich nicht verscheuchen. Wie Gespenster tanzten sie neben ihm her und griffen nach ihm — griffen tief hinein in sein Gewissen, in sein klopfendes Herz. —

In Gollenow schien man ihn bereits erwartet zu haben, denn kaum läutete sein Gefährt durch die Kastanienallee des Parkes, so wurde es hell auf der Rampe. Die Diener erschienen mit Windlichtern.

In der großen Halle hatte Carlotta ihren Weihnachtsbaum entzündet. Sie kam Franz mit glücklichem Lächeln entgegen und nahm seine beiden Hände.

„Endlich!" sagte sie, und er spürte recht wohl, aus wie tiefer Seele ihr dies befreiende Wort klang. „Ich fürchtete schon, Du wärest in Rollenhagen zurückgehalten worden, Vetter, und ich hätte mein Weihnachtsfest allein feiern müssen. . . . Nun komm' her, auch für Dich habe ich etwas!"

Sie führte ihn unter den Tannenbaum und zeigte ihm seine Geschenke: ähnliche Kleinigkeiten, wie Armgard sie für ihn gefertigt hatte — Stickereien in Perlen und Seide, und neben diesen duftigen Zierlichkeiten eine gediegenere Gabe, eine mit Pelz gefütterte Schlafdecke, die Franz in den schwer zu erheizenden Zimmern des Elsthaler Schlößchens gut gebrauchen konnte. Und dann holte er selbst seine kleine Aufmerksamkeit herbei: einen wundervollen Strauß von Rosen und Veilchen, den er aus Berlin hatte kommen lassen. Aber in dem Augenblick, da er Carlotta diese herrlichen Blüthen reichte und dabei in ihr strahlendes

Antlitz schaute, zuckte plötzlich sein Herz — es krampfte sich unter dem Drucke einer unsichtbaren Gewalt zusammen. Denn erst in diesem Augenblicke kam das Bewußtsein über ihn: diese Rosen und Veilchen hätten Armgard gehören müssen, anstatt des kalten Goldes, das er ihr geschenkt! . . . Seine Hand zitterte leicht, als Carlotta die Blumen entgegennahm, und sein Gesicht röthete sich bei ihrem Danke. Er sah Armgard vor sich, ihr blasses, stolzes Antlitz und ihre vorwurfsvoll fragenden Augen.



Die Stimmung währte nicht lange — Frau Carlotta hatte dafür gesorgt, daß ihr Gast nicht trübe werden konnte. Deinert brachte Champagner. „Wir müssen einen Festtrunk thun, Vetter," sagte die Baronin, „und ich liebe den Champagner so sehr! Es ist mir ein ästhetischer Genuß, die goldenen Perlen im Kelche auf und nieder tanzen zu sehen; und wie regt dies Getränk die Nerven an!" . . .

Inzwischen schritten die Beiden in der Halle auf und nieder. Carlotta zeigte Franz die Geschenke für Konstantin und die Dienerschaft, der gleichfalls in der Halle beschcert worden war. Sie hatte an Alle gedacht, bis herab zu dem jüngsten Küchenmädchen, und sie hatte reichlich gegeben. Franz hörte lächelnd zu, wie sie ihm erklärte, für wen die Kattunkleider und die Barchentröcke bestimmt seien, und für wen die Stulpenstiefel und die wollenen Strümpfe und die silberne Taschenuhr und der Pelzkragen und das Leinenzeug. „Und das habe ich Alles selbst eingekauft," schloß sie; „Sternberg stand auf dem Kopf, als ich von Laden zu Laden fuhr; ich wurde wie ein Wunderthier betrachtet." Sie lachte melodisch auf.

Dann ließ man sich vor dem Kaminfeuer nieder, und Carlotta fuhr fort zu plaudern. Sie trug die Kosten der Unterhaltung so gut wie allein, sprach von Tausenderlei, und Franz fühlte sich glücklich dabei. Ein wonniges Wohlsein überschlich ihn. Der Wein, die Behaglichkeit des Gemachs und der Winterstunde, und die reizende Frau ihm gegenüber, die so anmuthig am flackernden Feuer zu plaudern wußte, während draußen der Schnee gegen die Fensterscheiben schlug — das Alles klang so überaus stimmungsvoll zusammen. Es war ein gemüthlicher Abschluß des ungemüthlichen Abends.

„Was macht Armgard, Vetter?" — Die Frage fiel unvermittelt aus dem angeschlagenen Thema heraus. „Verzeihe, ich habe noch gar nicht nach ihr gefragt!"

„Ich danke, Cousine," gab er kühl zurück; „es geht ihr gut."

„Und weshalb kommt sie gar nicht einmal her? Weshalb meidet sie mich?"

Franz zog die Schultern hoch. „Armgard ist ein eigengeartetes Mädchen," entgegnete er; „Du mußt sie entschuldigen, sie meint es nicht böse."

Carlotta grub die Zähne in die Unterlippe ein.

„Sag' einmal ehrlich, Franz: sie ist doch nicht etwa eifersüchtig auf mich?"

Er nickte ernst. „Ja, ich glaube es," antwortete er.

„Auf unsere Freundschaft? O!"

Und sie nahm den Sektkelch und hielt ihn Franz hin.

„Auf unsere Freundschaft, Vetter!"

Hell klang das Krystall aneinander.

7.

Vier Wochen waren seit jenem Weihnachtsabend in's Land gezogen. Franz war nicht mehr nach Rollenhagen gekommen; er hatte gehofft, Armgard werde ihm sehnsüchtig schreiben, aber auch sie hatte nichts von sich hören lassen. Und das bestärkte Franz in seinem Trotz. Er redete sich wenigstens ein, Armgard habe ihn durch ihr verändertes Wesen verletzt, und an ihr liege es, ihm die Hand zur Versöhnung zu reichen. Er belog sich, um sich zu entlasten. Denn in Wahrheit spürte er recht gut, daß er vor einem Verrath am Herzen Armgard's stand. Er wußte, daß Carlotta ihn liebte, ohne daß sie es ausgesprochen hatte. Ihr Auge sagte es ihm, ihre Stimme, ihr Wesen. Er liebte sie nicht — wohl hundertmal hatte er sich das wiederholt — aber es war etwas an ihr, das ihn trotzdem mächtig fesselte. Die schöne Italienerin verstand es, den in den Listen des Herzens gänzlich unerfahrenen märkischen Landjunker in ihrem Bann zu halten. Ihre ganze reizende Art, ihr süßes, einschmeichelndes Wesen, ihre vollendete Anmuth, ihr entzückendes Lächeln, ihr schönes Auge und die zierlich biegsame Gestalt — Alles wirkte bezaubernd an ihr. Daß ihr jene thauige Frische fehlte, die Armgard's höchster Liebreiz war, daß an ihr erkünstelt, was an Jener Natur und echt — das merkte Franz nicht.

Franz hatte sich nie so elend gefühlt als in dieser Zeit. In der letzten Nacht hatte er sich im Traum als Gatte Carlotta's an deren Seite gesehen — reich, von Glanz und Wohlleben umgeben, als Besitzer von Gollenow. Und gewaltig hatte ihn dieser Traum gepackt. Er brauchte nur ein Wort zu sprechen, und das Traumbild wurde Wahrheit. Aber dieses Wort war ein Verrath an seiner Liebe zu Armgard. Und er liebte sie doch noch!

Bei diesem „noch" hielt der Gedankengang Franzens still. Er wollte nicht weiterdenken — er wollte nicht. Die Wuth über sich selber packte ihn, über sein Schwanken, seine Haltlosigkeit. Er riß an der Klingel und befahl dem Kastellan, anspannen zu lassen.

„Nach Rollenhagen!" rief er dem Kutscher zu.

Es war ein blendend heller, kalter Tag. Fußtief lag der Schnee am Wege, die ganze Landschaft leuchtete.

Die goldige Klarheit in der Natur blieb nicht ohne Wirkung auf Franz. Er begann ruhiger zu denken und überlegter. Er machte sich klar, daß es um seiner selbst willen nöthig sei, seinem Schwanken ein Ende zu machen. Er wollte fort aus der Gegend und aus der gefährlichen Nähe der schönen Carlotta, wollte beim Könige eine Audienz nachsuchen, um dem ihm wohlgesinnten hohen Herrn seine Bitte wegen Uebernahme einer Domäne vorzutragen, und dann bis zu erfolgter Entscheidung die Gastfreundschaft eines Bekannten im Posen'schen, fünfzig Meilen von hier, in Anspruch nehmen. Das wollte er, und Carlotta sollte es wissen! Mit klaren, kühlen Worten sollte sie es erfahren! Es ging nicht weiter so — er mußte zu Ende kommen.

„Köpert!" rief er dem Kutscher zu; „bieg' erst 'mal nach Gollenow ein! Ich habe ein paar Minuten auf dem Schlosse zu thun!"

Eine halbe Stunde später hörte Carlotta Schlitten-

geläut auf der Rampe; sie wußte, daß es die Ankunft Franzens verkündete, und ihr Auge leuchtete auf.

Sie war in ihrem Boudoir und hatte soeben ihre Toilette beendet.

„Mein Himmel, Franz!" rief sie dem Vetter entgegen. „Wie blaß bist Du. Du erschreckst mich! Was ist geschehen?"

Fragend und angstvoll hafteten ihre Augen auf dem Gesicht des jungen Mannes.

Er küßte ihre Hand. „Nichts, Carlotta — nichts," entgegnete er zögernd. „Ich hatte nur die Absicht — ich wollte — ich wollte Dir Lebewohl sagen und Dich bitten, mich weiterhin meiner Verwaltungspflichten gegen Gollenow zu entheben. Die Inspektoren sind gut geschult und tüchtige Leute — Du wirst auch ohne mich auskommen."

Die Wangen Carlotta's entfärbten sich. Sie starrte Franz an, als rede er irre — und dann schwankte sie plötzlich und griff mit den Händen rückwärts nach der Lehne des nächsten Sessels. Franz sprang ihr zu Hilfe und umfaßte sie.

„Cousine — um's Himmels willen — was ist Dir?"

Sie schlang ihre Arme fest um seinen Hals und schluchzte laut auf. Wie im Fieber flog ihre zierliche Gestalt.

„Geh' nicht fort!" flüsterte sie; „bleib' — bleib'! Ich kann ja nicht leben ohne Dich! Weißt Du es nicht? Lüge nicht, Franz — Du ahnst es längst, und Du willst nur fort, weil Du diese Stunde gefürchtet hast! Weil die Pflicht in Dir stärker ist, als Dein Herz, weil Du Dein Wort gegen Armgard einlösen willst, obwohl Du —"

„Carlotta!" rief er entsetzt.

„Laß sie, die Kalte, Herbe und Spröde!" fuhr sie leidenschaftlich fort, „laß sie. Sie paßt nicht für Dich, sie bringt Dich in's Elend! Du gehst zu Grunde an ihrer Seite — bleib' hier bei mir, wo Dein Platz ist!

Du bist jahrelang Herr in Gollenow gewesen, und Du sollst es bleiben, bis Konstantin herangewachsen ist! Das sind noch lange, lange Jahre, und es soll eine Zeit des Glückes für uns werden — o, welch' unbeschreiblichen, welch' seligen Glückes!"

„Carlotta!" — Er wollte sich loslösen aus ihrer Umschlingung. „Gib mich frei — ich flehe Dich an! Meine Ehre steht auf dem Spiel — mein Herz —"

„Lüge nicht, Franz!" fuhr sie auf. „Du liebst Armgard nicht — es kann nicht sein! Du liebst mich — schaue mich an — nicht wahr, Du liebst mich?!"

„Habe Mitleid, Carlotta —"

„Nicht mit ihr, die mich auf's Tiefste verletzt hat, aber mit Dir, Franz! Ich will, daß Du glücklich werdest, und Du wirst es sein an meiner Seite! Du gehst unter, wenn die Noth an Dich herantritt, wenn Armuth und Mangel Dich umgeben. Franz, laß Dich nicht von falschen Gefühlen leiten, denk' an Deine Zukunft! Du hast Gollenow liebgewonnen als den alten Sitz eures Geschlechts; es soll zurück in Deine Hand. Du sollst hier Herr sein — auch über mich!"

Und sie warf sich in seine Arme.

„Franz," rief sie, „geh' nicht fort — Du tödtest mich! Willst Du mich tödten, die Du liebst, um einer vermeintlichen Pflicht willen?"

„Carlotta," sagte er mit keuchender Brust, schon halb gewonnen; „auch wenn ich Dich liebte, ich kann — ich darf nicht —"

„Du liebst mich! Ich wußte es ja," jubelte sie und erstickte seine Stimme mit ihren Küssen. — —

In der Abenddämmerung fuhr Franz wieder nach Elsthal. Die guten Vorsätze, mit denen er gekommen war, lagen eingesargt und begraben hinter ihm. Ein glückliches Weib hatte er im Schlosse zurückgelassen, aber er selbst

spürte nichts von Glück in sich. Eine dumpfe Apathie hatte sich seiner bemächtigt.

In Elsthal streckte er sich in seinem Zimmer auf das Sopha aus und versuchte Klärung in seine Gedanken zu bringen. Er hatte ein Ende machen wollen, und nun war das Ende da, schneller als er es geglaubt, aber anders als er es gewollt hatte. Er war wieder Herr in Gollenow und als Kaufpreis war Armgard geopfert worden. Armgard, die er doch liebte — mehr, viel mehr als jenes schöne, leidenschaftliche Weib. Oder täuschte er sich — irrte er abermals? Glaubte er nur, daß er Armgard liebte, weil sie sein Wort hatte, und er ein Ehrenmann war?

Ein Ehrenmann! — Er lachte schrill auf, sprang in die Höhe und ließ die geballte Faust auf die Tischplatte fallen. Dann schellte er.

„Eine Flasche Ungar!" befahl er dem Kastellan, „und meinen Humpen!"

Der Wein kam. Kobelsky entkorkte ihn und stellte ein mächtiges geschliffenes Glas mit Wappenmalerei — einen Renngewinnst — neben die Flasche. Dann trat er ab; Franz aber ließ den goldgelben Ungar in den Pokal fließen und leerte ihn auf einen Zug.

Er wurde schläfrig. Als er sich wieder auf das Sopha warf, überkam ihn die Müdigkeit mit Macht. Er fiel in einen leichten Halbschlummer, und im Traume sah er Armgard vor sich stehen. Er glaubte sogar, ihre Stimme zu hören, ihre sonor klingende Altstimme —

„Franz, wach auf! Ich bin es — ich bin hier!"

Jäh fuhr er empor. Es war dunkel im Zimmer, nur die Schneedecke leuchtete durch die unverhüllten Fenster, und das Feuer im Ofen warf einen gelbrothen Schein über den Teppich.

„Armgard! Bist Du es wirklich?!"

„Ich bin es,“ erwiederte sie; „mach' Licht, ich habe mit Dir zu sprechen!“

Mechanisch erhob er sich und zündete die Lampe an. Armgard stand mitten im Gemach, reisefertig angezogen, in langem Mantel und der Pelzmütze, ein Täschchen an einem Lederriemen über der rechten Schulter.

„Erschrick nicht über das, was ich Dir sagen werde, Franz,“ hub sie von Neuem an. „Ich bin geflohen. Meine Kraft ging zu Ende; ich habe ertragen, was ein Mensch ertragen kann, aber was mein Vater verlangte, ging —“

Sie schöpfte, sich unterbrechend, tief Athem. „Franz,“ fuhr sie fort, „mein Vater verlangte, ich sollte mich für Pegelsdorff entscheiden, da Du mich verlassen hättest, und als ich Nein sagte, gerieth er in furchtbaren Zorn und in seinem Jähzorn schlug er mich. Ja — er hat mich geschlagen — mit der Faust — mit der Faust!“

In bebender Erregung hatte Armgard diese letzten Worte gesprochen. Unwillkürlich war Franz näher an sie herangetreten; er machte eine Bewegung, als wollte er sie schützend umfassen, aber sie hinderte ihn daran.

„Ich frage Dich, Franz,“ sagte sie langsam und mit Mühe ihre Erregung niederkämpfend, „liebst Du mich noch wie früher?“

Er neigte den Kopf vor ihr. Er konnte nicht sprechen, er rang nach Worten. Eine schmerzende Last ruhte auf seiner Brust. In abgebrochenen Lauten stammelte er: „Ja — ja — ich liebe Dich — Dich allein!“

„So höre, Franz! Das Vaterhaus ist mir verschlossen, ich kehre nicht mehr nach Rollenhagen zurück. Ich fürchte meines Vaters Zorn auch nicht; ich bin großjährig und Herrin meiner selbst. Ich reise nach Berlin und suche mir dort eine Stellung, die mir die Existenz sichern wird, bis Deine Verhältnisse soweit geordnet sind, daß wir uns heirathen können.“

Sie zog ihre Uhr hervor. „Halb Acht," fuhr sie fort. „Um Neun trifft der Schnellzug in Gerwitsch ein. Ich will von dort abfahren, nicht von Krummdorf. . . . Kannst Du mich nach Berlin begleiten, Franz?"

„Ja!"

Er sagte dies fest und bestimmt und in einem Tone, der Armgard aufschauen ließ. Zum ersten Male sah sie im Gesicht Franzens, um den Mund und zwischen den Augenbrauen einen Zug von Entschlossenheit — einen ihr fremden Zug, der sein ganzes Antlitz veränderte.

„Ja, ich komme mit," begann er abermals; „ich — ich wollte sowieso nach Berlin! Ich muß zum König, ihm meine Bitte vortragen. Es geht mir wie Dir, Armgard: ich will auch nicht mehr zurück! Ich bleibe in Berlin, bis meine Sache entschieden ist; ich habe noch ein paar tausend Mark in der Kasse — das genügt für die nächsten Monate. Setz' Dich, Armgard; die Zeit eilt nicht. Ich will meine Sachen packen und noch" — er stockte — „und noch eine letzte Zeile an Carlotta schreiben."

Wieder schaute sie empor; eine Ahnung dessen, was vorgefallen, dämmerte in ihr auf. Aber sie fragte nicht, sie blieb still. Ihre ganze Willenskraft konzentrirte sich in dem Entschlusse, sich frei zu machen von der Tyrannei des Vaterhauses.

Franz nahm am Schreibtische Platz, warf ein paar Zeilen auf das Papier, schloß den Brief und ging dann selbst in die Kastellanswohnung, um Kobelsky zu beauftragen, das Schreiben noch am Abend nach Gollenow zu bringen. „Köpert soll anspannen," befahl er schließlich, „ich muß nach Berlin!" —

Das Glück wollte, daß die Beiden im Zuge ein leeres Coupé fanden. Als die Lokomotive pfiff und der Zug sich in Bewegung setzte, nahm Franz Armgard's Hände, küßte sie und sagte: „Nun laß' mich reden, Armgard — mein Herz ist übervoll!" —

8.

Baronin Carlotta stand am Bette ihres Söhnchens, hatte den Kleinen, der nur ein Nachtröckchen trug, auf ihrem Arme und herzte ihn.

„Mein liebes, süßes Kind," flüsterte sie, ihn zurück in das Bettchen legend, „schlafe sanft! Möge der Glücksstern, der heute Deiner Mutter geleuchtet hat, auch über Dir strahlen!"

Sie schlug die blauen Seidenvorhänge über das Lager ihres Lieblings und wandte sich dann an Nursah, die geschäftig im Zimmer umherräumte.

„Nursah!"

„Herrin?" — Die Araberin richtete sich auf und schaute die Baronin fragend an. Carlotta holte ein Goldstück aus ihrer Börse und reichte es ihr.

„Thu's zu den anderen," sagte sie lächelnd; „sei vernünftig und spare, dann kannst Du schon in Jahresfrist zurück nach Tunis und Deinen Yussuf heirathen."

Die Augen der Amme leuchteten, als sie das Goldstück nahm, das sie vorsichtig von allen Seiten betrachtete und dann in das Mieder steckte.

„Ich danke Dir, Herrin!" und sie berührte das Kleid der Baronin mit ihren Lippen. „Nursah hat Sehnsucht nach ihrer Heimath und ihrem Geliebten, aber sie wird ausharren, so lange Du es befiehlst."

„Die Zeit vergeht, Nursah," tröstete die Baronin, „und ich hoffe" — ein schwerer Athemzug hob ihre Brust — „das Gaukelspiel abkürzen zu können. ... Bist Du auch vorsichtig?"

Nursah legte die rechte Hand auf ihr Herz.

„Kein Mensch kommt unserem kleinen Liebling zu nahe, stets bin ich bei ihm," erwiederte sie. „Fürchte nichts, Herrin; Nursah hat scharfe Augen, und ihre Zunge ist

stumm. Und wäre sie's nicht — wen gibt's hier, der ihre Sprache verstände außer Dir?"

Carlotta nickte. „Ich vertraue Dir, Nursah — Du weißt auch, daß meine Hand freigebig ist, wenn Du mir gehorchst. Sei treu wie bisher, und es soll Dein Schaden nicht sein."

Sie nickte und kehrte in ihr Boudoir zurück. In dem kleinen, mit großer Behaglichkeit ausgestatteten Gemache brannte die von der Decke herabhängende Ampel. Eine zweite Lampe stand auf dem zierlichen Damenschreibtisch am Fenster. Hier ließ sich Carlotta nieder, schloß eines der Schubfächer auf und entnahm demselben ein von Seidenbändern zusammengehaltenes Packet Papiere. Oben auf dem Packete lag eine verblaßte Photographie, ein in Rio de Janeiro angefertigtes Bild Konstantin's v. Nestedt.

Die Baronin legte das Bild zur Seite, stützte den Kopf in die rechte Hand und begann die Durchsicht der Papiere. Die kleine Stutzuhr auf dem Kaminsims schlug die zehnte Abendstunde. Es war ganz still im Zimmer, nur das leise Knittern des Papieres wurde hörbar, wenn Carlotta ein Blatt wandte.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Ihr scharfes Ohr hatte Schritte auf dem Korridor vernommen. Gleich darauf klopfte es an die Thür.

Die Baronin schob die Papiere in den Schreibtisch zurück und erhob sich.

„Herein!"

Deinert trat ein, einen Brief in der Hand.

„Verzeihen die gnädige Baronin," sagte der alte Diener, „daß ich noch so spät störe, aber der Kobelsky aus Elsthal hat einen Brief vom Herrn Baron gebracht, der sollte gleich abgegeben werden, sagte er."

„Es ist gut, Deinert!" — Sie nahm ihm den Brief ab, wartete, bis der Diener das Zimmer verlassen hatte

und riß dann das Couvert in fiebernder Ungeduld auf. Aber sie hatte kaum die erste Zeile gelesen, als eine fahle Blässe über ihr Antlitz huschte. Ein erstickter Ton drang über ihre Lippen und kurz darauf ein abgebrochener Schrei. Sie stürzte zur Lampe und überflog den Brief noch einmal — und dann noch einmal.

„Theure Base," schrieb Franz, „vergib mir, aber ich kann — ich kann nicht anders handeln! Ich reise mit dem Abendzug ab, um nicht wiederzukehren. Versuche, den heutigen Tag zu vergessen, wie ich. Mein Herz gehört nur Einer: der, die ich wahrhaftig und einzig liebe.

Franz Restedt."

Carlotta steckte den Brief, ihn zerknitternd, in ihre Tasche. Dann richtete sie sich hoch auf und starrte vor sich hin. Aber allmälig kehrte wieder Leben in sie zurück; ihr Gesicht röthete sich, und ihre Augen funkelten; die Hände ballten sich, in jedem Nerv ihrer Finger zuckte und ruckte es. Hätte jetzt ihre glückliche Nebenbuhlerin vor ihr gestanden, so hätte sie dieselbe tödten können, das fühlte sie. Und dann plötzlich brach sie zusammen, warf sich wie sinnlos auf den Teppich und schluchzte und stöhnte in wilder Verzweiflung.

Alles — Alles verloren. Mit dem festen Vorsatz, Franz, den sie noch gar nicht kannte, an sich zu ketten, war sie nach Gollenow gekommen; und ehe sie selbst wußte, wie es geschehen, war die Liebe zu ihm in ihr erwacht. All' die niedrigen Motive, die sie anfänglich bewogen hatten, um den Bethörten zu buhlen, und alle egoistischen Pläne, die sie durch die Verbindung mit ihm zu verwirklichen hoffte, waren in Nichts zerstoben, als die Leidenschaft mitzusprechen begann. Sie liebte Franz mit der ganzen Kraft ihrer leidenschaftlichen Natur — und sie liebte zum ersten Mal im Leben. Denn in ihrer Ehe mit Konstantin hatte das Herz geschwiegen. Sie hatte ihren Gatten nur ge-

nommen, weil er sie aus der Knechtschaft erlöste, in der sie bei Fremden lebte, um sich selbst Stellung und Zukunft zu sichern. Für sie, die ihre Jugend in der eleganten Welt von Florenz verlebt und zahlreiche Freier heimgeschickt hatte, war das Dasein der Abhängigkeit als Erzieherin unerträglich geworden. So nahm sie mit Freuden den Antrag Konstantin's an. Aber sie hatte sich verrechnet, wenn sie hoffte, ihr Einfluß auf Konstantin würde ein so großer sein, daß er sich von ihr leiten ließe. Konstantin blieb, was er war — der menschenscheue Sonderling, der gar nicht daran dachte, in seine Heimath zurückzukehren. Sein Tod war eine Befreiung für sie; sie war ihm immer ein treues Weib gewesen und hatte ihm tapfer zur Seite gestanden — doch sie konnte keine Thräne vergießen, als er die Augen für immer schloß. Sie hatte ihm zwei Kinder geschenkt, aber sie hatte ihn nie geliebt. Sie glaubte mit ihren dreißig Jahren der Liebe unfähig zu sein, und sie wunderte sich selbst darüber, wie sie so plötzlich in ihr aufflammte, und wie die Flamme wuchs und wuchs zu lodernder Leidenschaft. Was war's, was sie so mächtig zu dem blonden märkischen Hünen hinzog, der so grundverschieden war von ihrem eigenen Wesen? — Wer löst die Räthsel des Frauenherzens!

Sie sprang auf, riß das Fenster auf und lehnte sich weit hinaus in die frostige Winternacht. . . . Was sollte nun werden? Der Brief Franzens war nicht nur ein Stoß in ihr Herz, er vernichtete auch alle ihre Zukunftspläne — alle! Die Wände mit ihren blauen Seidentapeten schienen sich auf sie herabsenken, sie erdrücken zu wollen — alles Blut drängte sich ihr zum Gehirn. Sie warf eine Kapuze um den Kopf und einen Mantel um die Schultern und eilte in's Freie, in den glitzernden Park.

Am blauen Himmel, mitten unter der leuchtenden Sternenwelt, stand voll und gelb der Mond. Auf der

Schneefläche zeichneten sich die Schatten der Bäume und des Strauchwerks ab auf dem hellen Grunde. Hier und da erhob sich aus den Boskets eine Sandsteinfigur, deren Haupt eine ganze Perrücke kleiner Eiskrystalle bedeckte. Es war so still, daß die Baronin bei jedem Schritt den Schnee unter ihren Sohlen knirschten hörte.

Trotzdem es eisig kalt war, hatte sie den Mantel nicht über der Brust zusammengezogen. Sie fror nicht, sie glühte. Hastig wandelte sie die Parkgänge hinab, halblaute Worte vor sich hermurmelnd. Plötzlich stutzte sie, der Weiher lag vor ihr mit der Schwanenhütte. Ihr Blick irrte über die Eisfläche, die den Glanz des Mondes goldig zurückwarf. Und dann schauerte sie zusammen — auf einmal durchzitterte ein Gefühl schneidender Kälte ihre Glieder. Sie ging weiter, aber langsamer und schleppend. In ihren Schläfen bohrte es — der Beginn jener schmerzhaften Migräne, an der sie immer litt, wenn ihre Nerven stark erregt worden waren. Aber sie ging nicht in's Haus. Ruhelos, vom inneren Sturm getrieben, wanderte sie hin und her in der eisigen Winternacht, bis ihr Fuß wankte und sie mit einem leisen Wehlaut ohnmächtig zusammensank.

9.

Rechtsanwalt Hoym hatte wenig geschlafen. Die Ereignisse des gestrigen Tages hatten ihn um seine Ruhe gebracht.

Zuerst hatte der Oberst v. Wendelsloh aus Rollenhagen sich bei ihm eingefunden — anfangs schäumend, fluchend und schimpfend, dann immer sanfter werdend. Schließlich hatte der Grimmbart sogar eine Thräne im Auge zerdrückt, der seit zwanzig Jahren nicht mehr geweint. Seine Tochter war fort, die Armgard war „ausgerissen mit dem" — und der Oberst drohte mit der Faust gegen einen Unsichtbaren — „mit dem Menschen, dem Restedt, dem Kerl,

dem Lumpenhund." Wohin? — Er wußte es bereits, war selbst schon in Elsthal gewesen, hatte nachgeforscht. „Die ganze Bude habe ich auf den Kopf gestellt!" schrie er. Nach Berlin waren die Ausreißer; Kobelsky und Köpert hatten gestanden, was sie wußten, und der Stations-



vorsteher von Gerwitsch hatte es bestätigt. Was nun? — „Habe eigentlich direkt an den Polizeipräsidenten telegraphiren wollen," sagte der Oberst; „soll mir die Ausreißer per Schub zurückbringen lassen — aber ich will Aufsehen vermeiden. Sie heißt Wendelsloh wie ich, schwerebrett, und über meinen ehrlichen Namen soll nicht skandalirt werden! Deshalb komm' ich zu Ihnen, Doktor. Schaffen Sie mir die Armgard zurück — drohen Sie meinetwegen

dem schändlichen Verführer' mit allen Mitteln des Gesetzes, mit Gericht und Polizei — aber die Armgard muß zurück, sie muß, tausend Donnerwetter noch Eins!" ...

Hoym war sehr ruhig geblieben. „Wie alt ist Ihre Fräulein Tochter?" fragte er.

„Das geht keinen Menschen 'was an!" schnauzte der Grimmbart.

Nun wurde der Anwalt auch grob. „Dann lassen Sie mich gefälligst mit Ihren Klagen ungeschoren, Herr Oberst," sagte er bissig. „Wissen Sie, was Sie sind? Ein Grobian erster Klasse sind Sie! So — nun ist mir's vom Herzen, nun können Sie mich fordern!"

„Ich denke nicht d'ran," meinte der Alte. „Der vollendetste Ehrenmann kann ein Grobian sein. Ich zeig's. Sie sind aber auch ein Grobian, Doktor, so gleicht's sich aus."

„Wollen Sie mir nun sagen, wie alt Fräulein Armgard ist?"

„Dreiundzwanzig, schockschwe —"

„Fluchen Sie nicht in einem fort! Ich bin schon ganz nervös geworden. Wenn Ihre Tochter dreiundzwanzig Jahre ist, ist sie großjährig und kann thun und lassen, was sie will."

„Oho! Auch fortlaufen!"

„Auch fortlaufen! Warum ist sie denn fortgelaufen? Die ganze Stadt weiß es schon! Weil Sie das arme Mädchen schlecht behandelten, wie ein Tyrann, nicht wie ein Vater! Sie sollten sich schämen, Herr Oberst!"

„Doktor!"

„Herr Oberst!"

Der Grimmbart raste im Zimmer auf und ab. Dieser Doktor, der Federfuchser — was dem Kerl einfiel! Benutzt seine sechsjährige Bekanntschaft, ihm Vorschriften machen zu wollen — ihm, dem Oberst v. Wendelsloh! Halloh — das wär' noch schöner! ... Und der Alte wurde von Neuem

grob, aber er hatte endlich einmal seinen Meister gefunden: Hoym wurde noch gröber. Der Oberst fluchte, und der Rechtsanwalt fluchte noch toller. „Ich lerne von Ihnen, Herr Oberst," sagte er, „ich kann's auch!" — Schließlich lenkte der Grimmbart ein. Es half ja nichts; er mußte seine Tochter wiederhaben, und der Anwalt war der Einzige, der sie ihm zurückschaffen konnte.

„Seien wir vernünftig, Doktor," meinte er, „das verdammte Gefluche führt zu nichts! Helfen Sie mir aus der Patsche! Ich — ich — ich liebe ja doch mein Kind!"

„Ah, also wirklich!" — Und nun begann Hoym mit einer gewaltigen Strafpredigt. Wendelsloh sei nicht, wie er sein müsse. Er sei hart und ungerecht gegen Armgard; er habe sich das Kind durch seine gallige Laune entfremdet, habe ihre Liebe systematisch untergraben. Wahnsinn sei es, dies herrliche Mädchen an einen Wüstling, wie den Pegelsdorff, verschachern zu wollen. Restedt dagegen sei ein guter, braver, tüchtiger Kerl, der schon durch die Welt kommen werde — das Glück lasse sich nicht erkaufen — nicht durch Millionen!

Der Oberst hörte schweigend zu, aber über sein braunes Gesicht zuckte es wie Wetterleuchten. Die Vorwürfe Hoym's tönten in seinem Herzen wider. Er hatte den Kopf gesenkt, und als er ihn wieder erhob, sah Hoym zu seiner Freude, daß die Augen des Alten naß geworden waren.

„Stille, Doktor — hören Sie auf! Ich habe genug — übergenug! Ihr Juristen übertreibt immer! Bin ich ein Komödiantenvater? Nein, das bin ich nicht! Ich habe nicht geglaubt, daß die Liebe, diese verdammtige Liebe, so tief in der Armgard sitze! Ich habe geglaubt, das sei nur so eine flüchtige Fladuselei! Will sie den Restedt durchaus, so mag sie ihn nehmen und zusehen, wie sie glücklich

mit ihm wird! Aber dem Skandal soll ein Ende gemacht werden!"

„Ein Mann ein Wort, Oberst!" Und Hoym hielt ihm die Hand hin.

„Schaffen Sie mir die Armgard zurück, und sie soll ihren Restedt kriegen! Mein Wort darauf."

„Gut denn! Ich fahre den Beiden nach Berlin nach. Ich weiß, wo Restedt gewöhnlich abzusteigen pflegt und werde ihn finden. Ich werde die Karre wieder in's Geleise bringen — verlassen Sie sich darauf!"

Und der Oberst fuhr zurück nach Rollenhagen, in sein Waldnest, das ihm nun, da seine Tochter verschwunden war, noch unendlich viel einsamer dünkte als sonst, Rohrengart durfte sich nicht mehr vor ihm sehen lassen; die vorwurfsvollen Blicke des treuen Burschen ärgerten ihn so, daß es ihm jedesmal einen Stich in's Herz gab. Und gegen solche Stiche schützte auch das Schimpfen nicht und auch nicht der wüthende Blick, mit dem er sich nach irgend etwas Handlichem umsah, um es Rohrengart an den Kopf zu werfen. —

Der Oberst hatte kaum das Haus des Anwalts verlassen, als der Bezirksarzt, Doktor Ebenscheidt, in voller Aufregung in Hoym's Zimmer stürzte. Ein neues Ereigniß! Die Baronin v. Restedt auf Gollenow lag schwerkrank darnieder und wünschte den Rechtsanwalt auf der Stelle zu sprechen. „Auf der Stelle!" fügte der dicke Mediciner hinzu; „sie hat's eilig — sehr eilig! Machen Sie, Doktor! 's ist zwar Blödsinn, denn die Baronin fiebert, aber sie meint, ihr Wohl und Wehe hinge von Ihnen ab! ... Was sagen Sie? — Was ihr eigentlich fehlt? — Bin selbst noch nicht klar darüber, sie hat sich heftig erkältet — es kann Typhus daraus werden oder so etwas! Läßt sich aber noch nicht bestimmen."

Doktor Hoym fuhr nach Gollenow und wurde an das

Bett der schönen Kranken geführt. Ihre Augen ruhten tief in den Höhlen und waren von schwarzen Ringen umschattet; ihre schmalen Hände zuckten unruhig auf der Bettdecke umher.

„Meine gnädige Baronin," sagte der Anwalt voll Mitgefühl, „wie bedauere ich —"

„Nicht doch, Herr Doktor," fiel sie ihm leise in's Wort, „bedauern Sie mich nicht. Ich war unvorsichtig und bin selbst Schuld an meiner Erkrankung.... Nehmen Sie Platz und hören Sie. Sie wissen, daß mein Vetter, der Baron Franz, nach Berlin gereist ist?"

Der Anwalt nickte. „Ich weiß es, gnädige Frau."

„Nun wohl! Ich muß den Baron in dringender Angelegenheit umgehend sprechen. Sie sind sein Anwalt — kennen Sie vielleicht seine Berliner Adresse? Ich glaube, er sagte mir einmal, er habe dort ein ständiges Absteigequartier."

„Ganz recht, gnädige Frau. Ich freue mich, Ihrem Wunsche entgegenkommen zu können. Ich muß mit dem Mittagszuge nach Berlin und werde den Baron aufsuchen. Was soll ich ihm bestellen?"

„Sagen Sie ihm, daß ich krank — sehr krank sei. Verstehen Sie wohl: sehr krank — und daß ich ihn zu sprechen wünsche. Nicht in meinem Interesse, sondern in seinem, allein in seinem. Es handele sich um etwas äußerst Wichtiges. Machen Sie es ihm dringlich, lieber Herr Rechtsanwalt, ich bitte Sie herzlich darum! Mein Wort zum Pfande: es ist eine Angelegenheit ernstester Art!"

„Ich verspreche Ihnen, ganz nach Ihrem Wunsche zu handeln, Frau Baronin."

„Und wann kann Franz hier sein?"

„Nicht vor morgen Mittag."

„O, also zwölf Stunden noch!" Sie schlang krampf-

haft die Finger ineinander, und der Anwalt hörte, wie sie leise stöhnte. Er erhob sich.

„Also, Doktor!" stieß die Baronin noch einmal hervor, „Sie bringen ihn mit! Viel, viel — o, Alles steht auf dem Spiele!"

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, ich bringe ihn mit!" — Und er ging.

Hoym fand Franz in Berlin in der That in seinem gewöhnlichen Absteigequartier. Dem alten Freunde seiner Familie gegenüber machte Restedt kein Hehl aus den Gründen, die ihn veranlaßt hatten, bei Nacht und Nebel Elsthal zu verlassen. Er erzählte dem Rechtsanwalt Alles — die Ueberrumpelung seines Herzens durch die bethörende Leidenschaft Carlotta's — seine bittere Reue — die Flucht Armgard's, welche die erstorbene Energie in ihm zu frischer Kraft erweckt hatte. Bedächtig nickte Hoym mit dem Kopfe, als er die Bekenntnisse seines jungen Freundes hörte und rückte dann langsam und vorsichtig mit seinen eigenen Ansichten heraus. Es gehe nicht an, daß Armgard hier bleibe; die von den Klatschmäulern Sternbergs und Umgebung bereits gehörig glossirte Vermuthung, sie sei mit Franz „durchgegangen", müsse erstickt werden. Es lasse sich nicht ändern — Armgard müsse unbedingt nach Rollenhagen zurück. Der Grimmbart sei zudem weich geworden wie Butter in der Sonne, und habe sein Wort gegeben, der Verbindung Armgard's mit Franz kein Hinderniß mehr in den Weg legen zu wollen. Aber auch Franz müsse zurück. Baronin Carlotta liege schwer krank darnieder und wünsche seine Gegenwart —

„Um mich von Neuem zu bethören, zu fangen!" rief Franz.

Da aber erhob sich Hoym, und sein Auge blitzte zornig auf. „Sind Sie denn ein Schwächling, Baron?" sagte er ernst und grollend. „Sie lieben Armgard und fürchten

sich vor den Blicken und den Schmeicheltönen einer Anderen? Gehen Sie, Baron — Sie kennen sich selbst nicht! Und im Uebrigen: trauen Sie meiner Menschenkenntniß. Die Baronin hat etwas auf dem Herzen, das sie los werden möchte. Nicht, daß sie im Sterben läge, aber sie ist ein schwaches Weib und zittert vor dem Tode, ob er auch noch fern ist. Es muß nicht Alles in Ordnung sein in ihr und mit ihr. Es bedrückt sie etwas — glauben Sie mir's."

Franz schwankte noch immer. Es war ihm ein peinigender Gedanke, Carlotta wiedersehen zu sollen. Das, was zwischen vorgestern und heute geschehen, schied ihn für alle Zeiten von ihr, und er wollte jede neue Anknüpfung vermeiden. Aber die Gründe, die es Doktor Hoym nothwendig erscheinen ließen, dem Rufe der Erkrankten Folge zu leisten, entschieden schließlich. Es war nicht unmöglich, daß Konstantin noch besondere Bestimmungen wegen des Majorats hinterlassen hatte, daß in der That nicht Alles in Ordnung war. So beschloß denn Franz, in Begleitung Hoym's nach Gollenow zurückzureisen. Armgard sollte vorläufig in Berlin verbleiben; Franz wollte zunächst selbst noch einmal mit ihrem Vater Rücksprache nehmen. Er traute dem Grimmbart nicht.

Mit dem Mittagszuge fuhren die Beiden nach Krummdorf, wo bereits ein Gollenower Wagen für sie bereit stand. Der Kutscher berichtete, es stände schlimm im Schlosse. Der Arzt hätte mitten in der Nacht geholt werden müssen und sei bis jetzt nicht von der Seite der Frau Baronin gewichen.

Doktor Ebenscheidt kam den Herren in der Halle entgegen.

„Gut, daß Sie da sind, Herr Baron!" flüsterte er Restedt zu. „Es steht schlimm! Brustfellentzündung, schwerer Fall — fürchte Alles — Alles! Die Kranke delirirt,

verlangte immer und immer nach Ihnen. Kommen Sie!"

Er zog Franz mit sich fort.

Im Krankenzimmer herrschte ein mattes Dämmerlicht. Die Baronin schien den Eintritt der Beiden gar nicht zu hören. Am Kopfende saß eine Pflegerin, die Doktor Ebenscheidt mitgebracht hatte. Auch sie bewegte sich nicht. Erst als der Arzt näher an das Lager herantrat, hob die Schwester, die das dunkle Kostüm der Samariterinnen des in Sternberg bestehenden Johanniter-Hospitals trug, den Kopf und winkte ihm.

„Sie stirbt," flüsterte sie.

So leise die Worte auch von den Lippen der Schwester kamen — die Kranke mußte sie doch gehört haben. Sie schlug die Augen weit auf und aus der röchelnden Brust quoll ein heiserer Ton.

„Franz!"

Restedt eilte an das Bett und ergriff die rechte Hand der Leidenden.

„Arme Carlotta," sagte er leise, „wie fühle ich mit Dir!"

Sie umspannte auch noch mit der linken Hand die seine und zog ihn mit letzter Kraft zu sich hinab.

„Vergib mir," lallte sie, „ich habe — gefehlt — um meines Kindes willen! Aber so wahr ich — die Nähe des Todes spüre — ich habe Dich geliebt — mit ganzem — ganzem Herzen!"

Sie sank zurück — ein fahler Schimmer huschte über ihr Gesicht. Der Arzt schob Franz mit fester Hand zur Seite und beugte sich über Carlotta. Und er sah, daß nichts mehr zu helfen war. —

Vor der Thür wurde es laut, dann pochte es ungestüm, und Nursah stürmte, den kleinen, halbnackten Konstantin auf dem Arm, in das Gemach. Die Amme kreischte auf,

als sie die geschlossenen Augen ihrer Herrin sah, stürzte am Todtenlager nieder, bedeckte die erkaltenden Hände mit Küssen und legte das leise weinende Kind in die Arme der Entseelten. Und dabei floß, während die Thränen ihre Wangen überströmten, eine Fluth zärtlicher und leidenschaftlicher Worte über ihre Lippen — Worte, die keiner der Umstehenden verstand, deren Sinn aber ein Jeder begriff.

Doktor Ebenscheidt drängte die Araberin vom Lager zurück und nahm das wimmernde Kind aus dem Bette der Entschlafenen.

Nursah war aufgesprungen und hatte mit einem Strom fremdartig klingender Laute dem Arzt das Kind wieder entrissen. Und just in diesem Augenblick glitt ein unbeschreiblicher Zug maßlosen Staunens über das faltige Gesicht Doktor Ebenscheidt's. Ohne ein Wort zu sprechen, eilte er Nursah nach, die Konstantin in ihre Schürze gewickelt hatte und schreiend floh.

Franz trat noch einmal an das Todtenlager Carlotta's heran und warf einen letzten Blick auf die, deren Herz ihm gehört hatte. Er war tief bewegt. Dann verließ auch er das Zimmer.

Auf dem Korridor fand er Doktor Ebenscheidt, der mit dem Rechtsanwalt flüsternd, aber in sichtlich höchster Erregung sprach.

„Herr Baron, ein Wort!“ rief er Restedt zu. „Ich habe eine merkwürdige Neuigkeit für Sie, eine Neuigkeit, die mir manches Räthselwort aus den Delirien jener unglücklichen jungen Frau erklärt. Das Kind der Baronin ist gar kein Knabe, sondern ein Mädchen!“

10.

Das Unglaubliche war wahr: das Kind, das man für den Majoratserben von Gollenow gehalten und anerkannt hatte, war ein Mädchen!

Die hinterlassenen Papiere der Baronin gaben Franz Aufschluß über den ausgeführten Betrug. Carlotta hatte ihrem Gatten Konstantin zwei Kinder geschenkt. Das erste war ein Knabe gewesen, der in der Taufe den Vornamen des Vaters erhalten hatte, aber schon vier Monate nach seiner Geburt gestorben war. Das zweite Kind war ein Mädchen und hieß Maria Carlotta Ersilia. Die kleine Ersilia hatte die Baronin an Stelle ihres Söhnchens untergeschoben — Nursah war dabei die einzige Vertraute Carlotta's gewesen — und den Gerichten in Sternberg war der Taufschein Konstantin's vorgelegt worden. Da die Kleine von Nursah der Beobachtung von Seiten der Dienerschaft Gollenow's stets fern gehalten wurde, so ahnte kein Mensch den Betrug.

Auch die Gründe, die Carlotta zu der Unterschiebung veranlaßt hatten, ließen sich leicht erklären. Der lebenslustigen Frau, die an der Seite eines menschenfeindlichen Einsiedlers die besten Jahre ihres Lebens vertrauert hatte, lag daran, Herrin von Gollenow zu werden. So führte sie sich denn als die Mutter des unmündigen Majoratserben ein, und da ihre Papiere in Ordnung, wurde ihr ohne Weiteres das Erbe Konstantin's zur Verwaltung zugesprochen. Da der Betrug indessen im Laufe der Zeit zweifellos an das Tageslicht gekommen wäre, so war Carlotta sich von vornherein klar darüber, daß sie Franz für sich gewinnen mußte. War sie erst seine Gattin, so wußte sie sich geborgen; sie hatte sogar schon jene Stunde in Rechnung gebracht, in der sie sich Franz entdecken und seine Verzeihung erflehen wollte.

Das Schicksal hatte gegen sie entschieden. Franz wußte, daß sie in der Vorahnung ihres Todes ihm das Geheimniß ihrer Schuld in letzter Stunde hatte anvertrauen wollen. Er hatte kein anklagendes Wort mehr für die, die ihre Liebe mit unter die Erde genommen. Im Erb-

begräbniß von Gollenow wurde die Wittwe Karl Konstantin's beigesetzt. Mächtige Quadern deckten den schönen Leib und das todte Herz mit all' seinen erloschenen Leidenschaften.

* * *

Oberst v. Wendelsloh fügte sich um so lieber in sein, Hoym gegebenes Versprechen, als mit der Aufsehen erregenden Entdeckung der Kindesunterschiebung auch der letzte Grund für ihn, Franz die Hand Armgard's zu verweigern, fortfiel. Nunmehr war Franz in der That der Majoratsbesitzer von Gollenow, war der reiche Mann, den er sich als Schwiegersohn wünschte — er war willkommen.

„Der Wahrheit die Ehre," sagte der Grimmbart zu dem dicken Pegelsdorff, mit dem er bei Gelegenheit in der Ressource in Sternberg zusammentraf, „der Restedt ist ein ganzer Kerl! Ich habe ihn immer gern gehabt — nur, daß ihm das verdammtige Geld abging, das wollte mir nicht gefallen! Jetzt hat er's, und da Armgard ihn liebt, wär' ich ein Narr, noch weiter den Halsstarrigen spielen zu wollen. Sie sehen, ich bin ganz offen. Ich liebe die Offenheit, habe sie immer geliebt, heiliges Kreuzschockschwernoth! Und deshalb rathe ich Ihnen, Pegelsdorff: saufen Sie weniger, spielen Sie nicht mehr und kümmern Sie sich besser um die Wirthschaft, als bisher. Dann werden Sie auch eine Frau kriegen, die gerade so gut ist, wie die Armgard! Das ist wahr, hol' mich der Henker! Und nun kommen Sie, wir wollen uns den dritten Mann zum Whist suchen." —

Nach der Beerdigung Carlotta's führte Franz seine künftige Hausfrau in das Schloß. Sie wollte die kleine Ersilia sehen. Nursah, die bei dem Kinde, das mit großer Zärtlichkeit an seiner Amme hing, geblieben war, hatte die Kleine auf ihrem Schoße und spielte mit ihr. Als Ersilia aber das liebreizende, lächelnde Antlitz Armgard's

sah, die ihr freundlich zunickte und ihr die Hände entgegenstreckte, da öffnete die Kleine die Aermchen und jauchzte Armgard entgegen. Und sie zog das Kind an ihre Brust und herzte es.

„Du armes kleines Wesen," sagte sie gerührt, „Du hast nicht Vater und Mutter mehr, aber wir werden Dir die Eltern ersetzen! Nicht wahr, Franz, das wollen wir?"

„Es soll unser Pflegetöchterchen sein," erwiederte der Gefragte. „Nursah schicken wir heim, sie wird froh sein, wieder zu ihren Landsleuten und zu ihrem Yussuff zu kommen."

Armgard nickte und um ihre Lippen spielte ein heiteres Lächeln — der erste Sonnenschein nach den Stürmen der letzten Wochen.

Monsieur und Madame Henry.

Skizze aus dem Artistenleben.

Von

Signor Saltarino.

(Nachdruck verboten.)

Der Abend hatte sich herabgesenkt über Rio de Janeiro, über die Hauptstadt der neuen Republik Brasilien, und der alte, liebe Mann im Monde, mit dem gutmüthigen Gesichte, sandte seine Strahlen glänzend über Land und Meer, über die grünenden Hügel der Bucht, auf welcher Hunderte von Fahrzeugen aller Nationen im leichten Spiel der Wellen schaukelten.

Auf den breiten Hauptstraßen drängte sich die Menge vor den hellerleuchteten Fenstern der Läden, die in tausend bunten Farben glänzten; die „Dons" liefen in großen Hüten und malerischen Anzügen herum und die schönen „Doñas" rauchten mit königlicher Grazie ihre Cigaretten und summten weiche brasilianische Lieder. Alle Welt war glücklich in der neuen Republik — wie es schien.

Der große Hippodrom, in welchem die italienische Kunstreitergesellschaft Canto Vorstellungen gab, war überfüllt, und der sehr ehrenwerthe Prinzipal der Truppe, Signor Felice Canto, rieb sich vergnügt die knochigen Hände.

Der Cirkus bot den Anblick eines summenden gewaltigen Bienenstockes. Und dieses Summen übertönte die Walzer

der Musikbande, das schrille Glockenzeichen des Regisseurs. Ruhe trat erst ein, als die erste Reiterin in die Manège trabte. Die guten Bewohner des schönen Rio hatten lange keine Kunstreitertruppe gesehen, was Wunder, wenn sie selbst die mittelmäßigsten Künstler und Künstlerinnen lebhaft applaudirten und immer wieder hervorriefen. Und der Applaus des heißblütigen Publikums steigerte sich bis zur Raserei, als die Löwenbändigerin Miß Florence in dem gewaltigen Käfig erschien, den man aus starken Eisengittern rund um die Manège errichtet hatte. Es war ein stolzes, starkes, schönes Weib, welches da erschien, fellumgürtet, ohne jegliche Waffe, nur die Dressurpeitsche in der scheinbar so zarten, weißen Rechten.

Und dann stob wie ein Ungewitter, wie ein entfesselter, wilder Orkan, die Heerde fauchender und heulender Bestien herein: sechs, acht, zehn, zwölf Stück, prächtig, majestätisch in ihrer Wildheit, erschreckend in ihrer Stärke.

Die stählerne Peitsche der Bändigerin pfiff um die bemähnten Köpfe, und ihr harter, scharfer Ruf machte die Bestien zu gehorsamen Hunden. Hündisch, ängstlich legten sie die Häupter in den Sand, sprangen durch die aufflammenden Reifen, bildeten eine Pyramide, auf welche die Bändigerin kletterte und dem Publikum Kußhändchen zuwarf. Dann legte sie den frisirten schönen Kopf in den heißen, furchtbaren Schlund eines großen Löwen und lächelte zwischen den weißen, gefahrdrohenden Zahnreihen wie auf dem Blumenkorso ihrer sonnigen Heimath.

„Leo — Mohammed — Pascha — Nero! Attention! Allez-donc!"

Das gewaltige Quartett schoß über die Barrièren.

„Bravo! Bravo! Allez!"

Zurück ging die wilde Jagd. Nur „Nero" verweigerte den Gehorsam.

„Nero! Allons-allons!"

Die Bestie rührte sich nicht und drückte sich in eine Ecke des Käfigs.

In den Augen der Bändigerin flammte es unheimlich auf. Sie nahmen einen starren, weißen Glanz an. Mit zusammengezogenen Brauen und mit hoch erhobener Peitsche ging sie auf den Löwen zu. Ein furchtbarer Hieb pfiff durch die Luft, ein wildes, markerbebendes Gebrüll folgte, und eine Sekunde später lag der König der Wüste über der Bändigerin, seine fürchterlichen Pranken in die Schulter derselben schlagend.

Im Hippodrom war es still wie in einem Grab.

Miß Florence verlor keinen Augenblick die Besinnung. Als die grünen Augen der Bestie wie Phosphor über ihrem Kopfe leuchteten, hob sie den rechten Arm und stieß ihn dem Löwen in den Rachen.

„Hier, nimm dies, Nero!"

Dann aber rief sie gellend hinaus: „Zu Hilfe, Henry, zu Hilfe!"

Und die Hilfe kam. Ein hoher, starker Mann mit kühn geschnittenem Gesicht, in der Uniform eines Stallmeisters, stieß den zitternden Direktor zur Seite und eilte in den Käfig. Es war der Gymnastiker und Luftschiffer der Truppe, ein Kamerad und Landsmann der Bändigerin. Er durfte nicht lange zaudern, er mußte der Eingebung einer Sekunde folgen, wollte er Miß Florence lebend aus dem Käfig ziehen.

Und der furchtlose Mann wagte sein Leben für die Kameradin, ohne Bedenken, ohne jedes Zögern, genau so, wie es jeder andere Artist gethan hätte.

Die eiserne Stange, in seinen muskelstarken Armen eine furchtbare, zerschmetternde Keule, hob sich zu einem gewaltigen Schlag auf die Schnauze des Thieres. Der Löwe brüllte auf, ließ sein Opfer los und flüchtete zu den in den Ecken zusammengedrängten Genossen.

Unter dem tosenden Jubelruf der Menge hob Henry die halb ohnmächtige Bändigerin empor und trug sie aus der Arena.

Vorher neigte er seinen Kopf dicht bis an das Gesicht des Weibes und berührte dessen Lippen leise mit den seinen.

Niemand hatte es gesehen außer dem dämonisch-schönen, broncefarbenen Weibe, das sein Gesicht dicht an die Eisenstäbe des Gitters preßte, und dessen Züge nun einen kalten, harten, grausamen Blick annahmen.

Es war Mantaleni, die Verlobte Henry's. Auf dem Zettel hießen sie „Monsieur und Madame Henry".

Eine Stunde später begann die Nummer der Beiden. Am Laufseil kletterten die behenden Artisten empor, bis hoch unter die Decke, wo Henry auf einem kleinen Brett Stellung nahm. Seine Partnerin aber faßte das Trapez und schwang sich ab. Während das schwebende Reck mit seiner schönen Last durch den ungeheuren Raum des Hippodroms flog, ließ sich Henry herab, so daß seine Füße in ledernen Bügeln eine feste Stütze nahmen, und die Hände in die heiße Luft der Arena griffen.

Ein kurzes, scharfes Zusammenschlagen derselben.

„Ho—oh!"

Das Signal für die Partnerin! Schmerz und Wuth im Herzen, verrichtete diese ihre gefährliche Arbeit. Zwar lächelte sie gewohnheitsgemäß, aber ihr Auge suchte den geliebten Mann. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen. Ein Gedanke flog ihr durch den Kopf: würde er sie absichtlich fallen lassen? Liebte er Florence — und sie nicht mehr?

„Ho—oh!"

Im Saltomortale dreht sich ein Frauenzimmer durch den weiten Raum und landet glücklich in den Händen des Artisten. Zwei-, dreimal wiederholt sich das gefährliche Spiel, und eisernen Klammern gleich schließen sich jedesmal die Hände Henry's um die Arme seiner Partnerin. Er

ist ein guter Artist, er thut es instinktiv, der Griff ist mechanisch, auf den hundertsten Theil einer Sekunde berechnet.

Sodann nimmt er sie zwischen die Füße und wirbelt sie blitzschnell herum, so daß sich die Farben des roth- und weißseidenen Kostüms mischen in einem einzigen glitzernden Kreis.

— — — — — — — — — — — —

Der Sonntag brach an. Die Sonne stieg langsam an einem blauen, reinen Himmel empor und sandte ihre Strahlen über das Häusermeer Rio de Janeiro's. In der Stadt wurde es bald lebendig, und endlose Schaaren von Menschen zogen in die Kathedralen.

Auch Signorina Mantaleni begab sich in die Kirche und sank vor dem Bilde der Mutter Gottes nieder. Ihre ganze Seele lag in ihrem Gebete. Und mit Ruhe im Herzen verließ sie die Kirche.

Die Gymnastikerin überschritt den Boulevard Dom Pedro und lenkte ihre Schritte in die Anlagen von Del Rio. Der heilige Frieden des Parkes that ihrem Herzen wohl und körperlich und seelisch neu gestärkt schlug sie nach kurzem Aufenthalte unter den Bäumen den Weg nach ihrer Wohnung ein.

In der Nähe derselben angelangt, wurde sie auf eine Volksmenge aufmerksam, welche ein blutendes Kind umstand. Die Kleine war überfahren worden. Die Künstlerin erkannte in ihr die Tochter ihrer Hauswirthin. Sie gab einigen Männern Geld und den Auftrag, das Mädchen in ihre Wohnung zu bringen. Als man das Kind aufhob, entfiel einer Tasche desselben ein Brief; die Adresse war von Henry geschrieben und lautete auf Mlle. Florence.

Die Arstistin steckte den Brief zu sich, erbrach das Couvert, und las:

„Geliebte! Ich bete zu Gott, daß Du Dich bald er-

holst. Ach! Wie sehnsüchtig wünschte ich, heute mit Dir in die Wolken zu steigen. Wir würden weit, weit fortsegeln, dahin, wo wir glücklich sein könnten. H."

Die Plaza Del Norte füllte sich mit Menschen. Die Stunde des Aufstieges des Luftschifferpaares Henry war da, und die Bewohner der brasilianischen Hauptstadt strömten massenhaft herbei. Die Straßen, welche auf den Platz mündeten, waren schwarz von Menschen, und schwarz die Dächer der Häuser.

In der Mitte des Platzes war ein freier Raum gelassen, ein großer Kreis, dessen Peripherie Truppen bildeten. Und in der Mitte dieses Kreises wiederum schaukelte und wiegte sich ein seidenes Ungethüm, ein großer Ballon: „Die Republik."

Eine Bewegung ging durch die Menge, denn in der vergoldeten Karosse des Cirkus nahte sich das Luftschifferpaar. Monsieur Henry verneigte sich gegen die Damen, Madame Henry leicht und graziös gegen die Herren. Und die sechs Pferde des Herrn Canto schienen zu fühlen, daß die Augen der Massen auf sie gerichtet waren, denn sie steckten die stolzen Köpfe in die Luft und blähten die Nüstern.

Vierzigtausend Menschen bemühten sich, die Beiden zu sehen, und aus vierzigtausend Kehlen stieg es jubelnd zum azurblauen Himmel auf, als Henry in der Gondel, die Mantaleni auf dem Trapez Platz nahm.

Es war Mittags zwölf Uhr. In den feierlichen Klang der Thurmglocken von St. Peter mischte sich das Tosen der Menge, nachdem Henry das „Los!" kommandirt hatte, und der Ballon pfeilschnell in die Lüfte stieg.

„Die Republik" schoß wie eine Lerche hinauf, wie ein Vogel, der sein Nest im ewigen Weltenraum sucht. Und das schöne Weib hing in schwindelnder Höhe am Trapez

und schien der Menge wie eine Puppe, eine ganz kleine Puppe, wie man sie den Kindern zu Weihnachten gibt.

Man sah auch noch, wie sie an den Haltestricken des Trapezes emporklomm und in der Gondel Platz nahm. Und dann wurde der Ballon kleiner und immer kleiner — zuletzt war er nur noch ein winziger Punkt — und dann war er verschwunden.

Signor Felice Canto war doch ein tüchtiger Cirkusdirektor, der wußte genau, was den braven Bewohnern von Rio de Janeiro imponirte. —

Ein Windstoß trieb den Ballon über das Meer, auf welchem sich Nußschalen gleich die mächtigen Dampfer wiegten. Drüben, weit drüben lag das glückliche Rio — ein Haufen weißen Sandes an einem Teiche.

Die Gymnastikerin hüllte sich fröstelnd in ihren Mantel und schaute hinunter in den endlosen Raum. Da unten, in den Wellen lag das Glück. Und dann wandte sie ihre Blicke wieder auf den Mann, der da sorglos in der Gondel saß und mit seinen Instrumenten hantirte.

Ein tiefes, tiefes Weh zog durch das Herz der Artistin, als sie auf den Geliebten schaute, auf die herrliche, kraftstrotzende Athletengestalt, dessen Herz sie verloren hatte.

Zwei helle Thränen entrangen sich den schönen Augen und fielen auf den Boden der Gondel. Dann aber ballte das Weib die Hände zusammen, und in ihr Gesicht kam wieder der kalte, steinerne, unerbittlich-grausame Zug.

Der Tasche ihres Mantels entnahm sie ein Papier, den Brief des Mannes an Florence.

„Da lies, Henry!"

Der Artist schrak aus tiefem Brüten empor.

Er sah das Couvert und entfärbte sich. Dann schaute er auf Mantaleni. Ihre Blicke begegneten sich; er zuckte zusammen und senkte die Augen auf das weite Meer unter ihnen.

Sie zerriß den Brief in zwei Stücke und ließ sie fallen. Wie flatternde Vögel schwebten sie hinunter in die See.

Dann zog die Artistin ein haarscharfes Messer hervor und durchschnitt die Stricke der Gondel an einer Seite. Die schwanke Basis neigte sich.

„Bist Du wahnsinnig, Mantaleni!“ schrie der Luftschiffer. „Wir stürzen ja Beide in's Meer!“

Er faßte mit der Rechten in die unbeschädigten Stricke und suchte das Ventil zu erreichen.

„Ah — Henry,“ zischte das Weib, „ich habe Dich lieb gehabt — ich war Dir treu — ich liebte Dich mit jeder Faser meines Herzens. Ich betete für Dich und war nur für Dich besorgt. Du ganz allein warst mein Alles — nur bei Dir war mein Glück. Und nun willst Du mich verlassen um einer Anderen willen! Aber ich kann ohne Dich nicht leben — und auch Du sollst nicht leben mit einem anderen Weibe!“

„Mantaleni, höre mich an —“

„Still, leugne nicht, der Brief ist Beweis genug! Ich habe auch gesehen, wie Du gestern Florence geküßt hast! Wir werden zusammen sterben!“

Das Messer stieß in die seidene Umhüllung des Ballons und hinterließ einen weiten Riß, aus welchem pfeifend das Gas entwich.

Henry erkannte nunmehr die furchtbare Gefahr, in welcher er schwebte. Mit katzenartiger Gewandtheit klomm er die festen Stricke entlang und umfaßte mit dem eisernen Griff der Linken seine Braut. Doch diese nahm hinter dem Rücken das Messer in die andere Hand und durchschnitt mit Blitzesschnelle das Seil, an dem der Mann sich hielt. Aber dieser war nicht umsonst ein Gymnastiker; er fand Halt an einem zweiten, etwas tiefer hängenden Strick und versuchte an diesem wieder emporzukommen.

„Erbarmen, Mantaleni, Erbarmen!“

Das dämonische Weib war unerbittlich. Den letzten Halt durchschnitt das Messer. Der Treulose stürzte mit einem Schrei in's Meer hinab.

„Die Republik" aber, so bedeutend erleichtert, stieg mit ihrer Insassin in den unendlichen Weltenraum.

Nie mehr hat man etwas von dem Ballon vernommen. Signor Felice Canto aber beklagte seine besten „Nummern".

Der Franzl vom Dölsacher Einödhof.

Biographische Skizze

von

A. Kirchner.

Mit 5 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Am Ende der stillen Königinstraße in München, die nur aus einer einzigen Reihe von landhausartigen Bauten besteht, während sich auf der anderen Seite die Anlagen des Englischen Gartens hinziehen, liegt das Wohnhaus des berühmten Malers Franz v. Defregger. Georg Hauberrisser, der Architekt des Münchener Rathhauses, hat seinem Freunde den Plan des Hauses — im Style italienischer Renaissance — entworfen und die Ausführung geleitet.

In dem parkartig großen Garten aber erhebt sich das Atelier, in dem der so überaus populär gewordene Meister jene Bilder aus dem Leben seiner Heimath geschaffen hat, die seinen Namen allbekannt und allbeliebt gemacht haben. „Den Fürsten aller Volksschilderer" nennt ihn Friedrich Pecht, „der selber aus dem Bauernstand hervorgegangen, der Darstellung desselben eine völlig neue Wendung gegeben hat. Denn während alle früheren Schilderer den Bauern mit den Augen des Städters, d. h. wenn auch noch so unmerklich, doch immer ein wenig von oben herab

betrachteten, so ist er Defregger's Ideal. Inmitten des schönsten deutschen Menschenschlages geboren, waren diese herrlichen kraftvollen Männer und hochgewachsenen blonden Frauen Südtirols, die freilich Jeden entzücken, ihm eine unerschöpfliche Quelle der köstlichsten Charakterschilderung. Auf seinen Bildern ist der Bauer Herr, nicht Knecht; ein Heldengeschlecht, dessen Anblick unser Herz erquickt, weil es stark und gut, schalkhaft und fromm zugleich ist. Kein deutscher Maler kann sich rühmen, so unübertrefflich wahre und zugleich edle und schöne Menschen gegeben zu haben, denen man alle Wirkungen des Charakters und Standes, der sie umgebenden Natur wie ihrer besonderen Verhältnisse so genau ansähe, daß man beinahe das Dorf bestimmen kann, wo sie herstammen. Dabei hat er allein einen größeren Reichthum an den verschiedensten Charakteren, als sämmtliche niederländischen Bauernmaler zusammen, die ja immer — wie das alte Lustspiel — mit stehenden Figuren arbeiten. Schon seine Kinderdarstellungen haben in der ganzen alten Malerei nicht ihresgleichen in Bezug auf Mannigfaltigkeit, so wenig als die der Frauen.



Franz v. Defregger.

Ebenso kann sich ihm Niemand in schlichter Lauterkeit des Naturgefühls, in der Abwesenheit alles Sentimentalen oder Theatralischen messen."

Um nun bei so vielem Licht auch den Schatten nicht ganz fehlen zu lassen, können wir hier gleich noch anfügen, daß nicht alle Werke des von den Kunsthändlern förmlich belagerten Meisters auf gleicher Stufe der Vollendung stehen, sowie, daß das koloristische Moment auf seinen Bildern gegen die psychologische Vertiefung und die feine Charakteristik zurücktritt, ohne dadurch indeß dem Ruhme des Künstlers Abbruch zu thun, der sich aus eigener Kraft zu der Höhe des Lebens emporgehoben hat.

Franz Defregger ist am 30. April 1835 als der einzige Sohn eines wohlhabenden Bauern, der zugleich Bürgermeister seiner Gemeinde war, auf einem Einödhofe bei Dölsach im Tiroler Pusterthale zur Welt gekommen. Im Angesichte der erhabensten Gebirgswelt, zwischen den eisgekrönten Tauern und den starren Felszacken der Dolomiten, wuchs der kleine Franzl heran. Schon als fünfjähriges Kind verlor er die Mutter und wurde selbst so krank und schwach, daß der Arzt ihn aufgab, bis seine kernhafte Natur endlich siegte. Der Vater war ein strenger Mann; im Winter durfte der Bub', außer welchem er noch vier Töchter hatte, in die Schule gehen, die ein alter Bauer im Dorfe hielt, aber während der guten Jahreszeit mußte er die Ziegen hüten.

Schon sehr früh regte sich in dem Knaben der Trieb zur Kunst, obwohl er doch noch nichts anderes gesehen hatte, als ein paar alte Heiligenbilder. Als kleines Kind schon bildete er aus dem Krapfen- oder Brodteig allerhand Figuren und Thiere, oder schnitzte Köpfe aus Rüben und Kartoffeln; später schnitt er mit der Scheere Landschaften und Gestalten aus den Blättern alter Bücher. Endlich brachte ihm der Vater einmal einen Bleistift vom Markte



Heimkehr der Sieger. Von Franz v. Defregger.

mit, und nun war das Entzücken des Franzl groß, der alle Wände und Thüren mit seinen Kunstwerken verzierte.

Allmälig wurde er wegen seiner Fertigkeit im Zeichnen bei den Bauern in der ganzen Gemeinde berühmt, und der Vater war nicht wenig stolz auf die Geschicklichkeit des Sohnes. Als dieser, etwa vierzehn Jahre alt, eines Tages das Viertelstück eines zerschnittenen Guldenzettels, wie sie nach 1848 in Oesterreich bei dem herrschenden Mangel an Kleingeld überall in Umlauf waren, ganz täuschend nachgemacht hatte, überließ ihm der Alte einen „Fünfziger“ zum Kopiren. Bei dem Fehlen aller sonstigen Vorlagen zeichnete der Knabe auch diesen mit unendlicher Mühe so genau nach, daß er beinahe in den Verdacht des Banknotenfälschens gerathen wäre. Die Nachbarn wetteten nämlich mit einem Vetter, der Sonntags herüberzukommen pflegte, daß er den vom Franzl gemachten Schein nicht von einem echten zu unterscheiden vermöge, und der Vetter verlor richtig diese Wette. Daraufhin ging nun irgend ein boshafter Neider, der davon gehört hatte, auf's Amt, und denunzirte den Knaben, daß er Banknoten nachahme, worauf sein Vater alsbald hincitirt wurde. Da der Bürgermeister der Gemeinde Dölsach jedoch als grundehrlicher Mann bekannt war, so fand seine Darlegung des Hergangs ohne Weiteres Glauben, der Franzl aber, der unterdessen eine Höllenangst ausgestanden hatte, verlor für die Zukunft alle Lust zu derartigen Versuchen.

Bald hatte er auch ohnehin keine Zeit mehr dazu, denn da er inzwischen zu einem großen und starken Burschen herangewachsen war, so mußte er, anstatt das Vieh zu hüten, jetzt als Knecht mitarbeiten und hart schaffen, so daß er selbst am Abend oder des Sonntags zu müde war, um seiner Neigung zum Zeichnen viel nachhängen zu können. Der Herr Pfarrer meinte wohl manchmal, der begabte junge Mensch scheine doch eigentlich zu etwas

Besserem geboren zu sein, allein davon wollte der alte Defregger nichts wissen. Er starb, als sein Sohn zweiundzwanzig Jahre zählte, so daß diesem nun der väterliche Hof zufiel. Der junge Mann arbeitete frisch voran in Stall und Scheune, konnte aber seines Besitzes doch nicht froh werden, weil er sich namentlich nicht recht auf das Feilschen und Handeln verstand. Jedesmal, wenn er auf den Viehmarkt zog, um sein Vieh loszuschlagen und wieder junges anzuschaffen, ließ er sich übervortheilen, dazu kam die um 1859 in ganz Oesterreich herrschende pessimistische Stimmung, die namentlich in Tirol ein wahres Wanderfieber unter der Bevölkerung hervorrief.

Das Hauptziel der Scheidenden war Amerika, und auch den jungen Defregger packte plötzlich die Lust, über das große Wasser zu ziehen, zu welchem Behufe er sich mit mehreren Altersgenossen zusammengethan hatte. Glücklicherweise ging das aber nicht so schnell, da er vorher Haus und Hof verkaufen wollte, und er ließ also die Gefährten einstweilen vorausziehen. Inzwischen hatten aber seine Verwandten ein großes Geschrei erhoben; Alles redete auf ihn ein, doch im Lande zu bleiben. Was solle denn aus ihm werden, gab man ihm zu hören, wenn das Geld verthan sei; ob er dann etwa der Gemeinde zur Last fallen wolle? Doch der Franzl blieb fest: er verkaufte den Hof an einen Vetter und zahlte den Geschwistern ihre Antheile aus.

In jenen Stunden nun, wo er von allen Seiten bedrängt wurde, war es ihm zwar klar geworden, daß er die Existenz eines Bauern nicht ferner führen könne und wolle, aber um so dringender erhob sich in dem Gemüthe des ganz allein und ohne Rath Dastehenden die Frage: was denn sonst? Da kam ihm wie ein Blitz der Gedanke, nach Innsbruck zu gehen und Bildhauer zu werden — denn vom Malen wußte er eigentlich noch gar nichts.

Auch der Herr Pfarrer fand das immer noch gescheidter als das Auswandern nach Amerika, und da er den Professor Stolz kannte, der in der Landeshauptstadt als Lehrer der Bildhauerei an der Gewerbeschule wirkte, so gab er dem Franzl eine Empfehlung an ihn mit.

Defregger zählte damals bereits vierundzwanzig Jahre. Voll Freude machte er sich in Gesellschaft zweier Maurer auf den Weg und fand bei Stolz eine recht wohlwollende Aufnahme. Mit seinen Erstlingsarbeiten war der Lehrer auch ganz wohl zufrieden, erklärte ihm aber doch, als der Sommer vorüber war, er thäte vielleicht besser, Maler zu werden, wofür er eine größere Begabung zu haben scheine; auch könne er als solcher sich eher sein Brod verdienen. Defregger, der inzwischen schon gelernt hatte, was es mit dem Malen auf sich habe, war ganz damit einverstanden, und so brachte ihn denn Professor Stolz eines Tages selbst nach München zu Karl v. Piloty, um diesem seinen bisherigen Zögling zu empfehlen.

Es war im Jahre 1860, und Piloty arbeitete gerade an dem Riesenbilde seines „Nero", als die Beiden in sein Atelier traten. Dem Dölsacher Bauernsohn ging eine neue Welt auf, als er das großartige Gemälde mit seinen herrlichen Figuren und seiner Farbenpracht erblickte, und dieser Eindruck ist ihm bis heute unvergeßlich geblieben. Er erkannte erst jetzt, was eigentlich ein Künstler sei, als ihn Piloty über seine bisherigen Studien ausfragte und seine Zukunftspläne mit ihm erörterte. Der Meister ersah recht wohl aus den ihm vorgelegten Proben das bedeutende Talent des jungen Menschen, der noch seine Tiroler Lederhosen und den Gurt trug, allein er konnte ihn beim Mangel aller Vorkenntnisse doch nicht in die Akademie aufnehmen. So lud er ihn denn ein, recht oft zu ihm zu kommen, verwies ihn aber im Uebrigen auf die damals an die Kunstgewerbeschule angeschlossene Vorbereitungs-



Franzl. Von Franz v. Defregger.

klasse der Akademie, um zunächst erst gründlich zeichnen zu lernen.

Das that Defregger denn auch, und da er sehr fleißig war und gute Fortschritte machte, so bestand er nach einem Jahre das Aufnahmeexamen zur Akademie und wurde in eine Malklasse aufgenommen. Trotzdem gefiel es ihm aber dort nicht recht; unter seinen blutjungen Mitschülern stand er ganz isolirt, die schulmäßige trockene Behandlung der Kunst mißfiel ihm, und das Klima von Isarathen bekam dem Pusterthaler nicht. Als ihn ein in Paris weilender Freund und Kunstgenosse einlud, doch dorthin zu kommen, ließ er sich daher nicht lange bitten und siedelte für die Zeit von 1863 bis 1865 nach der Seinestadt über. Er arbeitete da für sich, weil er als Ausländer nicht in die Akademie aufgenommen werden konnte und der Sprache auch nicht hinreichend mächtig war, gewann aber doch viele werthvolle Eindrücke und bildete seinen Geschmack.

Nach München zurückgekehrt, vernahm er, daß Piloty in Karlsbad sei; er begab sich daher zunächst nach der Heimath und malte dort den Sommer über auf einer Alm Studien und Porträts seiner Verwandten. Als Piloty heimkam, brachte er ihm die soeben fertig gewordene Skizze zu seinem ersten Tiroler Bilde, das jetzt in der Stuttgarter Gemäldesammlung hängt und einen Wilderer darstellt, der schwerverwundet nach Hause gebracht wird, während seine Frau eben ihr Jüngstes badet. Abgesehen von der noch nicht auf der Höhe stehenden Technik zeigt uns dies Erstlingswerk schon den ganzen Defregger in seiner Eigenart und mit allen seinen Vorzügen. Auch Piloty war ganz überrascht davon, umarmte den jungen Künstler und nahm ihn sofort in sein Atelier auf. Dort nahm nun sein Studium einen vollständig geordneten, ununterbrochenen Gang, wobei Hans Makart und Gabriel Max seine Mitschüler waren.

Sein „Verwundeter Wildschütz“ war sofort angekauft

worden; sein zweites Bild trug einen stark heroischen Zug und verrieth noch einigermaßen die Piloty'sche Schule, bekundete aber gleichzeitig, daß der Schüler bereits zum Meister herangereift war. Es entstand 1868 und stellte jene Scene aus dem Tiroler Befreiungskampfe dar, wie der alte Speckbacher seinen kleinen Sohn mit der Büchse bewaffnet in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger findet, obwohl er ihm geboten hat, daheim zu bleiben, und nun zwischen fingirtem Zorn und berechtigtem Vaterstolz schwankt.

1869 malte er die „Ringer", welche in einer Scheuer vor den zuschauenden Dorfschönen ihre Kräfte messen, und 1871 die „Beiden Brüder", jenes liebenswürdige Bild, auf dem der zu den Ferien in die ländliche Heimath zurückkehrende Gymnasiast dort zum ersten Male das inzwischen zur Welt gekommene Brüderlein begrüßt. Die Art und Weise, wie die Beiden einander betrachten, ist überaus fein und zugleich mit einem Humor wiedergegeben, der wahrhaft herzerfreuend wirkt.

Inzwischen war über den Maler eine schwere Prüfung hereingebrochen. Soeben hatte er sich, froher Hoffnung für die Zukunft voll, verheirathet und in der Nähe Münchens ein ländliches Heim erworben, als ihn eine Krankheit befiel, die seiner künstlerischen Thätigkeit für alle Zeit ein Ziel setzen zu wollen schien. Die Beine versagten ihm den Dienst; die Aerzte vermochten das Leiden weder zu erklären, noch durch ihre Kunst zu heilen, und die sorgsamste Pflege der jungen Gattin schuf keine Besserung. Zwei Jahre lang konnte er sich nicht regen, aber auch auf dem Schmerzenslager hörte Defregger nicht auf zu schaffen. Es ist kaum zu glauben, daß sein „Ball auf der Alm", ein Bild, auf dem Alles lebt und lacht, in jener traurigen Zeit, während er gelähmt auf dem Sopha lag, entstanden ist.



Mirdei. Von Franz v. Defregger.

Im Herbst 1871 brachte man den Armen nach Bozen. Die Theilnahme war allgemein für den Maler, dessen Schöpfungen seinen Namen schon weithin ehrenvoll bekannt gemacht hatten. So fand sich denn auch eine Abordnung aus Dölsach bei dem Sohne der Gemeinde ein, die einst gefürchtet hatte, er könne ihr später zur Last fallen, jetzt aber dem Schilderer und Verherrlicher der heimathlichen Art das Ehrenbürgerdiplom überreichen ließ. Das freute den Künstler sichtlich, aber es war doch ein trostloser Anblick, ihn so da liegen zu sehen, und niedergeschlagen gingen die Deputirten von seinem Lager fort. Nur einer von ihnen blieb zurück, der alte Oberstainer, und sagte geheimnißvoll: „Du, Franzl, i moan, i könnt Dir wohl helfen!“

Der Franzl, bei dem die ersten Aerzte nichts auszurichten vermocht hatten, lächelte trüb und ungläubig, da er aber nach seiner Meinung doch nichts mehr zu riskiren hatte, so willigte er ein und ließ den Bauern gewähren. Dieser begann alsbald seine Kur, die auf dem Prinzip des Baunscheidtismus beruhte, und siehe da — nach vier Wochen war Defregger vollständig geheilt. Wahrscheinlich hat auch das herrliche Klima von Bozen seinen Antheil an dieser Heilung gehabt. Der Maler blieb noch zwei Jahre dort und schuf zunächst aus dankbarem Herzen für die Kirche seiner Heimath eine herrliche Madonna und dann noch einige Bilder, in denen sich so recht die Wonne der wiedergewonnenen Vollkraft ausspricht.

Das Erste derselben ist der schon erwähnte, noch auf dem Krankenlager skizzirte „Ball auf der Alm“, ein Bild von größter Vollendung und Frische. Es versetzt uns in eine Almhütte an einem Sonntag Abend, wo sich bei der Sennerin auch die Insassen der benachbarten Hütten nebst einigen Jägern und Holzknechten versammelt haben, um sich durch Gesang, Zitherspiel und Tanz die Zeit zu verkürzen. Ein alter Holzknecht, eine ganz prächtige Figur,

will zeigen, daß er noch recht gut mit den Jungen mithalten könne, und tritt soeben mit der drallen Sennerin hüpfend und schnalzend zum Tanze an, was nun den Jubel der ganzen übrigen Gesellschaft hervorruft.

Auf der Höhe seiner vollendeten Meisterschaft zeigt ihn uns ein weiteres in Bozen geschaffenes Gemälde, das seinen Ruhm sicher begründete. Es ist dies das „Letzte Aufgebot", wieder eine Scene aus den Kämpfen der getreuen Tiroler im Jahre 1809. Die Jungen haben schon längst den Stutzen genommen und sind hinausgezogen in's Feld, nun ziehen auch noch die Alten gegen den Feind, so weit sie überhaupt noch eine Waffe zu führen vermögen. In allen Gesichtern prägt sich die todesmuthige Entschlossenheit in der ergreifendsten Weise aus, und der tiefe Eindruck, den das Bild auf jeden Beschauer macht, wird noch vermehrt durch den stummen Schmerz der Frauen und die scheue Betroffenheit der Kinder, die dem Abzuge der nur mit Sensen und Dreschflegeln ausgerüsteten Schaar zusehen. Hier ist das Genre zum Historiengemälde erhoben, und die ganze Bedeutung und Schwere eines derartigen Volkskampfes gelangt uns daraus zum Bewußtsein. Das Bild wurde für das Wiener Belvedere erworben und hängt jetzt im dortigen Hofmuseum. Das Gegenstück dazu, die 1876 vollendete und nicht minder bedeutende „Heimkehr der Sieger" befindet sich in der Berliner Nationalgallerie.

Nach München zurückgekehrt, malte Defregger nun rastlos weiter und schuf, immer strebend und wirkend, alle die Bilder, welche, durch ihre Nachbildungen in den weitesten Kreisen bekannt geworden, Tausende und Abertausende entzückt haben, so daß des Meisters Namen zu den populärsten im ganzen Gebiete der bildenden Kunst gehört. Neben zahllosen Studienköpfen, bald „Franzl", bald „Mirdei" u. s. w. getauft, schuf er als Hauptbilder, die wir hier namentlich hervorheben möchten, noch das „Konzert



Ball auf der Alm. Von Franz v. Defregger.

in der Sennhütte", den „Besuch", das „Tischgebet", den „Aufbruch zur Jagd", die „Briefleserinnen", die „Ankunft zum Tanze", und vor Allem den zuerst auf der Berliner Kunstausstellung von 1883 vor die Oeffentlichkeit gebrachten „Salontiroler".

Andere Bilder dieses Genre's, die bald idyllisch, bald humoristisch sind, übergehen wir, um zum Schluß noch die Historienbilder zu berühren, die er gemalt hat. Sein „Letztes Aufgebot" und die „Heimkehr der Sieger", sowie das 1883 vollendete „Vor dem Sturm" (Waffen schmiedende Tiroler Bauern), gehörten dem sogenannten historischen Genre an; er strebte aber darüber hinaus zur wirklichen Historienmalerei und unternahm den ersten Versuch auf diesem Gebiete in lebensgroßen Figuren mit dem Todesgang Andreas Hofer's. Namentlich die Figur des aus dem Thorweg des Festungswalles zu Mantua tretenden Sandwirthes, den das rechts an der Mauer aufgestellte Peloton französischer Grenadiere erwartet, ist des höchsten Lobes würdig. Im Uebrigen fehlt es dem Bilde allerdings noch an einheitlicher Komposition und gleichmäßiger koloristischer Durchbildung.

Zu seiner vollen Größe aber erhob sich der Künstler wieder in dem zweiten Hoferbilde, das dem Kaiser von Oesterreich von seinen Geschwistern zur silbernen Hochzeit gewidmet wurde. Es stellt Hofer dar, wie er in der Hofburg zu Innsbruck inmitten seiner Getreuen die kaiserlichen Geschenke erhält, und ist nicht in lebensgroßen Figuren ausgeführt.

Als drittes großes Historienbild schuf Defregger dann noch im Auftrage des bayrischen Staates für die Neue Pinakothek in München den Sturm der Oberländer Bauern auf den Münchener Rothen Thurm an dem blutigen Weihnachtsmorgen des Jahres 1705.

Daß der Meister noch immer mit unverminderter

Kraft und Frische thätig ist, hat sein jüngstes Werk „Vor dem Tanz", das auf der internationalen Kunstausstellung von 1892 im Münchener Glaspalaste zu sehen war, seinen vielen Verehrern in erfreulichster Weise bewiesen.

Es hat dem Künstler, der jetzt auf der Höhe des Lebens und des Ruhmes zu stehen scheint, seither nicht an Anerkennung und Auszeichnungen gefehlt. Er ist Professor an der Münchener Akademie, besitzt die großen goldenen Medaillen der Ausstellungen von Berlin und München und ist im Jahre 1883 durch Verleihung des bayrischen Kronenordens in den Adelstand erhoben worden. Aber der Professor v. Defregger ist gerade so bescheiden und anspruchslos geblieben, wie der Franzl von ehedem — schlicht und ehrlich wie seine Bilder, die gerade deshalb einen so reinen und ungetrübten Genuß darbieten.

Vom Luftdruck.

Eine physikalische Betrachtung.

Von

Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

Auch wenn es weiter keine Beweise für das Vorhandensein der Luft gäbe, so würde ein einziger Sturm genügen, um uns von ihrer Existenz zu überzeugen. Die Wipfel der Bäume, die von der Macht des Sturmes gebeugt werden, der Anprall des wogenden Elementes gegen unseren eigenen Körper, wenn wir seiner Richtung entgegenschreiten, lassen uns schon erkennen, daß uns ein wirklicher, wenn auch unsichtbarer Körper umgibt. Wie jeder Körper besitzt die Luft auch eine Schwere und diese Schwere äußert sich, wie überall, durch den Druck, den sie auf ihre Umgebung ausübt. Wir nennen daher die fühlbare Wirkung der Luft: den Luftdruck.

Das Gewicht der Luft ist an sich gering. Ein ganz einfaches Experiment lehrt es uns kennen: Nehmen wir nämlich ein Gefäß, das einen Liter faßt, und wiegen es, pumpen dann die Luft mit einer Luftpumpe heraus, wiegen das luftleere Gefäß nochmals und vergleichen beide Gewichte, so sehen wir, daß ein Liter Luft beinahe $1\frac{1}{3}$ Gramm schwer ist. Die Luft ist also ein recht leichter Körper, und demnach wäre auch ihr Druck gering, wenn er nicht in

der dicken Schicht unserer Atmosphäre den Erdkörper umgäbe. Erst dadurch, daß man das Gewicht der ganzen Atmosphäre berechnet hat, gewinnen wir einen Einblick in die wahre Bedeutung des Luftdruckes. Man schätzt das Gewicht des Luftmeeres auf ungefähr fünf Trillionen Kilogramm. Im Verhältniß zu dem Gewicht der Erde ist auch dieses Gesammtgewicht noch gering, denn es macht nur einen Millionentheil der Erdmasse aus, aber an sich ist es doch sehr bedeutend. Würde man eine Kugel aus Kupfer herstellen können, deren Gewicht gleich dem der Atmosphäre wäre, so würde ihr Durchmesser beinahe 100 Kilometer messen.

Da die Luft ein elastischer Körper ist, so ist es klar, daß auch sie dem Druck von Außen nachgeben wird. Darum werden die Lufttheilchen der untersten Luftschichten von den über ihnen lagernden Luftlagen zusammengepreßt werden. Daher werden die Lufttheilchen, die unmittelbar über der Erdoberfläche schweben, die dichtesten sein, je höher wir aber gehen, desto lockerer werden sie werden und desto mehr werden sie sich verdünnen.

Berechnungen, die man auf Grund des Elastizitätsgesetzes der Gase angestellt hat, ergeben, daß in einer Höhe von 60 Kilometern über dem Meeresspiegel die Luft in einem Grade verdünnt sein muß, wie wir sie kaum in der Luftpumpe herzustellen vermögen. In der Höhe von 70 bis 90 Kilometern tritt sicher schon ein Zustand äußerster Verdünnung ein. Will man die Dichtigkeit der Luft in den verschiedenen Höhen miteinander vergleichen, so kann man annehmen, daß die Luft in einer Höhe von 5 Kilometern nur ungefähr die Hälfte der Dichte am Meeresspiegel hat. 10 Kilometer hoch ist ihre Dichte nur etwa 0,3 von letzterer, in 15 Kilometer Höhe nur 0,16, bei 30 Kilometern nur 0,03 und bei 60 Kilometern nicht mehr als 0,001 der Dichte im Meeresniveau.

Daß sich die Luft wirklich in höheren Lagen auflockert, zeigt schon eine Erfahrung Blaise Pascal's (1623—1662). Er füllte im Thal einen Ballon nur zum Theil mit Luft und brachte ihn dann auf den Gipfel eines Berges. Hier blähte sich der Ballon auf, ein Zeichen, daß sich die in ihm befindliche Luft, da der auf ihr lastende Druck jetzt geringer als im Thal war, in diesem Maße ausgedehnt hatte.

Die Vorstellungen, die wir bisher gewonnen haben, sind also die, daß die Luft sich nach oben stetig verdünnt und daß infolge dessen auch der Luftdruck immer geringer wird. Am stärksten wird er unmittelbar über dem Meeresspiegel sein. Da man aus den Beobachtungen am Barometer weiß, daß eine Quecksilbersäule von etwa 760 Millimetern dem Luftdruck über dem Meeresspiegel das Gleichgewicht hält, so kann man daraus den Luftdruck berechnen. Ein Kubikcentimeter Quecksilber wiegt 13,6 Gramm, und eine Quecksilbersäule von der genannten Höhe enthält bei einer Grundfläche von 1 Quadratcentimeter an Quecksilber 76 Kubikcentimeter. Wir brauchen also nur das Gewicht eines Kubikcentimeters mit der Zahl 76 zu vervielfachen, und gewinnen dann das Gewicht, mit dem die Quecksilbersäule auf ihre Grundfläche drückt, nämlich 1,03 Kilogramm. So groß ist also auch der Druck der Luft auf einen Quadratcentimeter. Dehnen wir das Verhältniß auf einen Quadratmeter aus, so ergibt sich, daß die Luft auf ihm mit einem Gewicht von 10,333 Kilogramm lastet. Der Druck ist also ein gewaltiger und würde unfehlbar Alles zermalmen, wenn er ein einseitiger wäre. Das ist aber nicht der Fall, sondern wie alle elastischen Körper übt die Luft nicht nur von oben nach unten ihren Druck aus, sondern infolge ihrer Spannung nach allen Seiten. Dadurch aber hebt sich der Druck selbst wieder auf. Nur wenn luftleere Körper schwache Wandungen besitzen, wirkt

auf sie der Luftdruck ein, so daß sie sogar zertrümmert werden können.

Der Luftdruck ist nicht zu allen Zeiten derselbe, sondern er schwankt. Beobachtet man das Barometer an ein und demselben Orte längere Zeit hindurch aufmerksam, so wird man finden, daß es nicht jeden Tag beständig denselben Stand zeigt. Durchschnittlich hat es Morgens gegen 4 Uhr seinen niedrigsten Stand, steigt bis gegen 10 Uhr Vormittags, fällt bis 4 Uhr Nachmittags und steigt am höchsten bis gegen 10 Uhr Abends, um während der Nacht wieder zu fallen. Man nennt diese Veränderungen die tägliche Periode des Luftdruckes. Diese tägliche Periode tritt wegen der zahlreichen nichtperiodischen Störungen, nach denen wir unsere Wetterprophezeiungen stellen, nicht sehr scharf hervor. Nur in der Tropenzone, wo die Störungen gering sind, ist die tägliche Periode genau ausgeprägt, so daß Humboldt auf seiner Reise im tropischen Amerika aus dem Barometerstande die Tageszeit annähernd bestimmen konnte. Die vorhin bezeichneten Stunden nennt man die Wendestunden, während der Unterschied zwischen dem niedrigsten und dem höchsten Barometerstande als die Amplitude (der Umfang) der Barometerschwankungen bezeichnet wird. Sie ist am größten unter dem Aequator und wird in der Nähe der Pole unmerklich klein.

Ueber die Ursache der täglichen Periode des Luftdrucks ist man sich noch nicht klar. Jedoch ist es wahrscheinlich, daß sie von dem täglichen Verlauf der Besonnung beeinflußt wird. Denn überall da, wo die Temperatur eine Erhöhung erfährt, nimmt auch die Amplitude der täglichen Barometerschwankung zu, während umgekehrt mit der Abnahme der Sonnenstrahlung vom Aequator nach den Polen hin die äußersten Grenzen der Barometerstände mehr und mehr zusammenrücken.

Bei dieser Erklärung bleibt aber der höchste Stand um

10 Uhr Abends unaufgehellt, denn es ist nicht recht einzusehen, warum er schon um diese Stunde eintritt und nicht gegen Sonnenaufgang, wo die Temperatur bekanntlich am niedrigsten ist.

Außer der täglichen Periode kennen wir noch eine jährliche Periode des Luftdrucks, die je nach der Gegend sehr verschieden ist. Die jährlichen Veränderungen sind am geringsten auf dem Meere und in dessen Nähe, am größten und regelmäßigsten im Innern der Festländer. Ueber den Festländern herrscht im Winter hoher Luftdruck, im Sommer dagegen ist er niedrig, über den Meeren ist der Luftdruck in den einzelnen Jahreszeiten ein gleichmäßiger, doch fällt im Allgemeinen der Hauptdruck in die wärmere Jahreszeit, während er in den kalten Monaten geringer ist. Diese Verhältnisse erklären sich aus der verschiedenen Erwärmung der Luft. Ueber den Festländern erzeugt die große Wärme des Sommers einen mächtigen aufsteigenden Luftstrom, der verhältnißmäßig trocken ist, so daß der Druck des Wasserdampfes nicht ausreicht, um das zu ersetzen, was die Luft durch ihre Leichtigkeit und geringere Dichte an Druckvermögen verliert.

Die Folge davon ist eine Abnahme des Luftdrucks. Anders im Winter. In dieser Jahreszeit findet wegen der starken Wärmeausstrahlung der Erdoberfläche bei langer Nacht und klarem Himmel eine starke Abkühlung der unteren Luftschichten statt. Die kalten Luftschichten ziehen sich stark zusammen, werden dadurch schwer und drücken mit größerem Gewicht auf das Barometer. Dazu kommt noch, daß die nach unten drängenden Luftschichten in der Höhe für neue Luftschichten Raum schaffen, die nun zuströmen und durch ihr Gewicht den Luftdruck vermehren.

Die Vertheilung des Luftdrucks über die Erdoberfläche spielt fast bei allen meteorologischen Vorgängen eine Rolle. Der bekannte Meteorologe Hann entwirft von der Ver-

theilung des Luftdrucks folgendes Bild. „In der Tropenzone," sagt er, „ist die Luft durch Wärme und Feuchtigkeit am stärksten ausgedehnt, daher in den höheren Schichten der Luftdruck hier größer ist, als in gleichem Abstande von der Erdoberfläche unter allen Breiten bis gegen die Pole hin. Das Gleichgewicht der Atmosphäre würde erfordern, daß alle Schichten gleichen Druckes mit der Erdoberfläche konzentrisch wären, mit anderen Worten, daß in gleichem Abstande von der Erdoberfläche der Luftdruck überall der gleiche wäre. Das ist nun in Wirklichkeit nicht der Fall, sondern alle Flächen gleichen Druckes steigen gegen den Aequator hin an, und in derselben Höhe nimmt also der Luftdruck gegen die Pole hin ab. Dadurch bekommt die Luft in jeder dieser Schichten ein Gefälle gegen die Pole hin und sie muß in dieser Richtung abfließen, um den Luftdruck in demselben Abstande von der Erdoberfläche wieder herzustellen. Die Wärme setzt also zuerst die oberen Luftschichten in Bewegung, bevor noch der Luftdruck an der Erdoberfläche selbst sich geändert hat. Die nächste Folge des Abfließens der Luft oberhalb des Aequatorialgebietes muß aber sein, daß der Luftdruck hier sinkt, denn das Gewicht der drückenden Luftsäule hat sich um die abgeflossene Luftmenge vermindert. Umgekehrt muß gegen die Pole hin der Luftdruck an der Erdoberfläche steigen, weil in der Höhe ein Zufluß von Luft stattfindet, der das Gewicht der Luftsäule vergrößert."

Der Luftdruck ist aber nicht nur für die meteorologischen Vorgänge von Bedeutung, sondern er muß auch bei der Entwickelung der organischen Welt mit in Rechnung gebracht werden. So hängt die Stellung der Blätter der Pflanzen zu dem Stengel, und ihre Form, die Ausbreitung und Gestalt der Baumkrone zum Theil vom Luftdruck ab.

Noch tief gehender ist seine Einwirkung auf die Thierwelt. Der Mensch selbst ist dafür der beste Beweis.

Beträgt doch der Druck, den die Atmosphäre auf einen erwachsenen Menschen von mittlerer Größe ausübt, nicht weniger als 14,000 bis 15,000 Kilogramm. Daß wir diesen außerordentlichen Druck nicht fühlen, kommt daher, daß der Druck gleichzeitig nach allen Richtungen auf unseren Körper wirkt. Er arbeitet sich also zum Theil selbst entgegen. Ja, der äußere Luftdruck hilft uns sogar unsere Arme und Beine tragen. Er ist es, der den Gelenkkopf des Oberarmbeins in der luftdicht schließenden Gelenkhöhle und den Schenkelkopf des Oberschenkelknochens in der Pfanne zurückhält. Obgleich das Gewicht des Beines nicht unbedeutend ist, bedarf es wegen der hebenden Kraft des Luftdrucks auch keiner Anstrengung, wenn wir im Gehen das Bein vorsetzen. Dagegen wird das Gewicht der Beine sofort fühlbar, wenn wir auf hohen Gebirgen wandern, wo, wie wir wissen, der Luftdruck vermindert ist. Es rührt daher die Ermüdung bei Höhentouren nicht nur von der körperlichen Anstrengung, sondern auch zum guten Theil von der Verminderung des Luftdrucks her.

Es liegt die Frage nahe, warum, wenn die Luft mit so großer Gewalt auf den menschlichen Körper drückt, dieser nicht zusammengepreßt wird. Dagegen ist zu erwiedern, daß das Knochengerüst noch einen viel stärkeren Druck auszuhalten vermöchte. Die inneren Höhlen des Körpers enthalten aber theilweise selbst Luft. Da diese jedoch von derselben Dichtigkeit wie die äußere Luft ist, so kann sie nicht weiter zusammengepreßt werden. Da aber, wo Flüssigkeiten die Organe erfüllen, kann dieser Fall erst recht nicht eintreten, weil sie an sich schon dichter als die Luft sind. Indessen selbst die feinen Gewebe und Häutchen, die die Blutgefäße umgeben, können weder zerrissen noch zerquetscht werden, da einmal der Druck von allen Seiten wirkt, sodann aber auch bei der kleinen Oberfläche, die sie einnehmen, der Druck auf sie nur schwach ist.

Daß der Gegendruck der im Innern des Körpers befindlichen Luft gegen die äußere Luft in Wirklichkeit besteht, kann man durch ein Experiment beweisen. Setzt man nämlich ein Thier unter eine Glasglocke und pumpt aus ihr mit der Luftpumpe die Luft heraus, so beginnt der Körper des Thieres allmälig aufzuschwellen, weil eben die innere Luft sich ausdehnt, da der äußere Luftdruck fehlt.

Unter diesen Umständen wird es erklärlich erscheinen, daß der Luftdruck auch auf die Gesundheit des Menschen einwirkt. Die täglichen Schwankungen, die nur selten 20 Millimeter erreichen, sind ohne Belang. Dagegen wird die Einwirkung fühlbar, wenn wir zu bedeutenden Höhen emporsteigen. Bei einem kurzen Aufenthalt sind zwar die Folgen noch individuell verschieden, wie denn der englische Hochtourist Whymper auf dem Chimborasso, der 6253 Meter über den Meeresspiegel emporragt, und die Brüder v. Schlagintweit auf dem Himalaya in einer Höhe von fast 6780 Metern keinerlei Beschwerden empfanden. Andere Bergsteiger dagegen fühlen sofort die Einwirkung des verminderten Luftdrucks. Das Athmen wird erschwert, Herzklopfen, Kopfschmerz und Schwindel stellen sich ein, und Ohnmachten schließen sich an.

Am deutlichsten traten die Erscheinungen des verminderten Luftdrucks bei einer Ballonfahrt in die Erscheinung, die der Engländer Glaisher im Jahre 1862 bis zu einer Höhe von 11,000 Meter unternahm. Glaisher fühlte sich am ganzen Körper gelähmt, die Zunge versagte ihren Dienst, das Auge wurde von dichter Finsterniß umhüllt, und endlich verlor er das Bewußtsein. Wäre es seinem Begleiter Coxwell nicht noch in der letzten Minute gelungen, das Seil der Ventilklappe mit den Zähnen zu erfassen und das Ventil zu öffnen, so daß der Ballon sank, so wäre ihm der Tod sicher gewesen.

Längerer Aufenthalt in bedeutenden Höhen zeitigt da-

gegen stets eine Reihe von krankhaften Erscheinungen, die man unter dem Namen Bergkrankheit zusammengefaßt hat. Sie kehrt in derselben Weise auf den Hochflächen Innerasiens wie auf denen des tropischen Amerika wieder. Das erhöhte Wohlgefühl, das sich beim Austritt aus der heißen in die mittlere Region bemerkbar macht, weicht mit wachsender Erhebung in die kalte Region allmälig wieder einer allgemeinen Herabstimmung. Unbehagen, Schwere und Mattigkeit hemmen die Willenskraft, eine Trübung der Gedanken und eine gewisse Betäubung der inneren und äußeren Sinne tritt ein. Da wegen Verringerung des Luftdrucks das Blut aus den Centralorganen in verstärktem Maße nach den Gefäßen der äußeren Körperparthien strömt, so saust es vor den Ohren, es dunkelt häufig vor den Augen, und der Kopf schmerzt. Das Bedürfniß nach Ruhe macht sich gebieterisch geltend, und trotz der umgebenden Kälte stellt sich infolge der Trockenheit der Luft ein quälender Durst ein. Das erschwerte Athemholen verursacht innere Beängstigungen, und die tiefsten Athemzüge stellen das Bedürfniß nach Einathmung nicht ab. Ebensowenig erfrischt die Ruhe. Sogar die Stimme wird schwach. Auch der Schlaf bringt keine Erquickung, denn wirre Träume erfüllen den unruhigen Halbschlummer.

Anschaulich schildert Pöppig die Leiden eines ersten Aufenthalts in den hochgelegenen Bergstädten der peruanischen Anden. Der Ankömmling wird sofort von der Bergkrankheit ergriffen. Mit Mühe zieht er sich an den Häusern empor, wenn die Straße etwas steil ist, und sucht an Thüren und Ecken Anhaltspunkte. Besonders gesteigert wird die Bergkrankheit durch Wind. Unter dem Einfluß des Windes springt die Haut auf, Blut tritt aus Lippen und Nase, und in der Nacht schwellen Gesicht und Hände an. Bei öfterer Wiederkehr läßt die Bergkrankheit an den Fingern schwarze Furchen zurück, so daß man daran sofort

den Bewohner der Bergstädte erkennt. Nach sechs bis sieben Tagen nimmt die Krankheit ab, allein die Nachwehen verschwinden erst nach Wochen.

Bei einer solchen Einwirkung des Luftdrucks ist es nur natürlich, wenn diejenigen Menschen, die ihr ganzes Leben in den Hochregionen zubringen, sowohl in ihrem Temperament als auch in ihrer Körpergestaltung Veränderungen erleiden. Hauptsächlich ist es die große Ruhe und das stille Wesen, das die Bewohner der hochgelegenen Gegenden auszeichnet. Das ist wenigstens ein Grundzug im Charakter der Hochlandsindianer von Ecuador. Schultern und Brust sind bei diesem Volksstamm auf das Kräftigste entwickelt, „eine natürliche Folge," wie sich P. Kolberg ausdrückt, „bei Menschen, die vielleicht schon Tausende von Jahren gezwungen sind, die dünne Luft eines 2000 bis 4000 Meter hoch über dem Meeresspiegel gelegenen Landes zu athmen und dabei schwer belastet angestrengte Märsche im Gebirge zurückzulegen. Dagegen sind die Beine auffallend kurz und schwächlich."

Auch die Bewohner der Hochebene von Anahuac haben ein ruhiges, gelassenes Temperament. Ihr Teint ist gelb oder doch wenigstens bleich, die Muskeln sind schwach und die Widerstandskraft gegen Krankheiten ist gering. Alle physiologischen Anzeichen deuten auf eine Veränderung in der Zusammensetzung des Blutes hin; namentlich scheint es sich um eine Verminderung des Sauerstoffs im Blut und eine Zurückhaltung der Kohlensäure zu handeln.

Wie so oft in der Natur, so findet auch beim Luftdruck ein Ausgleich seiner schädlichen Wirkungen durch seine Bedeutung für die klimatischen Höhenkurorte statt. Denn in allen jenen Höhenpunkten, die einen Barometerstand von ungefähr 700 Millimetern aufweisen, wird der Athmungsprozeß auf das Lebhafteste angeregt und namentlich wird die Kohlensäure leicht aus dem Blut ausgeschieden.

Daher ist der Luftdruck in diesen Heilstätten für Lungenleidende von nicht geringerer Einwirkung als die Reinheit der Luft und die milde Gleichmäßigkeit der Temperatur. Während sich aber diese beiden letzten Eigenschaften mit mehr oder weniger Erfolg in den Heilanstalten des Flachlandes auch künstlich herbeiführen lassen, ist eine Verminderung des Luftdrucks unmöglich, so daß die Höhenkurorte stets bei der Heilung von Krankheiten der Athmungsorgane eine bevorzugte Stellung einnehmen werden.

Weihnachten in Bethlehem.

Morgenländische Reiseerinnerung

von

Justus Brandt.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn die Weihnachtskerzen angezündet werden und durch das Gewimmel der niederrieselnden Schneeflocken die Glocken zur Christmette läuten, dann schweift unsere Phantasie gern hinüber zu jener Stätte im heiligen Lande, wo der Weihnachtsruf: „Friede auf Erden!" zuerst erklang. Wohl vertraut sind uns ja schon aus der Kinderzeit der Stall und die Krippe in Bethlehem, des Städtchens, das — obschon „klein unter den Tausenden in Juda" — doch so hoch berühmt geworden ist, daß die Leser gewiß gern eine Wanderung dorthin unter unserer Führung unternehmen werden.

Zahlreiche christliche Karawanen begeben sich alljährlich zu Weihnachten von Jerusalem nach Bethlehem, und selbst der lateinische Patriarch von Jerusalem findet sich mit glänzendem Gefolge am Nachmittag des 24. Dezember dort ein, um die große Prozession anzuführen, welche in der Christnacht die heiligen Stätten von Bethlehem besucht.

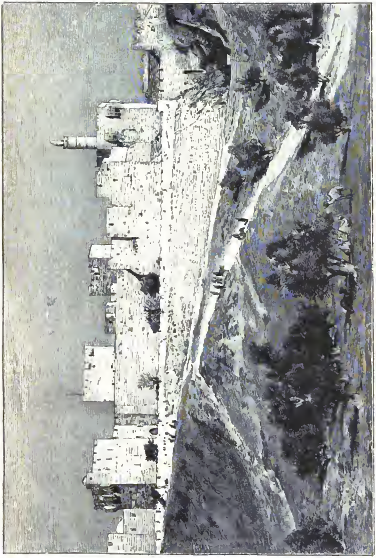
Man verläßt Jerusalem durch das mächtige, gewölbte Jaffathor, um dann in südlicher Richtung die beinahe



Stadt Bethlehem.

völlig ebene Straße nach dem acht Kilometer entfernten Bethlehem zu verfolgen. Der Weg senkt sich alsbald abwärts in das Hinnomthal und überschreitet zuerst die Ebene Rephaim, die in alten Zeiten wiederholt das Schlachtfeld der Israeliten und Philister war. Auf dem südlichen Höhensaum, bei dem griechischen Kloster Mâr Eliâs, gewinnen wir eine weite Rundschau, die uns die drei Orte, an welche sich Christi Geburt, Leiden, Auferstehung und Himmelfahrt knüpfen: nämlich Jerusalem mit der Kuppel seiner Grabeskirche, den Oelberg im Nordosten und Bethlehem im Süden, gleichzeitig sichtbar werden läßt.

An dem Grabmal der Rahel vorüber, gelangen wir nach dem hochgelegenen Bethlehem, das einen fast hufeisen-



Weg nach Bethlehem unter der Citadelle.

förmigen Bergrücken einnimmt, der in der Mitte einen kleinen Sattel enthält und sowohl auf seiner Höhe als auch



Bethlehemitin am Brunnen.

auf den Abhängen mit Häusern bedeckt ist. Die Stadt, deren arabischer Name Bêt Lahem: Haus des Brodes bedeutet, während sie in ältester Zeit auch Ephrata (d. h. die Fruchtbare) genannt wurde, gleicht in einiger Entfernung einem wirren Haufen grauer Steinhäuser mit platten Dächern zwischen terrassenförmig angelegten Gärten. Ringsum liegen fruchtbare Felder und ziehen sich mehrere anmuthige Thäler hin.

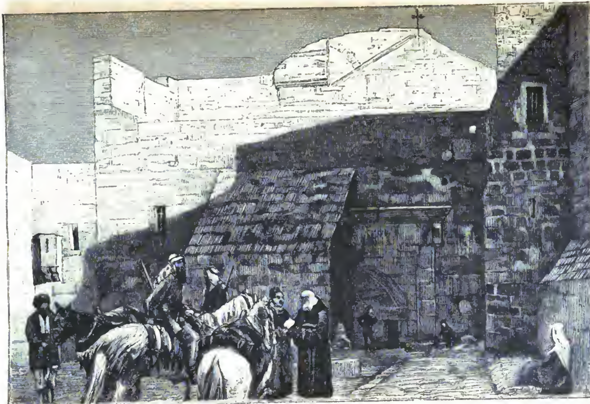
Bethlehem besitzt nur eine Hauptstraße, die sich über den östlichen Abhang des Bergrückens bis zum südöstlichen Ende der Stadt hinzieht, und außerdem noch eine Anzahl von engen und steilen Gassen, die den Ort nach den verschiedensten Richtungen hin durchkreuzen.

Die Stadt war lange klein und unbedeutend; sie wurde berühmt als Geburtsort König David's und Jesu Christi und durch König Rehabeam befestigt.

Nach der Zerstörung Jerusalems verödete auch Bethlehem, hob sich aber unter christlicher Herrschaft und wurde durch Justinian abermals mit Befestigungen versehen. Später erlag die Stadt den Muslim, welche sie, mit Ausnahme der Marienkirche, ganz zerstörten, bevor sie den Kreuzfahrern das Feld räumten. Durch letztere wurde Bethlehem wieder eine Stadt, die Papst Paschalis II. 1110 zum Bischofsitze erhob. 1244 zerstörten die Chowaresmier Bethlehem, 1489 wurden die Festung und die Mauern geschleift, und der Ort verfiel. Von den Stadtmauern ist gegenwärtig nichts mehr vorhanden, während von der Citadelle noch die Ruinen erhalten sind.

Die Bewohner des Städtchens verfolgen regelmäßig mit lebhaftestem Interesse den Einzug der fremden Pilger. Bethlehem zählt gegenwärtig 5000 Einwohner, die bis auf 300 Mohammedaner, etwa 60 Protestanten und wenige Armenier, Griechen und Lateiner sämmtlich katholisch sind.

Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht und



Ankunft am lateinischen Kloster.



Beduinenzelte vor dem Kloster in Bethlehem.

Bienenzucht, vor Allem aber mit der Herstellung von Kruzifixen, Rosenkränzen und biblischen Darstellungen aus Perlmutter, Elfenbein u. s. w. Die Männer sind stattliche Gestalten; die Frauen kleiden sich überaus malerisch und zeichnen sich vielfach durch überraschende Schönheit aus. Ihre ausdrucksvollen Physiognomien erhalten ein eigenthümliches Leben durch die prachtvollen dunklen Augen und zeigen einen

halb egyptischen, halb jüdischen Charakter. Ihre Tracht besteht aus einem blauen, hemdartigen Untergewand, das bis zu den Knöcheln reicht, und einer darüber getragenen kurzen, ärmellosen rothen Tunika. Besonders charakteristisch ist der diademartige Kopfschmuck, der aus einer Polstermütze besteht, auf der Gold- und Silbermünzen aufgeheftet sind, und von dem ein mit kunstvollen Stickereien geschmückter Schleier niederwallt. Auch fallen Gehänge von silbernen Ketten und Münzen bis auf die Brust herab, wo ein großer Maria-Theresiathaler als Abschluß prangt. Sieht man eine so gekleidete Bethlehemitin mit ihrem Thonkruge am Brunnen stehen, so fühlt man sich unwillkürlich in die patriarchalischen Zeiten des Alten Testaments zurückversetzt.

Das bemerkenswertheste Gebäude der Stadt ist die altehrwürdige Marienkirche, welche sich über der Geburtsgrotte des Heilands (noch heute werden in ganz Palästina Höhlen als Ställe benutzt) erhebt. Um sie zu erreichen, muß man den ganzen Ort durchwandern, da die von einer bis in's 2. Jahrhundert als Geburtsstätte Christi bezeichnete Grotte außerhalb der eigentlichen Stadt am Bergabhange lag. Heute erhebt sich darüber ein festungsartiger Gebäudekomplex, der außer der genannten Kirche noch drei Einzelklöster — der Griechen, Lateiner und Armenier — umfaßt.

Auf der Nordseite der Marienkirche erhebt sich der ausgedehnte Franziskanerkonvent. Er besteht aus einer Pilgerherberge, dem eigentlichen oder sogenannten lateinischen Kloster und der baufälligen Katharinenkirche, welche zugleich die katholische Pfarrkirche der Stadt ist.

In der nächsten Umgebung des Klosters haben arabische Beduinen ihre malerischen Zelte aufgeschlagen, in denen der Fremde das Treiben dieser Kinder der Wüste beobachten kann. Gewöhnlich kauern auch noch einige der braunen, mit dem Turban, einem langen Kaftan über einer Jacke

und Pluderhosen bekleideten Gestalten vor dem Klosterthor, schlafend oder das beliebte „Drieß“ spielend.

Den Hauptanziehungspunkt für die Fremden und Pilger, zumal zur Weihnachtszeit, bildet die Marienkirche, welche in Kreuzesform erbaut ist und noch die ursprüngliche Anlage der von Konstantin im Jahre 330 über der Geburtsgrotte erbauten Basilika darstellen soll. Im Jahre 1101 wurde Balduin hier am Weihnachtstage zum Könige von Jerusalem gekrönt. Um 1169 ließ der byzantinische Kaiser Manuel Comnenus die Kirche mit reichem Mosaikschmuck versehen, von dem jedoch nur kümmerliche Reste erhalten sind. Ueber einen geräumigen Vorplatz gelangt man zum Westportal der Kirche, das jedoch bis auf ein kleines, schmales und niedriges Thürchen vermauert ist. Aus einer ziemlich dunkeln Vorhalle mit drei



Drieß spielende Araber am Klosterthor in Bethlehem.

Thüren, von denen wiederum nur die mittlere unvermauert ist, treten wir alsdann in die Kirche, die mit ihren mächtigen Hallen einen wahrhaft erhabenen Eindruck macht. Sie ist eine fünfschiffige, durch ein Querschiff kreuzförmig gestaltete Basilika mit breitem und wesentlich höherem Mittelschiff, von dem die Seitenschiffe durch je zwei Reihen von elf monolithischen, sechs Meter hohen Säulen aus Kalkstein und mit byzantinischen Kapitälen getrennt werden. Leider wird der Gesammteindruck durch eine hohe, von den Griechen aufgeführte, das Querschiff und die Apsis unsichtbar machende Mauer beeinträchtigt.

Unter dem Hochaltar liegt die heilige Grotte, zu der drei Treppen herunterführen. Zweiunddreißig von der Decke herniederhängende Lampen erleuchten fortwährend die Krypta oder Geburtskapelle, deren Wände mit braunem Marmor überkleidet sind. In der Nische gegen Osten ist in dem Marmorbelag des Fußbodens ein silberner Stern eingelegt, den die Umschrift umgibt: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est“ (Hier ist von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren worden), und diese Geburtsstelle bildet natürlich stets den Gegenstand besonderer Verehrung Seitens der Pilger.

In einer anstoßenden Kapelle soll eine Marmorkrippe die Stelle bezeichnen, wo das Jesuskind in die Krippe gelegt wurde, und ein Altar den Platz, wo angeblich die Weisen aus dem Morgenlande das Kindlein anbeteten. Eine andere Grotte wird als die des heiligen Hieronymus bezeichnet, in der er auch neben dem Kirchenhistoriker Eusebius begraben liegen soll.

Alle diese Stätten werden das ganze Jahr hindurch zahlreich besucht, aber am Christabend herrscht darin ein ganz besonders festliches Leben, da nach der feierlichen Pontifikalvesper in der Marienkirche die große Prozession sämmtliche unterirdischen Sanktuarien besucht, die von

frommen Pilgern und fremden Touristen dicht belagert werden.



Der silberne Stern auf der Geburtsstelle.

Nachdem der Gottesdienst in der von den herniederhängenden Lampen magisch erhellten Basilika vorüber ist,



Basilika der Geburtskirche in der Christnacht.

kommt die Prozession mit brennenden Wachslichtern und unter dem Gesange fremdartig klingender Hymnen zur Krypta herniedergestiegen.

Türkische Soldaten bilden Spalier vor der Klosterpforte bis zum Eingang der Geburtskapelle; den Zug eröffnen die in Roth und Gold gekleideten Kawassen des Patriarchen und singende Chorknaben. Ihnen folgen die Mönche des Klosters, der Patriarch selbst, der Franziskanerprior, der eine kleine Wiege mit einem aus Wachs gebildeten Christkinde trägt, und der französische Konsul mit seinen Beamten und Kawassen. Pilger und Fremde, auch bethlehemitische Frauen beschließen den Zug, der nun bei allen heiligen Stätten weilt und erst in vorgerückter Stunde seine Andacht beendet hat.

Wir aber verlassen jetzt die Kirche und treten auf die große Terrasse des kastellartigen Klosters hinaus. Der Mond ist inzwischen aufgegangen und wirft sein Silberlicht über die Stadt mit ihren erleuchteten Häusern und deren Umgebung. Er scheint auch in jenes Wiesenthal mit Eichen und Terebinthen, in welchem in jener gesegneten Weihnacht die Hirten ihre Heerden weideten, als sie den strahlenden Stern am Himmel erblickten und den Gesang der Engel vernahmen, der ihnen die Geburt des Heilands verkündete.

„Stille Nacht, heilige Nacht!“ klingt es durch unsere Seele, und wir empfinden den ganzen poetischen Zauber dieser Weihnacht in Bethlehem.

Der Geldwerth der menschlichen Körpertheile.

Vermögensrechtliche Betrachtung

von

Hugo Sternberg.

Nicht Jeder kennt den Geldwerth seiner Körpertheile, ja die Mehrzahl der Leser wird vielleicht des Glaubens sein, daß dieser Werth noch niemals ziffermäßig erhoben und festgestellt worden sei, sondern willkürlich bestimmt werden könne. Man hat eben schon oft von Leuten gehört, die bei einem Eisenbahnunglücke einen Fuß oder eine Hand verloren, und hierfür von der betreffenden Eisenbahngesellschaft bald kleinere, bald größere Summen, wie das zur Entscheidung berufene Gericht sie eben anzusetzen für gut fand, erhalten haben. Da hört man denn bald von 30,000, bald von 60,000 Mark und noch höheren Summen reden, die bei solchen Gelegenheiten den Geschädigten zuerkannt worden sein sollen.

Wir sagen „sollen", denn thatsächlich ist solch' ein Betrag für einen Fuß oder eine Hand selbst in Amerika, dem Lande der hohen Schmerzensgelder und Schadenersätze, noch nicht bezahlt worden. Allerdings hat dort Herr James Mago für hundert Ruthenstreiche, die ihm Señor Gonzales, Kommandant von San José in Guatemala, eines Tages deshalb aufzählen ließ, weil er dem Rufe

dieses gestrengen Herrn nur mit einer kleinen Verspätung Folge leisten konnte, ein Schmerzensgeld von 50,000 Dollars, also 500 Dollars für jeden Streich, erhalten. Er hätte aber höchstwahrscheinlich gar nichts bekommen, wenn er blos ein gewöhnlicher Sterblicher gewesen wäre. So aber, da er in San José auch die Stelle eines englischen Vicekonsuls bekleidete, und sich in dieser Eigenschaft über die ihm widerfahrene Schmach bei der britischen Regierung beschwerte, wurde die Sache auf diplomatischem Wege dahin geschlichtet, daß der rohe Gonzales strengstens bestraft, Mago aber in obiger glänzender Weise entschädigt wurde.

Jene 50,000 Dollars sind übrigens die höchste unter dem Titel eines Schmerzensgeldes jemals ausbezahlte Summe. Sie entsprechen mit Rücksicht darauf, daß Mago infolge der Mißhandlungen wochenlang krank war, ihrer Bezeichnung jedenfalls besser, als das Schmerzensgeld von 12,000 Dollars, welches Mr. B. Hull laut Urtheil des Bundeskreisgerichtes in Providence (Nordamerika) der deutschen Schauspielerin Fanny Janauschek zahlen mußte, weil sie in seinem Hotel zu Newport eine jedenfalls schlecht beschaffene Treppe hinunter gefallen war und einige Verletzungen erlitten hatte. Was hätte die Dame erst begehrt und erhalten, wenn sie ernstlichen Schaden genommen, etwa den rechten Arm verloren hätte! Ganz Newport würde nicht hingereicht haben, diesen Arm seinem wahren Werthe nach zu bezahlen.

Dieser Werth schwankt natürlich gar sehr, oder ist mit anderen Worten von den Umständen und Verhältnissen abhängig, unter denen die jeweilig betroffenen Individuen leben. Als im Jahre 1781 den holländischen Generalstaaten ein Krieg mit England drohte, veröffentlichten sie in geschäftsmäßiger Weise nachstehenden Prämientarif für die verwundeten Marinesoldaten. Für den Verlust beider Augen wollten sie zahlen: 1500 Gulden; für

ein Auge 350 Gulden; für beide Arme 1500 Gulden; für den rechten Arm allein 450 Gulden; für den linken allein 350 Gulden; für beide Beine 700 Gulden und für ein Bein 350 Gulden. Für beide Füße erboten sie sich 450 Gulden, für einen Fuß 200 Gulden an Entschädigung zu zahlen.

Gewisse Körpertheile, wie z. B. die Nase, das Ohr, die Finger beider Hände, die Zehen u. s. w. scheinen somit in den Augen der Holländer nicht den geringsten Werth gehabt zu haben; und man mag sich freuen, daß dieser „Tarif" nicht allgemein giltig eingeführt worden ist. Ueberhaupt würde man im vorigen Jahrhundert nach einer feststehenden Werthbestimmung der Körpertheile vergebens forschen. Dagegen ist in neuester Zeit berechnet worden, wie sich dieselben zur Erwerbsthätigkeit des einzelnen Individuums verhalten, beziehungsweise, um welchen Prozentsatz letzteres durch den Verlust dieses oder jenes Körpertheiles im Werthe herabgemindert wird.

Und da ist denn von einer Berufsgenossenschaft nachstehende, bei Rentenbemessung infolge Betriebsunfalles giltige Skala aufgestellt worden. Bei Verlust beider Augen, oder Arme, oder Hände, Beine oder Füße sinkt die Erwerbsfähigkeit von 100 auf Null Prozent und ist somit dem Beschädigten dessen bisheriger Verdienst lebenslang vollständig als Rente zuzusprechen. Wenn er also jährlich 1000 Mark verdiente, so bedeuten jene Körpertheile für ihn bei dem heutigen Zins ein Kapital von 25,000 bis 30,000 Mark. Verliert Jemand die rechte Hand allein, hat er 60 Prozent dieses Verdienstes zu erhalten. Die Rechte hatte somit einen bedeutenden Werth, ja sie ist mit Rücksicht darauf, daß man bei Verlust ihres Daumens schon 33⅓ Prozent des Verdienstes, oder der Unfallversicherung erhält, der werthvollste aller Körpertheile.

Gehen wir weiter in dieser Skala, so finden wir, daß

darin ein Fuß mit 50, die linke Hand mit 40, ein Auge mit 22, der linke Daumen oder rechte Zeigefinger mit 14, der linke Zeigefinger mit 8 und ein anderer Finger mit 4 Prozent der Erwerbsfähigkeit angesetzt ist. Demnach ist jeder Körpertheil mit Ausschluß der Nase und des Ohres, d. h. eigentlich der Ohrmuschel, ein Kapital, dessen Höhe sich nach dem Verdienste des daran Geschädigten leicht berechnen läßt und dessen Zinsen ihm zufließen, vorausgesetzt natürlich, daß er eine Unfallversicherung eingegangen ist, oder das „glückliche Unglück" hatte, von einer zahlungsfähigen Person, oder durch Verschulden einer solchen verletzt zu werden.

Von der vorangeführten Prozentberechnung hat sich unter Anderem wohl auch ein Geheimer Justizrath des Kammergerichtes in Berlin leiten lassen, als es sich darum handelte, die von dem früheren Postdiätar F. gegen einen sehr hochgestellten Hausbesitzer angestrengte Klage zu entscheiden. F. war nämlich im Winter 1886 vor dem Hause des Betreffenden auf dem Glatteise gestürzt und hatte sich Verletzungen zugezogen, die ihn dauernd erwerbsunfähig machten. Es haben zur Feststellung des Thatbestandes unter Zuziehung der Zeugen Erhebungen an Ort und Stelle stattgefunden. Unter Zugrundelegung des früheren Verdienstes des F. entschied jener Geheime Justizrath, daß der Hausbesitzer, da er den Bürgersteig nicht, wie vorgeschrieben, mit Sand bestreut hatte, verurtheilt sei, dem F. lebenslänglich monatlich 75 Mark zu zahlen. Der Gerichtshof nahm an, daß der Besitzer für die polizeilich angeordnete Instandhaltung des Bürgersteigs vor demselben verantwortlich sei.

Die Entscheidung war in diesem Falle somit nicht eigentlich schwer, häufig aber sehen sich die Gerichtshöfe nicht in der Lage, den in der Klage angesprochenen Schadenersatz urtheilsmäßig zuzuerkennen. Denn es ist und bleibt unmöglich, Jemand z. B. den Fuß oder das Auge wieder

zu erstatten. Und doch wurde beides bereits ausdrücklich begehrt.

Einmal geschah dies erst vor Kurzem in Lüttich Seitens der Eltern eines dreijährigen Knaben. Sie forderten von dem Arzte, der an dem Kleinen die angeblich unnütze Amputation des linken Fußes vorgenommen hatte, ihr Kind mit beiden Füßen, und es war schwer, ihnen begreiflich zu machen, daß diese Forderung unerfüllbar sei. Darauf bewertheten sie den Fuß mit 30,000 Franken und zwangen den Arzt dadurch zu dem wissenschaftlichen Beweise der Nothwendigkeit der Amputation.

Was das Auge anbelangt, so wurde dessen Rückstellung in Deutschland von einem Mädchen angesprochen. Es war in einen Laden eingetreten, um irgend einen Einkauf zu besorgen, und, da es sehr hübsch war, von dem Ladenbesitzer mit Galanterien überhäuft und schließlich geküßt worden. Dabei vergaß der galante Verkäufer jedoch, die Feder zu entfernen, die er hinter dem Ohre hatte. Und dieses Vergessen war verhängnißvoll, denn er stach dem Mädchen mit der Feder ein Auge aus.

Die Geschädigte forderte nun, wie gesagt, ihr Auge wieder, ohne welches sie verunstaltet sei und gewiß keinen Mann bekommen werde. Da war nun auch kein Urtheil zu fällen, und der Prozeß schwebte noch heute, wenn es dem Richter nicht gelungen wäre, den Ladenbesitzer zu vermögen, das Opfer seiner Galanterie zu heirathen.

Wie hoch übrigens Augen geschätzt werden, geht aus nachfolgender Geschichte hervor: Am Weihnachtsabende des Jahres 1867 stach der damalige Studiosus R. einem Kameraden M. im Zorne mit einem Dolche das rechte Auge aus. Dann floh R. und blieb verschollen. Der Beschädigte forschte auch nicht nach ihm, und nachdem seit dem unglücklichen Ereignisse mehr als zwanzig Jahre vergangen waren, gedachte er nur noch am Weihnachts-

abende des einstigen Freundes, wie eines Gestorbenen. Dies war auch zu Weihnachten 1888 der Fall. „Was mag aus ihm geworden sein?" frug sich Herr M. und blickte sinnend in den Lichterglanz des Tannenbaumes. Da fiel ihm ein Päckchen in die Augen, das am Morgen mit der Post angelangt war und die Aufschrift trug: „Für Doktor M., erst Abends zu öffnen." Nun war dieser Moment da. Gespannt entfernte man die Hülle des Päckchens und war nicht wenig überrascht, in demselben 25,000 Mark in deutschen Reichskassenscheinen zu finden. Ein beigeschlossener Brief gab die nothwendige Erklärung. „Anbei empfangen Sie," lautete dieselbe, „aus dem Nachlasse des im Januar d. J. verstorbenen Herrn C. N. den Betrag von 25,000 Mark, welchen Ihnen derselbe auf dem Sterbebette als Sühnegeld für das Ihnen seinerzeit geraubte Auge bestimmt und heute auszuzahlen verordnet hat." N. hatte also in Amerika, woher der Brief kam, nicht nur Geld erworben, sondern auch den Werth der menschlichen Körpertheile erkennen gelernt.

Derselbe ist drüben, wie schon gesagt, ein sehr hoher und wird auch der Nase und dem Ohre zugemessen. Einer, der dem Anderen die Nase abgeschnitten hatte, mußte hierfür 10,000 Dollars bezahlen, und ein Sportsman, dessen Pferd dem Stallknechte die Ohrmuschel wegbiß, hatte hierfür 6000 Dollars, also halb soviel Schadenersatz zu leisten, wie eine Eisenbahngesellschaft in Texas dem Manne zahlen mußte, der bei einem Zusammenstoße zweier Züge den Fuß verlor.

Ueberhaupt geht man drüben den Eisenbahnkompagnien mit Schadenersatzansprüchen scharf zu Leibe, denn dort gibt es weder einen Maximal- noch einen Minimaltarif für menschliche Körpertheile. Jeder Geschädigte verlangt einfach, was ihm beliebt, und der betreffende Richter staunte durchaus nicht, als ein gewisser John Herler für

zwei bei einem Eisenbahnunglücke eingebüßte Zähne 2000 Dollars begehrte. Jeder seiner Zähne war ihm eben 1000 Dollars werth. Auch die Jury gab dies zu, entschied aber, daß Herler noch immer ein Vermögen im Munde haben werde, wenn er sich mit 100 Dollars für den Zahn begnüge.

Die Ansichten über den Werth der Zähne gehen jedoch auch in Amerika auseinander. In New-York z. B. wurde ein Zahnarzt blos zu 10 Dollars Schadenersatz an die Dame verurtheilt, der er statt des kranken einen gesunden Zahn gezogen hatte. Ein Wirth in Austin hingegen mußte für drei oder vier Zähne das Hundertfache des obigen Betrages bezahlen. Und er hatte dieselben weder ausgezogen noch eingeschlagen. Seine ganze Schuld bestand überhaupt blos darin, dem Eigenthümer jener Zähne so viel des Trinkbaren vorgesetzt zu haben, daß dieser schwer berauscht wurde und, auf dem Heimwege zu Boden stürzend, denselben Schaden nahm, welchen Herler bei einem Eisenbahnzusammenstoße erlitten hatte.

Selbstverständlich hört die Schadenersatzpflicht in Amerika bei den Zähnen nicht auf. Im Gegentheile. Drüben sind selbst die Haare auf den Häuptern so genau geschätzt, daß Miß Mary Modey wegen des bei einer Gasexplosion erlittenen Verlustes ihrer schönsten Stirnlocke die betreffende Gasgesellschaft sofort auf Zahlung von 100 Dollars Schadenersatz verklagte, der ihr auch wirklich zuerkannt wurde.

Auch dem Maschinisten Harry Mann aus Brooklyn, welchem einige Spaßvögel den Bart abgeschnitten hatten, wurde in Anbetracht dessen, daß der Bart die Zierde des Mannes, der angesprochene Schadenersatz von 1000 Dollars ohne Weiteres zuerkannt. Er würde aber gewiß noch viel mehr begehrt und auch erhalten haben, wenn sich seine Befürchtung erfüllt hätte, daß ihn die reiche Braut, deren

Eroberung er eigentlich nur seinem schönen Barte zu verdanken hatte, ohne denselben verschmähen werde.

Selbstverständlich hat der Bart zumal dann, wenn er besonders schön und etwa Schauobjekt ist, überall einen gewissen Werth, doch wird er außer in Amerika sonst nirgends als Körpertheil, sondern blos als „Anhängsel" betrachtet.

Doch um wieder auf die „überall giltigen" Körpertheile zurückzukommen, so muß bemerkt werden, daß deren Werth im Grunde noch immer nicht ganz feststeht und demnächst wieder einmal öffentlich erörtert werden dürfte. Und zwar soll dies vor dem Gerichtshofe einer mitteldeutschen Residenzstadt geschehen. Dort hat sich nämlich eine freiwillige Krankenpflegerin vor einiger Zeit zu Gunsten einer reichen Dame, welche eine offene Armwunde hatte, ein Stück Haut ausschneiden lassen, um es der Kranken einzusetzen, und dann den betreffenden Arzt auf Schadenersatz verklagt. Nach ihrer Ansicht hat er nämlich mehr Haut genommen, als nöthig war. Sie behauptet, dadurch für immer entstellt zu sein, und es wird somit vorerst über die Richtigkeit dieser Behauptung zu urtheilen und, falls dieselbe zugegeben werden sollte, zu entscheiden sein, was für einen Werth ein tadelloser Frauenarm hat, sowie, ob durch dessen Entstellung die Heirathsfähigkeit um 40, 50 oder mehr Prozent herabgesetzt wird.

Für die Damenwelt wird die in dieser Angelegenheit zu erwartende Entscheidung natürlich eine grundsätzliche Bedeutung haben. Es ist nicht unmöglich, daß manche Tochter Eva's daraus das Recht herleiten wird, den Mann auf Schadenersatz zu verklagen, der ihr so lange Thränen erpreßte, bis ihre Wangen bleichten, und ihr Antlitz — gewiß ein wichtiger Körpertheil — die anziehende Frische verlor.

Was aber das starke Geschlecht anbelangt, so nährt

es schon längst den innigen Wunsch, daß bei irgend einer Gelegenheit auch der Werth der Zunge erhoben und ermittelt werden möchte, um wie viel die weibliche Zunge wohl höher geschätzt wird, als die männliche. Denn bisher kennt man den reellen Werth dieses Organs auch nicht annäherungsweise, und selbst der erfahrenste Jurist käme in die größte Verlegenheit, wenn er hierüber eine vermögensrechtliche Betrachtung anstellen sollte.

Das Scepter der Grazien.

Eine Fächerstudie

von

F. Berg.

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir im Ballsaale oder im Theater beobachten, wie sich eine elegante Dame mit ihrem entfalteten Fächer Kühlung zuweht, oder graziös damit spielt und allerlei nur dem Eingeweihten verständliche Zeichen gibt, so denkt man schwerlich daran, daß dies „Scepter der Grazien", wie man den Fächer genannt hat, ursprünglich nichts anderes gewesen ist, als ein abgepflücktes Blatt oder ein Vogelfittich.

Dennoch aber ist dieser Ursprung durch allen Luxus der heutigen Ausstattung hindurch deutlich zu erkennen, und ganz ohne Zweifel haben wir die ersten Fächer in dem Blatt oder Strauch zu suchen, die der Naturmensch abbricht, um damit die erhitzte Haut zu kühlen, oder in dem Vogelfittich, der ihm zu gleichem Zwecke, sowie zum Anfachen des Feuers dient.

Sicherlich bietet es nun ein hohes Interesse, den Weg, der von jenen ersten Naturgeräthen bis zu dem prächtigen und geschmackvollen Toilettestück unserer Damenwelt führt, näher zu verfolgen. Nicht mit Unrecht versichert der Fran-

zose S. Blondel, der zuerst eine „Geschichte der Fächer bei allen Völkern und zu allen Zeiten“ geschrieben hat, daß es kaum etwas Anziehenderes gäbe. „Dieses geistreiche Spielzeug, dessen Eleganz nur der Hand weicht, die es bewegt oder entfaltet, bietet dem Geschichtsforscher, dem Künstler und dem Antiquitätensammler ebenso wie der feinen Welt einen ausgiebigen Stoff zu den verschiedenartigsten Studien.“



Fig. 1. Altindischer Fächer.

Der Ursprung des Fächers reicht bis in die ältesten Zeiten hinauf. Vor Jahrtausenden schon hat man ihn in Indien gehandhabt, aber auch seine Abbildungen auf Denkmälern egyptischer und griechischer Kultur bekunden sein überaus hohes Alter, wegen dessen eben sein eigentliches Vaterland sich nicht mit Sicherheit nachweisen läßt. Er ist offenbar kein Erzeugniß des spielerischen Luxus, sondern des physischen Bedürfnisses gewesen und daher überall im Brauch, wo Hitze und Dunst lästig werden, gleichviel ob im Süden oder Norden. Wenn die Eskimos am Strande des Eismeeres in dunst- und qualmerfüllten Gelassen ihre Maskenspiele aufführen, so fächeln sich die Tänzer bei ihren Sprüngen mit Mövenfittichen, so gut wie sich der egyptische Fellah mit einem Palmblatte in der brennenden Sonnengluth Kühlung zuweht. Immerhin aber finden sich, im Einklange mit dem Klima, gewisse Ländergebiete, wo der Fächer ein ganz unentbehrliches Geräth und wo sein Gebrauch kennzeichnend für den Eindruck des ganzen Lebens ist.

So erscheint uns der Orient mit seiner Sonnengluth und tropischen Natur überall als ein wahres Fächerland,

wo wir wohl die eigentliche Heimath dieses Kühlung spendenden Geräthes suchen dürfen. Seine ursprünglichsten Vorbilder in der Natur haben wir bereits nachgewiesen; man findet sie noch heute wieder in dem Blattfächer — einem Stiel mit daran befestigtem Baumblatt, Stück Zeug oder Papier — und in dem Federfächer, den die Eingeborenen in den Tropen mit Vorliebe benutzen. Ueber diese beiden Urformen sind wir nur wenig hinausgelangt, denn in der ganzen späteren Entwickelungsgeschichte des Fächers sind nur noch zwei weitere Gestaltungen hinzugekommen. Zunächst der während des Mittelalters namentlich in Italien und Spanien beliebte Fahnenfächer: ein aufgespanntes viereckiges Stück aus Tuch, bemaltem Pergament oder Geflecht, das oben an einem langen Stiele befestigt wurde, und endlich der aus Ostasien zu uns gekommene Faltfächer, der seit Ludwig XIV. unter der Damenwelt beliebt und zu einem besonderen Luxusgegenstande erhoben wurde.



Fig. 2. Altindischer Fächer aus Binsen.

Auf diese vier Grundformen nun lassen sich sämmtliche Fächer zurückführen, wann und wo immer sie auch gefertigt sein mögen.

In dem altindischen Heldengedichte Mahâbhârata wird von einer schönen Königstochter, die das heilige Feuer hüten mußte, erzählt, wie sie die Flamme mit ihrem Blattfächer zu stärkerer Gluth anzufachen suchte, um ihre Lunge und ihren Mund zu schonen. Ihre Schönheit hatte es

jedoch dem heiligen Feuer angethan, es konnte ohne den Athem der Schönen nicht leben und erlosch. Dieser altindische Fächer, der ebenso sehr einen praktischen Nutzen hatte, wie er ein Gegenstand des Schmuckes war, wurde anfangs aus Palmen-, Lotos- und Bananenblättern oder aus Binsen hergestellt, und die hindostanischen Skulpturen haben uns ihre eigenthümlichen Formen (Figur 1) aufbewahrt.



Fig. 8. Egypterin mit Fächer.

Das Palmblatt („Talapad") gehört noch gegenwärtig zum Ornat der buddhistischen Priester in Siam, die darnach Talapoinen genannt werden. Selbst der Buddha, der doch seinen Jüngern die größtmöglichste Entsagung zur Pflicht machte, nahm doch den Fächer unter die

sehr kleine Zahl der den Bettelmönchen gestatteten Dinge auf.

Eben diese Unentbehrlichkeit des Gerätihes für den König wie den Bettler legte aber den Hochstehenden den Wunsch nahe, schon durch die Beschaffenheit des Fächers ihren Rang kundzuthun. So kamen denn an Stelle des natürlichen Blattes mit glattem Stiel Fächer auf, bei denen Pfauenfedern ein ovales Blatt bildeten, und der Stab kunstvoll geschnitzt oder eingelegt war. Altindisch ist auch der Fächer auf Figur 2, der aus Binsen geflochten, mehrfarbig bemalt und mit Perlen gestickt, während der mit großen Rubinen besetzte Stiel aus Nephrit oder Beilstein gefertigt ist.



Fig. 4.
Arabischer Fächer.

Ein in der Pariser Nationalgallerie befindliches Gemälde zeigt den Gott Indra mit einem Fächer von Pfauenfedern, und solche waren auch zur Zeit des Königs Sudraka, im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, unter den Vornehmen und Reichen am häufigsten. Dagegen sollen die bei uns als für Indien so sehr charakteristisch geltenden riesigen Fächer, welche Pankhas heißen und in den Häusern der Radschas, wie der dort wohnenden englischen Oberbeamten und Großkaufleute bei den Mahlzeiten zur Kühlung von Dienern in fortwährender Bewegung gehalten werden, nicht indischen Ursprungs, sondern erst im vorigen Jahrhundert von den Engländern dort eingeführt sein.

Die altpersischen Basreliefs in Persepolis zeigen uns den Fächer als Symbol königlicher Würde, und daß er im Cere-

moniell der alten Egypter die gleiche Rolle spielte, ist aus zahlreichen Fresken und Reliefs ersichtlich. Besonders häufig sind die Abbildungen von langen, scepterartigen Stäben, an deren Ende Federn derartig angebracht sind, daß sie eine riesige Schwungfeder, eine Lotosblüthe oder ein Palmblatt vorstellen (Figur 3). Später benutzte man mit Vorliebe Straußenfedern, und im Museum von Bulak bei Kairo befindet sich das mit Goldblech beschlagene Holzgestell eines Fächers der Mutter des Königs Ahmes I., Gründers der XVIII. Dynastie (1700—1666 v. Chr.), in dem man deutlich die Löcher zur Befestigung der Straußfedern sehen kann.

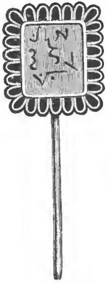


Fig. 5. Chinesischer Fächer, 1400 Jahre alt.

Erwähnenswerth ist noch, daß in Egypten wie im Morgenlande überhaupt der Fächer auch dazu benutzt wird, die Luft um die Wasserbehälter aus porösem Thon immer möglichst kühl zu erhalten.

Bei den Arabern scheint der Fächer erst zu Beginn unserer Zeitrechnung aufgekommen zu sein; es sind dort drei Gestaltungen vorherrschend: die der Fahne, auf welche ehedem der fromme Araber Koransprüche schreiben ließ, dann die eines Wedels und endlich die eines aus Straußfedern gebildeten Blattes, wie auf unserer Figur 4. Heute ist er dort, wie in Persien, in der Türkei und an der afrikanischen Nordküste im allgemeinen Gebrauch. Von historischer Bedeutung ist sogar der Fächer des Dei's Husein von Algier geworden. Es war ein Wedel aus Pfauenfedern, mit dem er am 30. April 1827 beim Empfange der Konsuln den französischen Konsul Deval in's Gesicht

schlug, der ihn übrigens durch eine beleidigende Antwort gereizt hatte. Der Dei weigerte sich, dafür Genugthuung zu leisten, und die Folge dieses Fächerschlages war die Eroberung von Algerien durch die Franzosen.

Wie die Inder bedienten sich auch die Chinesen und Japaner des Fächers schon seit den ältesten Zeiten, nachweislich über dreitausend Jahre. Eine hübsche chinesische Sage führt seine Erfindung auf die schöne Mandarinentochter Lam-Si zurück. Diese war einstmals bei einem öffentlichen Feste zugegen, wo es derartig heiß war, daß sie die damals dem weiblichen Geschlechte in der Oeffentlichkeit streng vorgeschriebene Maske abnahm, um sich damit etwas Kühlung zuzufächeln. Das holde Mädchen that dies aber so anmuthig, daß man dies Vergehen gegen die sonst so streng beobachtete Etikette verzieh. Alle Anwesenden brachen vielmehr in laute Rufe des Entzückens aus, und das Beispiel der schönen Lam-Si fand allgemeine Nachahmung. Der Dichter Lo-Ki dagegen schreibt dem Kaiser Wu-Wang, dem Gründer der Dynastie Tscheu (1134 v. Chr.) die Ehre dieser Erfindung zu.



Fig. 6. Federfächer der Griechen.

Im Anfang bestand der chinesische Fächer aus Bambusblättern, später kamen die seidenen Fächer auf, die man bemalte und mit Perlen besetzte. Einen auf 1400 Jahre

geschätzten chinesischen Fächer (Figur 5), weist das Museum im Louvre zu Paris auf. Er stellt eine viereckige Tafel dar, aus einem Bambusblatt geschnitten, mit Schriftzeichen bemalt und mit einer schlichten Umrahmung aus Binsen oder Rohr versehen.

Als Kaiser Kao-tsong (650—683 n. Chr.) eines Tages den als gute Vorbedeutung geltenden Schrei eines Fasanen vernahm, ließ er Fächer aus den Federn dieses Vogels herstellen, später bevorzugte man Pfauenfedern.

Alle diese Fächer hatten eine unveränderliche Form und waren halbkreisförmig oder halbelliptisch, bis im Jahre 960 n. Chr. der Faltfächer auftauchte, den jedoch die Chinesen aus Japan erhalten zu haben scheinen, wo der Gott des Glückes mit einem gefalteten Fächer dargestellt wurde. Mit dieser neuen Konstruktion stellte sich auch eine bis dahin unerhörte Mannigfaltigkeit in der Verwendung der Stoffe und in der Ausschmückung ein. Für die Griffe und Rippen wählte man Sandelholz wegen seines Duftes, und die Deckblätter mußten geschnitzt, lackirt oder eingelegt sein. Ferner kamen als Material für die festen Theile eines Fächers Elfenbein, Schildkrot, Perlmutter, Messing, Silber und Gold in Gebrauch, und in deren Gefolge alle die verfeinerten Ausschmückungen durch Gravirung, Touchirung, Schmelzmalerei u. s. w. In China wie in Japan ist der Gebrauch des Fächers bei beiden Geschlechtern und in allen Ständen durchaus allgemein. Die Mutter gebraucht ihn, um ihren Säugling in der Wiege damit einzuschläfern, der Lehrer züchtigt seine faulen Schüler damit, und der Bettler sammelt die Almosen mit dem Fächerteller ein. Man grüßt nicht durch Entblößen des Hauptes, sondern durch eine anmuthige Bewegung des Fächers, der auch als Notizbuch dient. Die Handwerker fächeln sich mit der Linken Kühlung zu und arbeiten mit der Rechten; der Mandarin vor der Truppe führt seinen

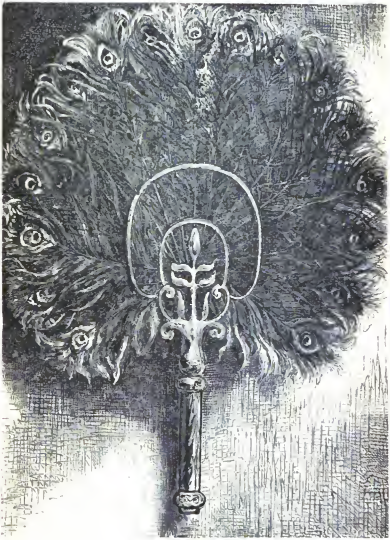


Fig. 7. Etruskischer Fächer.

Fächer mit dem Säbel in die Schlacht; man kühlt den heißen Thee oder Reis damit, die Spaziergänger verscheuchen damit die Moskitos, und die Bewegungen, welche die jungen Mädchen mit ihren Fächern machen, bilden eine stumme, aber verständliche Sprache. Freunde und Verwandte malen gegenseitig Denksprüche darauf, so daß der Fächer zum Stammbuche wird — ein Vorbild unserer „Autographenfächer", deren werthvollsten und interessantesten Adelina Patti besitzen soll.

Von den etwa 400 Millionen Fächern, die alle Jahre in der ganzen Welt hergestellt werden sollen, kommen gewiß 300 Millionen auf China und Japan. Man fertigt dort die allergewöhnlichsten Exemplare für den Massenverkauf, die aus mit nur wenigen Strichen bemaltem Papier bestehen und für das Tausend mit acht bis neun Mark bezahlt werden, sowie die allerkostbarsten Fächer aus Elfenbein, Perlmutter und Schildpatt. Namentlich die Hausindustrie fördert wahre Meisterwerke der Kleinkunst zu Tage.

Das graziöse Fächerspiel der Japanerinnen kennen wir Alle aus dem so rasch populär gewordenen „Mikado"; wie gewandt schon die altgriechischen Damen den Fächer zu handhaben verstanden, lehren uns die Figuren aus Tanagra und sonstige Vasenbilder und Statuetten. Wir sehen dort gleichzeitig, wie die überkommenen alten Formen gefälliger umgestaltet wurden. Die Myrten-, Akazien- und Platanenblätter waren die Vorbilder für die Kunstindustrie der Griechen, während das etwas steif stylisirte Palmblatt der Egypter zur gefälligeren „Palmette" aus Federn (Fig. 6) wurde. Für die Vornehmen, welche sich nicht selbst fächelten, sondern dies Geschäft ihren Sklaven überließen, waren Fächer mit langen Stielen bestimmt, wie dies auch in Rom geschah, wo die reich ausgestatteten „Flabella" jedoch erst gegen das Ende der Republik aufkamen.

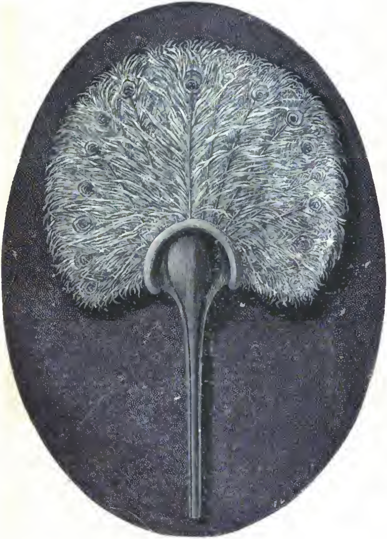


Fig. 8. Päpstlicher Fächer.

Besonderen Ruf als Fächermacher, wie als Kunsthandwerker überhaupt, genossen in der Siebenhügelstadt die Etrusker, und zwar mit Recht, wie uns das auf Fig. 7 dargestellte Exemplar darthut, dessen Pracht und Eleganz durch keine spätere Zeit übertroffen worden ist.

Die Alten bedienten sich des Fächers zur Kühlung, zum Verscheuchen der Insekten und zum Anfachen des heiligen Opferfeuers. Von hier hat auch der liturgische Gebrauch des Fächers in der altchristlichen Kirche seinen Ursprung. Bei der Abendmahlsfeier mußten nämlich jedesmal zwei an den äußersten Enden des Altars aufgestellte Diakonen zwei große Fächer aus Pfauenfedern bewegen, theils um die den Priester belästigende Hitze zu mildern, theils um Fliegen und andere Insekten zu verjagen, auf daß sie nicht das Brod beschmutzten oder in den Kelch fielen.

Auch wurde dem Fächer mehrfach eine mystische Bedeutung beigelegt, so sah z. B. der heilige Hieronymus in ihm ein Symbol der Enthaltsamkeit. Bei der griechisch-orthodoxen Kirche ist noch gegenwärtig der Fächer in Gebrauch, zumal im Orient, und ebenso in der armenischen Kirche, während die katholische Kirche ihn mit dem 13. Jahrhundert wieder aus ihren Ceremonien verbannt hat. Nur dem Papste schreiten bei großen Festen noch zwei Fächerträger mit mächtigen Pfauenwedeln zur Seite. (Fig. 8.)

Durch die Stürme der Völkerwanderung und während der darauf folgenden Bildung neuer Staatswesen scheint der Fächer ziemlich außer Brauch gekommen zu sein, wenn er im Süden auch wohl nie ganz wieder verschwunden sein mag.

Das älteste auf uns gelangte Exemplar eines Damenfächers aus christlicher Zeit dürfte wohl der in der Schatzkammer des Domes zu Monza aufbewahrte sein, welcher

der Longobardenkönigin Theodolinde (Ende des 6. Jahrhunderts) gehört hat.

Diese fromme Fürstin stammte aus dem Frankenlande; sie bewirkte als Gemahlin zweier Longobardenkönige die Bekehrung ihres Volkes zur römisch-katholischen Kirche und stiftete den Dom zu Monza. Ihr Fächer ist von der Art, welche die Römer Tabellae nannten; es waren dies Fächer, die zugleich als Bücher dienten. Er ließ sich, wie die Figuren 9 und 10 zeigen, auf- und zuklappen. Dem Range der Besitzerin angemessen ist sowohl das vergoldete Leder der Fahne wie auch der goldene gravirte Griff mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Leider läßt sich die lateinische Schrift auf der Innenseite nicht mehr lesen, doch wird sie ohne Zweifel ein Gebet oder fromme Sprüche wiedergegeben haben.



Fig. 9. Fächer der Königin Theodolinde (geschlossen).



Fig. 10. Fächer der Königin Theodolinde (aufgeklappt).

Als dann unter der mittelalterlichen Damenwelt der Fächer wieder allgemeiner in Aufnahme kam, hatte dieser abermals die früheren Entwickelungsstadien von dem runden Reisstrohgeflecht bis zu den kunstvollsten Bildungen aus Federwerk zu durchlaufen. Man fertigte sie mit Vorliebe aus Straußen-, Pfauen- und Papageienfedern; die Stiele waren aus Elfenbein oder sogar aus Gold mit Edelsteinen geschmückt. Die Form des eigentlichen Fächers war häufig kreisrund; sie trugen in der Mitte einen Edelstein oder einen Spiegel.

Namentlich die nach Europa zurückkehrenden Kreuz-

fahrer hatten die Fächer an den Höfen in Aufschwung gebracht, und zumal in Italien und Frankreich waren die Damen der neuen Mode freundlich entgegengekommen. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts kamen die aus Ostasien stammenden Faltfächer nach der pyrenäischen Halbinsel, von wo sie sich über ganz Europa verbreiteten. Hierbei sei eingeschaltet, daß die Spanier, als sie 1519 unter Cortez nach Mexiko kamen, auch dort den Gebrauch der Fächer allgemein üblich fanden. Der in Figur 11 abgebildete altmexikanische Fächer scheint ein Zeichen der Würde, eine Art von Scepter gewesen zu sein, da mit demselben der Nationalgott und die Helden der Vorzeit dargestellt wurden.



Fig. 11. Altmexikanischer Fächer.

Während des 15. und 16. Jahrhunderts entwickelte sich in Italien ein großer Fächerluxus. Man unterschied hauptsächlich drei Formen: den runden Fächerwedel, der vorzugsweise in Mailand, Venedig, Pisa und Florenz heimisch war; den nach chinesischem Muster gefertigten Faltfächer, den man in Rom, Ferrara, Turin und Neapel bevorzugte, und endlich den aus Goldbrokat oder Seide gefertigten Fahnenfächer, der in Venedig, Neapel und Padua üblich war, wo nur Frauen diese Fächer bunt trugen, während sie für junge Mädchen ganz weiß waren. Auf dem berühmten Gemälde Tizian's, das der große venetianische Meister für den Herzog Alfons I. von

Ferrara malte und das jetzt eine der Hauptzierden der Dresdener Gemäldegallerie bildet, ist Tizian's junge Tochter Lavinia mit einem solchen Fächer dargestellt.

Eine besondere Art von Faltfächer soll zuerst von Eleonore v. Este, der Gönnerin Tasso's, getragen worden sein. Er ist, wie Figur 12 gewahren läßt, sehr graziös, und hat einen goldenen Griff und neun Rippen. Letztere hält ein verschiebbarer Ring zusammen oder läßt sie frei, worauf sie dann die Radien eines Viertelkreises bilden. Jeden Stab krönt ein großer Rubin; zwischen den Stäben spannen sich drei verschiedenfarbige und mit Gold gestickte Seidenstreifen aus.



Fig. 12. Fächer Eleonorens v. Este.

Katharina von Medici brachte die italienischen Fächer nach Frankreich. Nach England war dies Toilettenstück zuerst gegen Ende des 14. Jahrhunderts, unter Richard II., gekommen und wurde dann namentlich durch die Königin Elisabeth in Aufnahme gebracht. Auch aus dem Nachlaß ihrer Todfeindin Maria Stuart sind neben kostbaren Gebetbüchern auch Fächer auf uns gekommen, deren einen Figur 13 zur Anschauung bringt.

Seit Anfang des 17. Jahrhunderts wurde die Mode der Fächer in Europa ganz allgemein, so auch in den reichen deutschen Reichsstädten, doch mußten deren Damen sich noch ausländischer Erzeugnisse bedienen, da erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland eine selbstständige Fächerfabrikation aufkam.

In Paris dagegen entstand bei der großen Nachfrage bereits im 17. Jahrhundert eine besondere Gilde der Fächermaler, die 1678 von Ludwig XIV. Korporationsrechte bewilligt erhielt. Zu Ende dieses Jahrhunderts erschienen auch die ersten Spitzenfächer; hervorragende Künstler bemalten die Fächer, die Gestelle und Griffe wurden aus dem kostbarsten Material und in vollendet künstlerischer Weise hergestellt und auf diese Art Meisterwerke geschaffen, die nicht mehr überboten worden sind.

Vor der großen Revolution gab es in Paris fünfzig Fächerfabriken, die über sechstausend Arbeiter beschäftigten. Auch während jener gewaltigen Umwälzung kam das „Scepter der Grazien" doch nicht ganz außer Gebrauch. Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß Charlotte Corday in ihrer linken Hand einen Fächer hielt, während sie mit der Rechten Marat den Todesstoß versetzte. Die Malerei wurde aber damals roh und flüchtig und lieferte statt der Schäferscenen und olympischen Gottheiten Illustrationen zur Zeitgeschichte und satirische Darstellungen. Den sogenannten Condéfächer, von dem noch manche Exemplare in Sammlungen erhalten sind, brachten französische Flüchtlinge aus dem Lager Condé's nach Koblenz; die „Refugiéfächer" enthielten versteckte Bildnisse des entthronten Königspaares; der „Revolutionsfächer" aus dem Schlesischen Museum in Breslau zeigt die Bildnisse verschiedener Revolutionshelden und den Tod, der mit der Sense Robespierre in den Nacken schlägt. Interessant sind manche Fächer mit Stahlstichen aus dem Ende des 18. und dem Anfange unseres Jahrhunderts, z. B. die sogenannten Assignatenfächer, mit Abbildungen von Assignaten u. s. w. Unter dem ersten Kaiserreich kamen kältere, weniger reiche Formen auf, und die späteren Prunkfächer erweisen sich meist als Nachbildungen älterer Muster.

Es kam dann eine lange Periode, wo der Fächer fast

ganz aus dem gesellschaftlichen Leben verschwand und höchstens auf der Bühne und bei Maskenfesten noch sein Dasein fristete. Das war die Zeit von der Mitte unseres Jahrhunderts bis zu den sechziger Jahren; seitdem ist er wieder in Gunst gekommen und hat auch die Fächerindustrie wieder aufblühen lassen, die neuerdings viel Geschmack und Originalität zeigt, wie die Frankfurter Fächerausstellung vom Jahre 1887, die Budapester Ausstellung und die „Deutsche Fächerausstellung" in Karlsruhe (beide im Jahre 1891) glänzend dargethan haben.

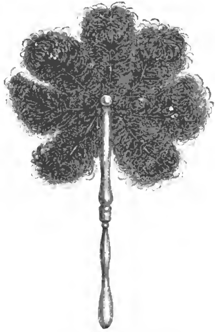


Fig. 13. Fächer Maria Stuart's.

Nur ein Land aber hat sich die volle Fächerromantik vergangener Zeiten bewahrt, das ist Spanien, und dort wird auch die Fächersprache allgemein als eine „Sprache ohne Worte" geredet und verstanden.

Der geschlossene Fächer an der Fächerschnur am rechten Arm getragen bedeutet nach R. Kleinpaul: „Ich suche einen Mann;" am linken Arm getragen: „Ich bin verlobt;" in der Tasche behalten: „Ich brauche keine Liebe." Mit dem Fächer leicht in die flache Hand schlagen heißt: „Ich weiß nicht, ob Du der Rechte bist;" den Fächer zu den

Lippen führen: „Ich zweifle an Deiner Aufrichtigkeit.“ Mit dem Fächer das Haar an der Stirn zurückstreichen bedeutet: „Ich denke an Dich;“ die Malerei des Fächers beschauen: „Du gefällst mir.“ Das nachlässige Fächeln ist ein Zeichen von Gleichgiltigkeit; das langsame Schließen des Fächers kommt einem Jawort gleich; das rasche Hin- und Herfahren mit dem Fächer drückt leidenschaftliche Liebe aus. Das Gesicht mit dem Fächer bedecken heißt: „So etwas will ich nicht hören;“ das Gesicht theilweise mit dem Fächer verhüllen: „Nimm Dich vor meinen Eltern in Acht;“ den Fächer auf's Herz legen: „Ich liebe und leide.“ Dem Geliebten den Fächer reichen drückt aus: „Es steht Schlimmes bevor;“ die Stäbe des Fächers zählen: „Ich möchte Dich sprechen;“ sich mit dem Fächer am Fenster zeigen: „Ich gehe heute nicht aus;“ endlich den Fächer fallen lassen: „Ich gehöre Dir ganz an!“

Das Fächerspiel, „manejo de abanico,“ drückt in der That Alles aus, was die Spanierin sagen will, und Benjamin Disraeli, später Lord Beaconsfield geheißen, übertreibt nicht, wenn er in einem seiner Romane äußert: „Bald entfaltet die spanische Dame ihren Fächer mit der wundervollen Ruhe und der bewußten Eleganz des der Juno geheiligten Vogels, bald bewegt sie ihn mit nachlässiger Grazie oder mit anziehender Lebhaftigkeit, bald schließt sie den Fächer mit einem Geräusch, welches dem Flügelschlage eines Vogels gleicht und Dich erzittern macht. — Dies zauberische Instrument spricht in dem Lande seine eigene Sprache, und die Galanterie braucht nur dies gebrechliche Kleinod, um ihre zartesten Gedanken oder ihre kühnsten Forderungen auszudrücken.“

Lernen läßt sich jedoch die Kunst, dies „Rüstzeug der Liebe“ zu handhaben, wohl schwerlich — sie muß angeboren sein, wie die Anmuth.

Mannigfaltiges.

Ueberlistet. — Bekanntlich sind die englischen, besonders die Londoner Diebe ihren deutschen und französischen Kollegen an List und Verschlagenheit überlegen. Das schließt jedoch nicht aus, daß auch sie bisweilen überlistet werden, wie folgendes Ereigniß aus dem Leben des berühmten englischen Porträtmalers Jackson († 1836) beweist. Der Maler, welcher unverheirathet war, litt in seinen letzten Lebensjahren an der Gicht und zwar in so hohem Grade, daß er nicht zu gehen vermochte und sich in einem Räderstuhl aus einem Zimmer in das andere fahren lassen mußte. Dieser Umstand war in der ganzen Nachbarschaft von Bridgewater, wo der Maler wohnte, bekannt, ebenso daß er sich nur einen einzigen Diener hielt, welcher oft stundenlang im Auftrage seines Herrn aus dem Hause abwesend war.

Ein gewandter Londoner Dieb hatte alles dies in Erfahrung gebracht und paßte eine Gelegenheit ab, wo Jackson seinen Diener, um Einkäufe zu machen, nach dem nächsten Stadtviertel geschickt hatte. Vor Ablauf einer Stunde konnte der Diener nicht zurück sein, und dieser Zeitraum war für den Gauner genügend, um sein Vorhaben auszuführen. Er trat von dem Hausflur in die unmittelbar daran liegende Küche, fand hier zu seinem Verdrusse die Köchin anwesend, faßte sich jedoch schnell und sagte: „Sie entschuldigen, mein Name ist Blackburne; James hat mir gesagt, daß Herr Jackson mich wegen seines Leidens zu sprechen wünscht."

„Ah, Sie sind ein Arzt, mein Herr?" fragte die nichts ahnende Köchin.

„So ist es, Fräulein."

„Gut, dann gehen Sie nur nach oben. Der Herr ist augenblicklich sehr leidend, und wenn Sie nicht gerade ein Doktor wären, würde ich Sie nicht zu ihm lassen."

Der falsche Arzt stieg die Treppe hinauf und trat, ohne anzuklopfen, rasch in Jackson's Wohnzimmer. „Guten Tag, Sir," sagte er höflich und die Thür offen lassend, damit die Köchin, falls sie lauschte, seine Worte hören könne. „Es thut mir leid, Sie in einer so schlimmen Lage zu finden." Dann, nachdem er die Thüre geschlossen, fuhr er fort: „Sie sind ganz hilflos und können sich nicht von der Stelle rühren, wie ich sehe, und Ihr Diener ist ausgegangen, ebenso die Köchin; ich bin Beiden auf der Straße begegnet."

Der Maler stutzte und blickte den Eingetretenen sprachlos an.

„Es ist ganz unverzeihlich, Sie so allein zu lassen, denn sehen Sie, was die Folgen davon sind," begann Jener wieder. „Ich nehme mir die Freiheit, diese Uhr nebst Kette von dem Tische zu entfernen und mir zuzueignen. Da ich ferner bemerke, daß die Schlüssel hier liegen, so werde ich diese Schubfächer aufschließen und nachsuchen, ob etwas darin liegt, was ich gebrauchen kann."

„Meinethalben, langen Sie zu," antwortete Jackson, der wohl wußte, daß er ihn nicht hindern konnte und zudem zweifelte, daß seine Hilferufe von Jemand gehört werden würden. „Ich glaube indeß nicht, daß Sie mit Ihrem Raube weit kommen werden."

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein," entgegnete der Dieb. „Uebrigens, mein werther Herr, ich raube nicht, sondern besitze nur eine Liebhaberei für gewisse Gegenstände, die sich leicht verkaufen lassen, und deshalb nehme ich sie an mich."

Inzwischen verlor er keine Zeit. In einem Eckschranke fand er das silberne Tafelgeschirr, sowie viele andere Dinge, die er des Mitnehmens für werth hielt. Noch waren keine zehn Minuten vergangen, als er sich durch einen raschen Blick vergewissert hatte, daß es nichts mehr für ihn zu nehmen gab. Im nächsten Moment hatte er Alles in ein Bündel zusammengepackt, machte dem Maler eine tiefe Verbeugung und verschwand.

Indessen war Letzterer ebenfalls nicht müßig gewesen. Die Gicht, welche ihm zwar das Gehen unmöglich machte, hinderte ihn aber nicht daran, seine Hände zu gebrauchen. Während

sein ungebetener Besucher ganz von dem Gedanken an seinen Raub in Anspruch genommen war, hatte Jackson mit dem Bleistift ein sprechend ähnliches Porträt des Diebes auf ein Blatt Papier gezeichnet, das auf dem Tische neben ihm lag.

Als der Diener bald darauf zurückkehrte, berichtete ihm sein Herr in kurzen Worten das Vorgefallene und schickte ihn mit der Bleistiftzeichnung nach dem nächsten Polizeiamt. Hier erkannte ein Detektiv in dem Porträt sofort einen wohlbekannten Gauner, und begab sich unverzüglich auf die Suche nach ihm, war auch so glücklich, ihn kurze Zeit darauf in einer Diebskneipe anzutreffen, noch ehe er Zeit gefunden hatte, auch nur einen einzigen der entwendeten Gegenstände zu veräußern. Am Vormittage hatte der Diebstahl bei Jackson stattgefunden, am Nachmittage wurde ihm der Dieb bereits vorgeführt, von ihm und der Köchin wiedererkannt, und die bei ihm gefundenen Gegenstände als dem Maler gehörig von seinem Dienstpersonal beschworen.

Angesichts dieser Ueberführung wäre Leugnen Wahnsinn gewesen, der Dieb gestand daher sein Verbrechen ein und befand sich, noch ehe sechs Wochen verflossen waren, bereits auf dem Wege nach Botany-Bai, dem bekannten Sträflingsasyl in Australien. Bevor er dorthin abging, hatte er aber noch die Frechheit, den Maler schriftlich zu ersuchen, ihm das Bleistiftporträt, das zu seiner Ueberführung gedient hatte, zu schenken, damit er „wenigstens etwas von seiner Mühe habe.“

Jackson ließ es ihm mit der Bemerkung zugehen, er pflege zwar im Allgemeinen die von ihm gefertigten Bildnisse nicht zu verschenken, sondern im Gegentheil ziemlich theuer zu verkaufen, wolle aber, da es nur eine Bleistiftskizze und kein fertiges Porträt sei und dies ihm zudem vor großem Verluste bewahrt habe, für diesmal von seinem Prinzipe abweichen. Das betreffende Bildniß begleitete den Gauner denn auch in der That nach seinem Deportationsort. Hnn.

„Steht im Kalender: Luise!“ — Die Operette „Fanchon, das Leyermädchen,“ hielt sich zu Anfang dieses Jahrhunderts lange auf dem Repertoire. Sie war zunächst für das Berliner Theater bestimmt, und zwar zu einer Zeit, als die Königin Luise von Preußen noch unter den Lebenden wandelte und die Leben-

den beglückte. Im Libretto sowohl als in der Komposition ist der liebenswürdigsten der Frauen in dem Solo (im 2. Akt) des Abbé's: „Auf alle Namenstag im Jahr" eine Huldigung gebracht, indem der Schluß heißt:

„Doch wenn das Herz den Reim diktirt,
Steht im Kalender: Luise!"

Das Wort „Luise" wurde, der Komposition gemäß, in einer großen Fuge mit Trompeten und Pauken begleitet.

In Magdeburg wurde nun im Jahre 1809, also zu einer Zeit, als Jerome das Scepter des westfälischen Königreiches führte, „Fanchon" gegeben. Der Schauspieler Giehl, der den Abbé gab, mußte den Auftrag bekommen haben, den Text in Rücksicht auf den Namen der Königin von Westfalen zu ändern, denn er sang:

„Doch wenn das Herz den Reim diktirt,
Steht im Kalender: Kathrine!"

Kaum hatte Giehl das Wort „Kathrine" ausgesprochen, als die biederen Magdeburger in Gegenwart der französischen Offiziere und Beamten einen Lärm verursachten, der seinesgleichen spottete. Sie zischten, lärmten, pochten und riefen so lange „Da capo! Da capo!" bis Giehl die Strophe mit dem Namen „Luise" sang. Da erscholl ein lautes „Bravo!" daß das Haus erdröhnte, Tücher wurden geschwenkt und Blumen dem Sänger zugeworfen.

Der damalige französische Kommandant von Magdeburg, General Forgues, befand sich an diesem Tage im Theater und erkundigte sich, der deutschen Sprache nicht mächtig, nach der Ursache der Demonstration. Er erfuhr sie. Giehl wanderte auf mehrere Wochen in die Citadelle und „Fanchon" wurde „auf Allerhöchsten Befehl" vom Repertoire abgesetzt. K. St.

Die Zucht von Alpenblumen. — Mit Recht ist neuerdings in Tirol ein Gesetz erlassen worden, um das Edelweiß zu schützen, da es in Gefahr war, mit der Zeit gänzlich ausgerottet zu werden. Nunmehr ist das Ausrupfen der Pflanzen nebst den Wurzeln unter Strafe gestellt; es wird daher unsere Leser interessiren, zu erfahren, daß man diese schöne Alpenblume auch ganz gut im Garten ziehen kann. Die Samen (aus den Handels-

gärtnereien zu beziehen) müssen im September unter Glas ausgesäet werden. Später werden die jungen Pflänzchen wiederholt „verstopft" (pikirt) und im ersten Winter unter Glas nicht zu kalt und namentlich nicht zu naß gehalten. Dann ist nachher die Pflanze, das Ziel und der Stolz unserer Alpentouristen, im Freien auf gut durchlassendem Boden auszupflanzen, am besten auf einer Gruppe von Kalktuff und dergleichen, wo die Wurzeln reichlich mit kalthaltiger Erde zu umgeben sind: Auch in gewöhn-



Edelweiß.

lichem Gartenboden gedeiht das Edelweiß, verliert dort aber bald seine schöne weiße Farbe, durch die es sich auf seinen natürlichen Standorten so sehr auszeichnet. Die Anpflanzung geschieht am besten auch im September.

Eine schon völlig bei uns eingebürgerte Alpenpflanze ist das Alpenveilchen oder Cyklamen, bestehend aus einer scheibenartigen Knolle mit den Wurzeln, den meist schön gezeichneten Blättern und den zwischen letzteren hervorbrechenden Blüthen. Die Vermehrung geschieht leicht aus Samen, den man von September bis spätestens Januar in halbwarmem Beete oder Hause in flache Schalen mit sandiger Haide- oder Lauberde auf gutem Wasser-

abzuge (Scherbenunterlage) aussäet, dünn mit Erde bedeckt, der fein gehacktes Moos beigemischt ist, und stets feucht hält. Die bald erscheinenden Pflänzchen werden wiederholt verstopft (pikirt), dann in kleine, später in mäßig große mehr flache als tiefe Töpfe



Alpenveilchen.

gepflanzt, ohne sie im ersten Jahr zu Ruhe kommen zu lassen. Man erreicht das am besten, wenn man sie fortwährend auf nicht zu starker Bodenwärme hält. Meist nach Jahresfrist blühen die Knollen, geben aber hinterher durch Welken der Blätter das Bedürfniß nach Ruhe kund. Sie müssen dann in den Schatten gestellt und ziemlich, aber nicht ganz trocken gehalten werden. Treiben die Knollen neue Blätter (meist Mitte August), so ver-

setze man sie nach Entfernung aller todten oder beschädigten Wurzeln in größere Töpfe mit gutem Wasserabzug und in Haide- und Lauberde mit wenig Sand. Man kann auch Kalksteinbrocken und ein wenig mürben Lehm beifügen; frische Düngertheile dagegen schaden.

Noch sei darauf hingewiesen, daß man bei den Cyklamen Arten mit über der Erde wachsenden Knollen, und solche, die sich oben und unterhalb der Knolle bewurzeln, unterscheidet. Erstere setzt man beim Verpflanzen auf, letztere in die Erde des Topfes, beziehungsweise des freien Landes. Während der Blüthezeit und während des Wachsthums älterer Pflanzen stelle man die Cyklamen halbschattig auf, im Winter dicht unter den Fenstern des Kalthauses, im Zimmer am Fenster oder zwischen Doppelfenstern. Das Gießen geschieht am besten vermittelst eines Untersatzes. Man zieht die Alpenveilchen bei uns meist in Töpfen, doch kommen die aus Südeuropa stammenden Arten auch im Freien, während des Winters unter einer leichten Laub- und Moosdecke, sehr gut fort. Man pflanze sie in halbschattiger Lage am Rande von Gesträuchgruppen, oder auch auf der Nordseite künstlicher Felsen- und Steinpartien, am besten in oben angegebene Erdmischung auf gut durchlässigem Boden. P. D.

Hunger ist der beste Koch. — Ein früheres Mitglied der von Max Strakosch geführten Operngesellschaft, bei welcher sich auch die berühmte schwedische Sängerin, Madame Nilsson, befand, erzählte folgende Reisegeschichte: Die Nilsson hatte stets die Gewohnheit, viel zu essen, aber sie aß auch gut und war sehr wählerisch. Einstmals aber passirte es ihr doch, daß sie essen mußte, was sie sonst nicht angesehen haben würde. Wir reisten von Cincinnati nach Buffalo. Ich stieg, da ich Hunger verspürte, auf einer Zwischenstation aus, um etwas zu essen, konnte aber nur noch eine große Knoblauchswurst und etwas Schwarzbrod bekommen. Als der Zug wieder in Bewegung war, holte ich meine Wurst hervor. Die Nilsson, welche in meiner Nähe saß, wandte sich mit Ekel ab.

„Pfui," sagte sie, „wie kann man so etwas essen!" Sie zog drei oder vier Flacons hervor und bespritzte das ganze Innere des Wagens mit Parfüm. „Konnten Sie denn nicht warten?"

fuhr sie ärgerlich fort. „Sie wissen doch, daß Strakosch in Buffalo telegraphisch das Diner bestellt hat.“ Sie raisonnirte noch eine Weile und sagte, daß es ihr von dem Geruch der Wurst ganz übel werde. Ich entschuldigte mich, wickelte den Rest der Wurst ein und packte ihn in die Tasche. — Nun geschah es, daß einige Stunden von Buffalo entfernt unser Zug liegen bleiben mußte, weil vor uns ein anderer Zug entgleist war. Wir mußten lange warten und aus dem Diner wurde nichts. Gegen 10 Uhr Abends schlief ich ein, doch bald erwachte ich darüber, daß mich Jemand am Arme faßte — es war Madame Nilsson, die mich flehend bat, ihr doch den Rest meiner Knoblauchswurst zu geben. Dies geschah, und die berühmte Sängerin verzehrte sie gierig, und behauptete sogar am andern Morgen, es habe ihr lange nichts so gut geschmeckt. —dn—

Wie der siebenjährige Krieg anfing. — In Oschatz in Sachsen wirkte im Anfange dieses Jahrhunderts der Rektor H., der, so oft er die Geschichte des siebenjährigen Krieges seinen Schülern vorzutragen hatte, regelmäßig mit folgender Einleitung begann: „Kinder, ihr wißt doch, daß ich aus Nossen stamme. Dort war mein seliger Vater Thorschreiber und Acciseeinnehmer. Nun denkt euch einmal, an einem schönen Augustmorgen des Jahres 1756 war derselbe nach seiner Gewohnheit frühzeitig aufgestanden und ging eben mit der Pfeife im Munde vor das Haus, um die Fensterläden aufzumachen. Da kam plötzlich ein preußischer Husar herangesprengt. Fast wäre meinem Vater vor Schreck die Pfeife aus dem Munde gefallen, doch faßte er sich und fragte: ‚Um Vergebung, ist Er nicht ein preußischer Husar?‘ — ‚Jawohl!‘ antwortete der Mann. — ‚Aber um des Himmels willen,‘ rief mein Vater, ‚was hat Er denn hier bei uns in Sachsen zu suchen?‘ — ‚Wißt Ihr's denn noch nicht,‘ antwortete ihm der Husar kurz, ‚daß heute der siebenjährige Krieg angefangen hat?‘“

Hier schwieg der alte Rektor einen Augenblick und schaute auf seine Schülerschaar. Ein Freudenstrahl ging dann über sein Gesicht, wenn sich endlich einer der Knaben zu der Frage ermannte: „Aber, Herr Rektor, woher konnte denn der Husar damals schon wissen, daß der Krieg sieben Jahre dauern würde?“ Dr. W.

Genauigkeit und Großmuth. — Die Herzogin Elisabeth von Kingston (1720—1788) war als Erbin ihres Mannes sehr reich geworden. Aber, obwohl sie über ein sehr bedeutendes Einkommen zu verfügen hatte, hielt sie doch weislich Haus mit ihrem Vermögen. Mit ihrem Haushofmeister ging sie stets die Rechnungen sehr genau durch, und als sie eines Tages eine Ausgabe von zwei Schillingen für Zugemüse als überflüssig tadelte, hielt ihr der Haushofmeister vor, daß es unter der Würde einer Dame von ihrem Stande und Vermögen sei, sich um solche Kleinigkeiten zu bekümmern.

Einige Jahre darauf verließ der Haushofmeister ihren Dienst, um ein eigenes Geschäft zu begründen, widrige Schicksale aber brachten ihn nach kurzer Zeit in die schlimmste Lage. In dieser Noth wandte er sich an seine frühere Herrin und sofort schickte ihm dieselbe eine bedeutende Summe, schrieb aber dabei: „Wäre ich nicht so genau gewesen in der Verwaltung meines Vermögens, so hätte ich sicher heute nicht das Vergnügen, Ihnen helfen zu können." Dr. W.

Elsässer-Dütsch. — Der ehemalige Elsässer Müllerbursche, nachmalige Marschall und Herzog von Danzig Lefebvre, hatte im Tirolerkrieg von 1809 keine große Meinung von den Fähigkeiten der ihm gegenüberstehenden österreichischen Generale, dagegen viel mehr Respekt vor dem Tiroler Landsturm, mit welchem er sich lange herumschlagen mußte, und sagte einmal, als der sächsische Oberst Hennings ihm über den vollzogenen Abzug des österreichischen Militärs aus den Tiroler Bergen seine Freude bezeugte, in seinem derben Elsässisch: „Halt's Maul! J' wollt' bi Gott lieber, sie wäret no herinne, die Konfusionsräth'!" —d.

Passende Antwort. — Miß Walton war die erste Studentin der Medicin an einer amerikanischen Universität, und ihre männlichen Kommilitonen waren entzückt von ihr. Einer von ihnen konnte es nicht unterlassen, der Studentin in einer feurigen Epistel die „Seufzer seines Herzens" zur Kenntniß zu bringen.

„Seufzer des Herzens," schrieb die junge Dame auf die Rückseite dieser Liebeserklärung, „gibt es nicht. Wie kann Jemand, der Physiologie studirt, auf solchen Unsinn kommen! Seufzer

kommen aus der Lunge und Luftröhre!" Damit schickte sie das Schriftstück zurück. —dn—

Wie viel Werth wird alljährlich durch Feuer zerstört? — In den Vereinigten Staaten für 460 Millionen Mark, in Rußland für 440 Millionen, in Großbritannien für 182 Millionen, in Deutschland für 124 Millionen, in Oesterreich für 70 Millionen, in Frankreich für 64 Millionen u. s. w. —dn—

Eigenthümliche Neujahrsfeier. — In Birma, wo das Neujahr mit dem Neumonde im April beginnt, sind die Feierlichkeiten bei dieser Gelegenheit ziemlich auffallend. Vor jedem Hause wird eine Palissade von Bambus, sechs bis acht Fuß hoch, errichtet, sehr geschmackvoll mit jungen Palmen verziert und mit Wassertöpfen besetzt, in denen die schönsten Blumen blühen, so daß die Straßen wie Gänge reizender Gärten aussehen. Dies sind die Vorbereitungen zu den Neujahrsceremonien, die in einem allgemeinen Wasserkampfe bestehen. Jeder hat die Freiheit, seinen Nachbar und die Vorübergehenden zu begießen. Diese Artigkeit wird aber meist von Frauen den Männern und umgekehrt erzeigt. Am thätigsten sind dabei die Kinder, und man sieht zu Neujahr nicht einen einzigen Eingeborenen mit trockenen Kleidern; ihr „Festanzug" besteht aber auch aus den schlechtesten Kleidungsstücken, die sie auftreiben können. —dn—

Ich bin die Gesellschaft. — Der große deutsche Komponist Händel war riesigen Leibes und dabei ein starker Esser. Einst trat er in London in ein Gasthaus und bestellte, da er großen Appetit verspürte, ein Mittagsessen für drei Personen. Man ließ ihn lange warten. Zuletzt fragte er den Kellner ungeduldig: „Warum kommt das Essen nicht?" und erhielt die Antwort: „Wir tragen auf, sobald die Gesellschaft da ist!"

„So bringt das Essen sofort," entgegnete Händel, „denn ich bin die Gesellschaft." E. K.